THE SHERIDAN LIBRARIES
3 1151 03717 9201
BIBLIOTHECA FICTIVA

7406

£2200

~~9671.~~

Goldschmidts Nachl.

L.

7406

1476

Tagebuch

einer

Reise

nach den vereinigten Staaten und der Nordwestküste

von

Amerika.

Von

Ignatz Hülswitt,
ehemaligem Lieutenant der Artillerie.

»Dire scenes of horror on a savage shore
»In which, a witness sad, a part I bore.«

Münſter, 1828.
Verlag der Coppenrathſchen Buch- und Kunſthandlung.

Vorbericht.

Es iſt nicht des Verfaſſers Abſicht eine vollſtändige ſtatiſtiſche, geographiſche, oder topographiſche Abhandlung über Amerika zu liefern, weil dergleichen Beſchreibungen, beſonders über die vereinigten Staaten, in Menge vorhanden ſind. Mehr liegt es in ſeinem Plane, den Leſer mit dem Lande und den Menſchen, deren Umgang ihm in Amerika zu Theil ward, in Bekanntſchaft zu bringen, wie auch eine Erzählung der ihn ſelbſt betroffenen Schickſale zu liefern. Der Verfaſſer hat die vereinigten Staaten mehrere tauſend Meilen in verſchiedenen Aufträgen durchwandert und iſt in Teneſſee und Louiſiana als Pflanzer etablirt geweſen; er iſt mit Leuten aus allen Ständen in Berührung gekommen, und glaubt daher, daß einige Mittheilungen über die innere Haushaltung der daſigen verſchiede-

nen Bewohner für ſeine Landsleute einiges Intereſſe haben würden. In ſeinen Anſichten und Urtheilen iſt er weder dem betrogenen Emigranten gefolgt, welcher ein Land, wo Milch und Honig fließt, zu finden wähnte, und, bitter getäuſcht, nur die ſchlechten Seiten und Fehler der Bewohner Amerikas mit grellen Farben ſchilderte; noch hat er durch Erdichtungen und mit poetiſchen Floskeln ausgeſchmückte Schilderungen ſeinem Werke Intereſſe zu verſchaffen geſtrebt. Einfach und ungeſchmückt hat er ſeine Anſichten niedergeſchrieben; ſollten ſie daher ſeine Leſer von dieſer Seite nicht anziehen, ſo bittet er Erſatz in der Wahrheit zu ſuchen, der er unpartheiiſch und rückſichtslos gefolgt iſt. Hinſichtlich der Statiſtik und Topographie der vereinigten Staaten gibt er zuletzt ſeinen Leſern, nebſt dem Reſultat ſeiner Beobachtungen, einen kurzen Ueberblick der phyſiſchen Kraft und der Hülfsquellen dieſer merkwürdigen Nation.

Erstes Kapitel.

Reiſe zu Waſſer von Trier nach Rotterdam. Reiſe und Begebenheiten zur See. Ankunft zu Kennibank im Staate von Maine.

An einem ſchönen Herbſtmorgen im October 1819 traten wir unſere Reiſe nach Amerika, von Luxemburg aus, an. Die Geſellſchaft beſtand, außer dem Verfaſſer, aus deſſen Schwiegervater, Frau und einem Bedienten.

Wir langten gegen Abend zu Trier an. Es war beſchloſſen die Reiſe von dort aus zu Waſſer bis zur See zu machen. Deshalb wurden am folgenden Tage die nöthigen Vorbereitungen getroffen. Wir kauften einen ſtarken Nachen mit Ruder und Segel verſehn, und verproviantirten uns für mehrere Tage, damit durch öfteres Anlanden keine Zeit verloren gehe. Am 14. ſetzten wir in die Moſel. Unſere Freunde begleiteten uns bis an das

Ufer und winkten uns ſo lange ein Lebewohl zu, bis wir ſie durch des Fluſſes Krümmungen aus den Augen verloren. Schon war es eine Zeitlang finſter geweſen, als wir die Lichter in Neumagen, einem hübſchen Dörfchen am Ufer der Moſel, erblickten, wo wir zu übernachten beſchloſſen hatten. Wir brachen am nächſten Morgen frühzeitig auf. Unſere Reiſe ging ſo trefflich von ſtatten, daß wir herzlich froh waren, uns den Wellen anvertraut zu haben. Das heitere Herbſtwetter und die Weinleſe, welche das ganze reizende Thal belebte, durch welches ſich die Moſel zwiſchen ſteilen Klippen, deren Gipfel mit den Trümmern alter Burgen bedeckt ſind, dahinſchlängelt, vereinigten ſich unſere Fahrt angenehm zu machen.

Die Moſel macht hier große Krümmungen. Oft waren wir geneigt zu glauben, daß Zauberei mit im Spiele wäre, wenn wir, nach einer Fahrt von mehreren Stunden, wieder zu einer aufmerkſam betrachteten Ruine zurück kamen, von der wir uns ſchon mehrere Meilen weit entfernt geglaubt hatten. So fuhren wir z. B. des Morgens um zehn Uhr bei der ſchönen Ruine des Kloſters Marien-

burg vorbei, und Nachmittags um 3 Uhr waren wir wieder der nemlichen Ruine gegenüber.

Wir erreichten bei Sonnenuntergang Cochem; hier nahmen wir die Muſiker des 30. Infanterie-Regiments in unſern Nachen auf, wofür ſie einen großen Theil des Weges ſpielten. Nachdem wir ſie zu Coblenz gelandet hatten, traten wir unſere Reiſe auf dem ſchönen Rheinſtrome an. Ein friſcher Südweſt-Wind blies in unſer kleines Segel und trieb uns wacker dem Meere zu. Aeolus begünſtigte unſere Fahrt bis Weſel, wo er uns doch ein wenig zu ſtark zu blaſen anfing. Zum Glück brach unſer Maſt, ſonſt würde unſere Fahrt vielleicht ſchon hier ein tragiſches Ende genommen haben. Ein munterer Student aus Heidelberg, welcher ſich in Köln zu uns geſellt hatte, war durch dieſes Unwetter ſo erſchreckt, daß er durchaus nicht weiter ſich dem trügeriſchen Elemente anvertrauen wollte, und zu Weſel von uns Abſchied nahm.

Dort trafen wir im Gaſthofe zum Könige von Preußen den Herzog von Richelieu. Er unterhielt ſich lange mit uns, ohne daß wir ihn kannten. Er ſprach von Preußens Staatsverfaſſung, ſtehendem Heere, Landwehr

und Feſtungen. Er ſchien ſehr genau von Allem unterrichtet.

Am 10. Tage unſerer Fahrt erreichten wir Nimwegen. Da das Wetter anfing ſehr ſtürmiſch zu werden, ſo hielten wir es für das Rathſamſte unſere Reiſe mit dem Marktſchiffe fortzuſetzen. Aber, wie man zu ſagen pflegt, wir waren aus dem Regen in die Traufe gekommen. Die kleine Paſſagierſtube des Marktſchiffes war ſo mit Menſchen überfüllt, daß man weder ſitzen noch ſich legen konnte. So mußten wir drei Tage und Nächte in einem erſtickenden Tabaksdampfe aushalten, ohne etwas anders als Thee und Butterbrod erhalten zu können.

Nicht zufrieden uns drei Tage gepeinigt zu haben, betrog uns der Marktſchiffer noch um unſern Nachen.

Wir fanden zu Rotterdam eine amerikaniſche Brigg, welche nur auf günſtigen Wind wartete, um unter Segel zu gehen. Sie war nach Kennibank, einem kleinen Seehafen im Staat von Macun, beſtimmt. Obſchon wir lieber zu Philadelphia gelandet haben würden, ſo hatten wir doch keine Wahl, da ſich keine

andere Gelegenheit nach den vereinigten Staaten darbot.

Wir zahlten für unſere Ueberfahrt, nebſt freiem Tiſch in der Cajüte, hundert Piaſter à Perſon. Wir ſchafften jedoch eine hinlängliche Proviſion von Getränken für unſere eigene Rechnung an, woran wir ſehr wohl gethan hatten. Am 31. October war der Wind günſtig, unſere Sachen wurden an Bord gebracht, die Anker gelichtet und die Segel entfaltet. Unſer Schwiegervater begleitete uns noch bis aufs Schiff, und nahm dann Abſchied von uns. Ein ſtarker Südwind ſchwellte unſere Segel, und in wenigen Minuten waren Rotterdams Thürme unſern Augen entſchwunden. Gegen vier Uhr Nachmittags kamen wir in die offene See. Eine halbe Stunde vom Ufer warfen wir die Anker aus, um noch einen amerikaniſchen Kapitain zu erwarten, welcher ſein Schiff in Rotterdam verkauft hatte. Es ſchien als ſollten wir gleich einen Vorgeſchmack der Gefahren, welche unſer warteten, erhalten; denn in der Nacht erhob ſich ein Sturm, unſer Schiff riß den Anker los, und trieb auf den Sand. Wir erhielten ſo furchtbare Stöße, daß wir glaubten, das

Schiff würde zertrümmern. Glücklicher Weiſe kam eben die Fluth zurück, welche uns mit Hülfe der geſpannten Segel wieder flott machte. Mit Anbruch des Tages ſetzten wir nun unſere Reiſe fort, ohne weiter auf den erwarteten Kapitain Rückſicht zu nehmen.

Nach einigen Stunden verſchwand das Land wie eine ſinkende Wolke vor unſern Augen. Dies verurſachte uns ein unangenehmes Gefühl, welches durch die ſich mit Heftigkeit einſtellende Seekrankheit noch vermehrt wurde. Früh Morgens am 2. November paſſierten wir die Meerenge von Dover. Es iſt ein lieblicher Anblick, die Küſten Frankreichs und Englands zu gleicher Zeit aus dem Meere empor ſteigen zu ſehen.

Am 3. hob ſich der Sturm wieder. In der Nacht ſchienen die Wellen wie feurige Berge auf uns zuzurollen, der Wind heulte gräßlich durch die Maſten des Schiffs. Mit furchtbarem Getöſe brach ſich das Meer gegen die hohen Felſen der engliſchen Küſten, wovon wir nicht fern waren. Wir retteten uns in den Hafen von Portsmouth, wo wir bis zum 8. blieben. Kaum waren wir wieder ausgelaufen, ſo wurde es auch wieder ſo ſtürmiſch,

daß wir froh waren den Hafen von Fallmouth erreichen zu können. Da das Einlaufen in den Hafen mit großen Koſten verbunden iſt, ſo war unſer Kapitain ſehr übel gelaunt. Er nannte ſich Krediford, war ein kleines braunes Männchen, ſehr wachſam und thätig, dabei überaus höflich und gefällig gegen uns, aber ſehr reizbar. Er ſprach, wenn das Wetter ungünſtig war, den ganzen Tag kein Wort, als God dam, wobei er mit den Füßen den Boden ſtampfte. Nach unſerer Abfahrt von Fallmouth war der Wind mehrere Tage ſo günſtig, daß wir täglich an 300 engliſche Meilen machten. Auf dem Biskaiſchen Meere, welches immer ſehr unruhig iſt, überfiel uns die Seekrankheit mit großer Heftigkeit. Bei dieſer Gelegenheit zeigte ſich der Kapitain ſehr theilnehmend und aufmerkſam. Ich machte ſolche Fortſchritte in der engliſchen Sprache, daß wir uns ſchon einander verſtändlich wurden.

Am 18. trat eine gänzliche Windſtille ein. Wir befanden uns im 30. Breitegrad, das Wetter war heiter und ſo warm, wie im Juli in Deutſchland. Der Kapitain ging ſo weit ſüdlich um in die Paſſatwinde

zu kommen, welche gewöhnlich im 28. Breitegrad beginnen. Er fürchtete ſehr einen Sturm, weil er keine Ladung und zu wenig Ballaſt hatte. Dieſer Ballaſt beſtand aus Sand, welcher in Holland aus dem Fluß geſchöpft und ins Schiff geladen wird. Das darin enthaltene Waſſer rinnt aus, und wird ausgepumpt. Natürlich wurde unſer Ballaſt immer leichter, und unſer Schiff ging täglich weniger tief ins Waſſer. Dies verurſachte ein unerträgliches Schaukeln, welches die Heftigkeit unſerer Seekrankheit bewirkte, von der wir uns während der ganzen Reiſe nicht völlig wieder erholen konnten. Unſere Magen blieben ſo ſchwach, daß wir weder Thee, Kaffe noch geſalzenes Fleiſch oder Zwieback vertragen konnten. Wir lebten von Kartoffeln, Mehlſpeiſen und Bier. Das Waſſer war ſo verdorben, daß der Geruch ſchon Uebelkeit erregte, welchem Umſtande unſer Widerwille gegen Thee und Kaffe wohl zuzuſchreiben war. Einen angenehmen Zeitvertreib fanden wir darin, daß wir der Jagd der Delphinen auf die fliegenden Fiſche beiwohnten, was bei der außerordentlichen Durchſichtigkeit des Meerwaſſers gut angeht. Wenn ein Delphin ſich einem

Schwarme dieſer Fiſche näherte, ſo erhoben ſie ſich aus dem Waſſer und flogen ungefähr tauſend Schritte weit. Aber der Delphin ließ ſie nicht aus den Augen; mit unbeſchreiblicher Geſchwindigkeit verfolgte er ſie auf der Oberfläche des Waſſers, wobei er ſtets Sprünge von zehn bis 12 Fuß machte, und mit den Verfolgten faſt zu gleicher Zeit auf dem Punkte eintraf, wo dieſe erſchöpft ins Meer fallen mußten, und nun eine leichte Beute ihres Verfolgers wurden. Der Delphin iſt der ſchönſte aller Fiſche, und wird auch mit Recht ihr König genannt, nicht wegen ſeiner Größe, (er wiegt höchſtens zwanzig Pfund), ſondern wegen ſeiner edlen Form, Schnelligkeit und ſeines ſchönen Farbenſpiels. Er glänzt mit allen Farben des Regenbogens, welche die Strahlen der Sonne zurückwerfen.

Das Meerwaſſer, welches an der Küſte trübe und dunkelgrün ausſah, hatte hier in der Mitte des Ozeans eine ſchöne indigoblaue Farbe. Es iſt ſo durchſichtig, daß, wenn man bei einer Windſtille etwas Glänzendes über Bord wirft, man es ſo lange ſehen kann, bis es eine Tiefe von wenigſtens 400 Fuß erreicht hat. Das Seewaſſer iſt ſo widerlich

zu trinken, daß der Genuß einer halben Theetaſſe ein heftiges Brechen verurſacht. Durch chemiſche Zergliederung hat man eine große Mannigfaltigkeit ſeiner Beſtandtheile entdeckt, wovon Salz, Salpeter, Schwefel, Phosphorus die hauptſächlichſten ſind. Der letztere leuchtet Nachts, bei der geringſten Bewegung des Waſſers, ſo ſtark, daß man Millionen von Lichtflämmchen zu erblicken glaubt. Daher läßt das Schiff, wenn es ſchnell durchs Waſſer geht, einen feurigen Schweif hinter ſich, und die Wellen ſehen in einer finſtern Nacht feurig aus. So lange wir in den Paſſatwinden blieben, hatten wir angenehmes Wetter, aber ſobald wir uns Amerikas Küſte näherten, wurde das Wetter rauh.

Am 8. Dezember tauchte ſich die Sonne blutroth ins Meer, der ganze Himmel und das Meer waren roth gefärbt. Der Kapitain ſagte uns, daß es ſchlechtes Wetter bedeute. Er ließ die Cajüten-Fenſter verſchließen und die oberen Maſten abnehmen. Der Sturm brach mit Tages-Anbruch los. Die Segel waren bis auf ein Einziges eingezogen; dennoch wurde das Schiff oft ſo auf die Seite geſchleudert, daß das Geländer des Verdecks

im Waſſer lag. Das Meer war mit Schaum bedeckt und ganz ſchneeweiß. Wir mußten uns allenthalben anklammern, um nicht von einer Ecke in die andere geſchleudert zu werden. Der Kapitain und die Matroſen waren ſo ruhig wie beim heiterſten Wetter. Am 10. Dezember ſahen wir mehrere Wallfiſche, wovon ſich einer, der über ſechzig Fuß lang war, unſerem Schiffe bis auf 30 Schritte näherte. Am 18. führte der Wind einen ſehr lieblichen Geruch von der Küſte Carolinas herüber. Das ganze Meer war mit Schiffen von allen Größen bedeckt. Hieraus und aus den vielen Vögeln, die ſichtbar waren, ſchloſſen wir, daß die Küſte nicht fern ſeyn könne. Am folgenden Tage wurde das Senkblei geworfen, aber noch war auf 600 Fuß kein Boden zu finden. Das Senkblei wog über dreißig Pfund und war mit Talg beklebt, um anzuzeigen, ob es den Boden berührt habe. Am 20. Dezember ſchrie ein Matroſe oben im Maſte: Land! Nach einer halben Stunde ſahen wir Amerikas Küſte im grauen Nebel aus dem Meere ſteigen. Bei dieſem Anblick vergaßen wir ſchnell die überſtandenen Mühſeligkeiten. Der Kapitain hatte uns faſt die Stunde vorher beſtimmt, in der

wir Land ſehen würden. Seine Methode, die Länge und Breite des Orts zu erforſchen, wo ſich das Schiff befand, war ſehr einfach. Jeden Mittag wurde mit dem Quadranten die Höhe der Sonne genommen, und darnach der Breitegrad beſtimmt. Um den Lauf des Schiffs zu meſſen, bediente man ſich eines dreieckigen Bretts, deſſen eine Seite mit Blei eingelegt iſt, damit es nicht flach ſchwimme. An dieſem Brette wird eine Schnur befeſtigt, die auf einen Haspel gewunden, und durch Knoten eingetheilt iſt, die den 120. Theil einer engliſchen Meile von einander entfernt ſind. Das Brett wird ins Meer geworfen, und ſobald ſich die Schnur bis zum erſten Knoten abgewunden hat, wird eine Sanduhr umgeſtürzt, die eine halbe Minute, mithin den 120. Theil einer Stunde läuft. Folglich macht das Schiff ſo viele Meilen in einer Stunde, als ſich Knoten in einer halben Minute abwinden. Am 22. fuhren wir die Inſeln Tocanok und Nantuket vorbei, welche ganz von Wallfiſchfängern bewohnt ſind. Wir waren immer, ſeit wir uns der Küſte genähert hatten, von einer Menge amerikaniſcher Schiffe umgeben, welches uns einen vortheilhaften Begriff von dem Han=

del Amerikas beibrachte. Am 25. Dezember liefen wir endlich zu unſerer großen Freude in den Hafen von Kennibank ein.

Zweites Kapitel.

Aufenthalt in Kennibank. Schlittenfahrt durch die Staaten Newhampſhire, Vermont nach Albany.

Es ſchien, als ob Deutſche in Kennibank zu den Raritäten gehörten. Denn kaum war es bekannt, daß der Kapitain eine deutſche Familie mitgebracht habe, als die Einwohner in großer Zahl an Bord kamen. Die Giraffe iſt in Paris vielleicht nicht mit mehr Neugierde betrachtet worden, wie wir in dem Augenblick zu Kennibank.

Wir wurden nach dem Hauſe einer Wittwe mason geführt, welches groß und ſehr reinlich war. Es gefiel uns bei dieſer Frau ſo ſehr, daß wir die ganze Zeit unſeres Hierſeyns bei ihr Koſt und Wohnung nahmen. Es war außerordentlich kalt, der Schnee lag zu hohen Bergen aufgethürmt, ſo daß an vielen Stellen

die Einwohner ſich durchgraben mußten, um zu einander zu kommen. Die Kälte war in den Häuſern ſo empfindlich, daß unſer Athem auf der Bettdecke fror, obſchon ein ungeheures Kaminfeuer, das die ganze Nacht brannte, in unſerm Schlafzimmer angemacht war.

Kennibank iſt ein ganz neues Städtchen, kaum 40 Jahre alt. Es enthält zweihundert Wohnhäuſer, ſehr zierlich aus Holz erbaut. Die Häuſer ſind, wie in allen nördlichen Staaten, mit kleinen, vier Zoll breiten, wie Schuppen übereinander liegenden Brettern bekleidet, welche mit den lebhafteſten Oelfarben angeſtrichen werden. Die Straßen ſind gerade und breit, aber ohne Pflaſter.

Am zweiten Weihnachtstage wurde ein junges Ehepaar von der Sekte der Baptiſten getauft; man hatte zu dieſem Zwecke ein Loch durch das Eis gehauen, um welches ſich die Gemeinde verſammelte. Nach einem kurzen Geſange ſtiegen die Täuflinge, weiß gekleidet, in das Loch, und wurden durch den Prediger, welcher ihnen zu dem Ende ſein Taſchentuch um den Leib gewunden hatte, mit Ausſprechung der gewöhnlichen Taufformel ganz untergetaucht.

Allein die junge Frau entſchlüpfte den von Kälte erſtarrten Händen des Predigers. Sie gerieth unters Eis, und kam nicht mehr zum Vorſchein. Man tröſtete den weinenden Gatten mit den Worten Hiobs: »Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen u. ſ. w.« Man war der Meinung, daß ſie direkt zum Himmel gefahren ſey und pries ſie ſelig. Abends gingen wir zur Kirche der Quäker, um ein junges Frauenzimmer predigen zu hören. Bei unſerer Ankunft ſaß die Gemeinde in einer ſtillen Betrachtung. Die Rednerin erhob ſich, und halb ſingend halb redend pries ſie die Tugend der Demuth. Ihr Geberdenſpiel war ſeltſam. Ihre Arme waren ſtets in einer gleichförmigen Bewegung, als ob ſie durch ein mechaniſches Kunſtwerk in Thätigkeit geſetzt würden. Mit vieler Mühe unterdrückten wir ein Lächeln, wozu eine große Luſt uns anwandelte.

Wir erhielten täglich Einladungen zum Thee, wobei der Tiſch mit einer Fülle der herrlichſten Confitüren aller Art beladen war. Man richtete tauſend Fragen an uns. Aber da wir nur wenige engliſche Ausdrücke kannten, ſo wurde ihre Neugierde ſchlecht befriedigt, und

oft hatte dies die drolligſten Mißverſtändniſſe zur Folge.

Die angeſehenen Leute des Orts waren Schiffs=Eigenthümer. Einige von ihnen beſitzen wohl zwanzig Fahrzeuge, welche in Ermangelung heimiſcher Produkte zum Transport in alle Welt gehen um Fracht zu ſuchen. Die meiſten von ihnen hatten als gemeine Matroſen angefangen ihr Glück zu gründen.

General Noel, deſſen Schiff uns von Europa gebracht hatte, war Eigenthümer von ſieben und zwanzig Schiffen. In ſeiner Jugend hatte er als armer Waiſenknabe ſich ernährt, den Matroſen Brod zu verkaufen. Blos durch Fleiß und Sparſamkeit hatte er ſich ein unermeßliches Vermögen erworben. Er war General der Miliz, welches aber nicht viel ſagen will, denn wir hörten oft Schuſter und Schneider mit dem Titel: Obriſt und Major anreden.

Unſere Wirthin, eine Presbiterianerin, nahm uns des Abends gern mit zu ihren Prayer meetings (Gebetverſammlungen), welche in den Wohnhäuſern gehalten wurden; ſie hoffte auf unſere Bekehrung, die ſie ſich, ſeitdem ſie erfahren hatte, daß wir Katholiken waren,

eifrig angelegen ſeyn ließ. Als ſie ſah, daß wir blos zu ihrem Eifer lächelten, ſo wurde ſie aufgebracht; ſie ſchalt uns Idolaters (Götzendiener) und ſagte, wir wären an abomination before the Lord (ein Gräuel vor dem Herrn). Ihr Gottesdienſt fing mit einem harmoniſchen vielſtimmigen Geſange an, worauf der Prediger mit weinerlicher Stimme und vielem Pathos ein langes Gebet herſagte. Nach dem Gebet wurde zum Schluſſe wieder geſungen. Es ſcheint, als ob hier die Prediger nur durch ein ſchönes Gebet einen Ruf ſich erwerben können, weil wir ſie nie wegen einer ſchönen Rede, ſondern immer wegen ihrer Gebete loben hörten.

An den Sonntagen war die Stadt wie ausgeſtorben. An dieſen Tagen beſuchten ſich die Einwohner nicht, das Reiſen und Tanzen war bei fünf Dollar Strafe verboten, eben ſo das Fluchen; die Kinder durften weder laut lachen noch ſprechen, der ganze Tag wurde mit Beten und Bibelleſen zugebracht.

Der Staat Maine iſt für den Landwirth nicht ſehr ermunternd: die Winter ſind lang und kalt, und der Boden zum Theil unfruchtbar.

Im Februar ſchien die Kälte etwas nachzulaſſen. Wir ſchickten uns zur Abreiſe an, obſchon uns von allen Seiten Vorſchläge gemacht wurden, uns hier niederzulaſſen. Alle Bekannte ſchienen uns nur ungern ſcheiden zu ſehen, unſere gute Wirthin, welche uns trotz dem, daß wir Katholiken blieben, ſehr lieb gewonnen hatte, weinte ſich die Augen roth.

Im Winter ſieht man in den nördlichen Staaten keinen Wagen. Alles fährt auf Schlitten. Auch wir wählten dieſe bequeme Art zu reiſen, und kauften deshalb ein Pferd und einen Schlitten. Am 12. Februar verließen wir Kennibank. Die Wege waren ſehr eben und glatt, unſer Pferd ſchien den Schlitten kaum zu fühlen, obſchon er ſtark beladen war. Wir fuhren die erſten zwölf Meilen*) am Ufer der See entlang, wo alles einen großen Wohlſtand andeutete. Zu Berwick, einem kleinen Seehafen, kehrten wir beim Obriſten Walbach ein, welcher daſelbſt in einem kleinen Fort kommandirte. Er war ein biederer alter

*) Es verſteht ſich, daß unter den Meilen, welche hier ſo wie im Verfolg dieſes Werkes angegeben werden, immer engliſche zu verſtehen ſind, deren 4 auf eine deutſche gehen.

Deutſcher, welcher ſchon über fünfzig Jahre in amerikaniſchen Dienſten geſtanden hatte. Zur Zeit der Revolution war er einer der Adjutanten des Generals Lafayette geweſen. Sobald er hörte, daß ich als Preußiſcher Offizier mit gegen die Franzoſen gefochten hatte, ließ er gleich von ſeinem beſten alten Wein kommen. Wir mußten durchaus bei ihm übernachten. Er hörte ſehr gern von den letzten Feldzügen erzählen, wobei er von Zeit zu Zeit mich mit dem Ausruf unterbrach: »Hab's doch immer geſagt, die Deutſchen wären brave Kerls!« Er ſchien den wärmſten Antheil an der Befreiung ſeiner Landsleute zu nehmen. Unſer Weg ging nun landeinwärts durch traurige Wälder von Nadelholz. Hie und da zeigte ſich eine Hütte, von übereinander gelegten Baumſtämmen und einem kleinen Maisfelde umgeben, worin die drei Fuß hohen Stümpfe der abgehauenen Bäume umherſtanden.

Man iſt ſehr überraſcht, wenn man in dieſe Hütten tritt, wo Alles von einer großen Reinlichkeit und Ordnung zeugt. Der Fußboden iſt mit einem ſchönen Teppich bedeckt. Die Einwohner ſind mit Geſchmack in ihre ſelbſt geſponnenen und gewebten wollenen Stoffe

gekleidet. Man wird mit Höflichkeit und Anſtand empfangen, und trifft mehr Bildung an, als man in dieſen Wäldern vermuthen ſollte.

Alle Europäer, die nach den vereinigten Staaten kommen, ſtaunen über die Bildung und Höflichkeit, welche ſelbſt unter den Waldbewohnern, an Orten die weit von großen Städten entfernt ſind, vorherrſchend iſt. Auf unſerer ganzen Reiſe haben wir nie die Sitten des gebildeten Lebens aus den Augen verloren. Allerdings iſt Verfeinerung weit ſeltener, als in unſerem hoch kultivirten geſellſchaftlichen Zuſtande, aber dagegen findet man faſt auch kein Beiſpiel niedriger Gemeinheit.

In jeder Abtheilung des Lebens ſahen wir hier Perſonen beſchäftigt, die in Sitten und Erziehung der nämlichen Klaſſe im civiliſirten Europa überlegen waren. Schon auf dem Meere machten wir dieſe Bemerkung an den Matroſen, und vorzüglich an den Piloten, welche oft zu uns an Bord kamen, während wir die Küſte entlang ſegelten. Es waren wohlunterrichtete, gebildete Männer, die weit über ihren Stand waren. Auch die Zollbeamten waren feingebildete junge Männer, welche uns mit großer Artigkeit begegneten, und

keine Spur jenes unangenehmen Weſens an ſich hatten, welches unter ihren europäiſchen Amtsgenoſſen nicht ſelten iſt. Sie ſind hier ſehr geachtet, erhalten reichliche Beſoldung und haben daher wenig Verſuchung ihr Amt treulos zu verwalten. Um Mittag langten wir zu Concord an, dem Sitz der Regierung von Newhampshire, welches in einem ſchönen Thale am Merrimack-Fluſſe liegt. Die Stadt hat ſchöne breite Straßen, welche ſich alle rechtwinklig durchkreuzen. Die Häuſer ſind ſehr zierlich aus Holz erbaut, mit weißer Oelfarbe angeſtrichen, und mit grünen Jalouſien verſehen, welches ihnen ein recht freundliches Anſehen gibt. Wir waren eben im Begriff über die ſchöne Brücke des Merrimack-Fluſſes zu fahren, als ein alter Mann uns zurief: You can save your money Sir, cross on the ice (Sie können Ihr Geld ſparen und über das Eis fahren). Wir folgten ſeinem gut gemeinten Rathe. Wir fuhren nun durch eine Landſchaft, welche wegen der vielen Thäler, hohen Berge und ſtarker Viehzucht die amerikaniſche Schweiz genannt wird. Trotz des allenthalben ſichtbaren Wohlſtandes bemerkten wir eine große Luſt zum Auswandern. Allenthalben

boten uns die Farmers (Bauern) ihre Län=dereien zum Verkauf an. Wenn wir ſie fragten, warum ſie ſolche verkaufen wollten, ſo war ihre Antwort, daß ſie nach den weſtlichen Staaten ziehen wollten. Sobald man erfuhr, daß wir erſt kürzlich Europa verlaſſen hatten, beſtürmte man uns mit Fragen, ob es nicht bald wieder Krieg gebe, und ob keine Hoff=nung wäre, daß Napoleon bald wieder befreit würde. Sie wünſchten den Krieg und Napo=leons Befreiung, blos um einen großen Preis und Abſatz für ihre Produkte zu finden.

Am 17. erreichten wir die Grenze von Vermont. Wir übernachteten in einem ſehr einſam gelegenen Wirthshauſe. Der Wirth, ein alter Soldat, welcher in der Revolution einen Arm verloren hatte, ſah ſo banditen=mäßig aus, daß es uns ganz unbehaglich in ſei=nem Hauſe wurde. Am 18. paſſirten wir den Conneticut=Fluß. Die Brücke war unter ei=nem großen Elephanten eingebrochen, welcher nebſt ſeinem Führer jämmerlich dabei ums Leben kam. Wir mußten daher über das Eis ſetzen, welches ſehr gefährlich ſchien, indem es ſchon an vielen Stellen aufgebrochen war.

Nachdem wir Braddelborugh, eine anſehnliche Stadt Vermonts, hinter uns hatten, wurde das grüne Gebirge (Green Mountains) ſichtbar. Es hatte das Anſehen einer finſtern ſchwarzen Mauer, welche bis in die Wolken zu ragen ſchien. Wir fuhren den ganzen Nachmittag durch öde Hemlock-Wälder und erreichten erſt ſpät Abends Wilmington, ein kleines Dörſchen am Fuße des Gebirges. Unſer Wirth zu Wilmington rieth uns, einige Lebensmittel für uns und unſer Pferd mitzunehmen, weil das nächſte Haus ſieben und zwanzig engliſche Meilen entfernt wäre. In einem dichten Walde von ſchwarzen Hemlock-Bäumen, welche alle Ausſicht hinderten, ſtiegen wir am nächſten Morgen den Berg hinauf.

Erſt um zwei Uhr Nachmittags hatten wir den Gipfel erreicht. Der Schnee lag zu beiden Seiten wie Mauern aufgethürmt. Wir fürchteten ſehr einem Fuhrwerke zu begegnen, weil es an vielen Stellen unmöglich war auszubiegen. Leider begegnete uns der Poſtſchlitten an einer ſolchen Stelle. Bei dem Verſuche auszuweichen, verſank unſer Pferd ſo tief im Schnee, daß es uns nur mit Hülfe des Poſtillons und der Paſſagiere gelang, es wie-

der heraus zu bringen. Aber es war ſo er=
müdet, daß es jeden Augenblick ſtehen blieb.
Spät in der Nacht kamen wir halb erfroren
zu einem kleinen Wirthshauſe. Hier wohnte
eine liebenswürdige Familie aus Boſton. Von
Menſchen und Glück verfolgt waren ſie in
dieſe wilde Einſamkeit geflohen, wo ihre An=
ſiedelung eine wahre Wohlthat für den Rei=
ſenden iſt, und vielleicht manchem das Leben
retten mag. Am 20. fingen wir an bergab
zu ſteigen, welches ſehr ſchnell ging. Da dieſe
Seite des Gebirges von Holz entblößt war,
ſo eröffnete ſich uns eine unermeßliche Aus=
ſicht auf den Staat von Newyork, welcher
zu unſern Füßen ausgebreitet lag. Gegen
Mittag kamen wir durch Bennington, die Haupt=
ſtadt Vermonts. Man zeigte uns das Schlacht=
feld, wo in der Revolution eine engliſche
Armee durch undisciplinirte amerikaniſche Schü=
tzen ganz vernichtet wurde. Ein einfaches
Denkmal enthielt die Namen der Tapfern, die
hier für Freiheit und Vaterland gefallen waren.

Wir erreichten gegen Abend die Grenze
Neu=Englands, welches wir faſt der ganzen
Länge nach durchreiſ't waren. Ueberall hatten

wir Wohlſtand, Induſtrie, gute Sitten und Frömmigkeit gefunden.

Die engliſche Sprache und Sitten haben ſich hier am reinſten erhalten, weil die Einwohner unvermiſcht mit andern Völkern geblieben ſind. Die Neu-Engländer ſind von kleiner Statur, mit ſchwarzen Haaren und kleinen funkelnden Augen, ſehr lebhaft, geſchmeidig, behende, neugierig und geſprächig. Sie antworten nie beſtimmt mit: Ja oder Nein, ſondern immer mit: I guess (Ich vermuthe). Sie ſind liſtig und ſchlau im Handel, welche Eigenſchaft ihnen von den Einwohnern der anderen Staaten den Spottnamen Yankees zugezogen hat. Die Neu-Engländerinnen ſind meiſtens blaß, blendendweiß und ohne Buſen. Ihre ſtille Sittſamkeit kontraſtirt ſehr mit der Lebhaftigkeit der Männer. Sie ſcheinen ſehr beweglich und feinfühlend. Ihre religiöſe Schwärmerei gibt ihnen etwas Ueberſpanntes, das ſie ſehr anziehend macht. Sie ſehen häufig ſchwindſüchtig aus, welche Krankheit hier die vorherrſchende iſt. Auch ſchien uns ihre Lebensweiſe dazu geeignet, dies Uebel zu befördern. Sie leben von Backwerk, Confitüren, Thee und ſüßen Kuchen, daher verdor-

bene Zähne, Kopfweh, Magenſchmerzen, ſie ſtets begleitende Uebel ſind.

Sobald wir unſere Reiſe im Staat von Newyork antraten, fanden wir eine merkliche Veränderung. Die Gegend ſchien ungleich fruchtbarer, die Städte und Dörfer waren beſſer gebaut, die Einwohner üppiger gekleidet; auch deuteten Sitten und Ton mehr auf einen geſellſchaftlichen Zuſtand. Wir kamen gegen Abend an den großen Hudſon-Strom, welcher noch ganz mit Eis bedeckt war. Man rieth uns ab über das Eis zu fahren, weil kurz vor unſerer Ankunft ein Mann mit ſeinem Pferde verunglückt war.

Wir machten daher einen kleinen Umweg, und fuhren über die Lanſingburger-Brücke, welche eine halbe Meile lang iſt.

Die amerikaniſchen Brücken ſind aus Holz auf ſteinernen Pfeilern erbaut, welche 200 bis 300 Fuß von einander entfernt ſtehen. Die eigentliche Brücke hängt an großen hölzernen Bogen, welche von einem Pfeiler zum andern fortgeführt ſind. Die Brücken haben ſowohl ein Dach als Seitenbekleidung mit Fenſtern, um ſie gegen den Einfluß der Witterung zu ſchützen.

Wir übernachteten zu Troy, einer bedeutenden Stadt mit einer berühmten weiblichen Erziehungsanſtalt, welche bis fünfhundert Zöglinge zählt. Die Mädchen erhalten darin nicht allein Unterricht in weiblichen Handarbeiten und modernen Sprachen, ſondern auch in der Geographie, Rhetorik, Aſtronomie, Muſik und im Zeichnen. Den jährlichen Unterricht nebſt Koſt und Wohnung hat man in dieſer Anſtalt für 150 Piaſter.

Drittes Kapitel.

Albany. Aufenthalt in Catskill. Fahrt auf dem Hudſon nach der Stadt Newyork. Seereiſe nach der Nordweſtküſte.

Als wir Albany erreichten, war alles in Leben und Bewegung, die Trommeln lärmten, die Kanonen wurden abgefeuert und die Miliz paradirte auf den Straßen. Es war nämlich Washingtons Geburtstag, der gefeiert wurde. Albany iſt der Sitz der Regierung von Newyork, und des Haupthandels auf dem Hudſon-Fluſſe. Mit Recht nennt man ſeine Lage un-

vergleichlich ſchön, ſowohl in Hinſicht der ihn umgebenden Naturſchönheiten, als auch der Bequemlichkeit des Handelsverkehrs. Die Straßen ſind regelmäßig angelegt, breit, mit ſchönen drei bis 4 Stockwerk hohen ſteinernen Häuſern bebaut. Zahlreich ſind die öffentlichen Gebäude und Kirchen. Zwei große Staatsgebäude: das Capitol und Senathaus zeichnen ſich durch einen ſchönen Styl und koloſſale Säulen aus. Es gibt hier unter anderen öffentlichen Einrichtungen drei Banken, drei Freimaurerlogen, ein Muſeum, ein Zeughaus, zwei Geſellſchaften zur Unterſtützung armer inländiſcher Emigranten u. ſ. w.

Albany wurde zuerſt von den Holländern erbaut, und zählt ſchon über 16 tauſend Einwohner. An Sitten und Gewohnheiten gleichen ſie denen der übrigen Städte der Union, doch bemerkt man bei ihnen wenig Gaſtfreiheit und Hang zu Vergnügen, daher auch hier kein Theater und höchſt ſelten Bälle oder Konzerte ſind. Die Sitzungen des geſetzgebenden Korps zu Albany waren beendigt, wir hatten ein Mitglied deſſelben in unſerem Gaſthofe kennen gelernt. Es war ein ſehr achtungswerther Kaufmann aus Catskill. Auf unſeren

geäußerten Wunſch, uns in dieſer ſchönen Gegend zu etabliren, lud er uns ein mit ihm nach Catskill zu fahren, wo er uns zu unſerem Etabliſſement behülflich ſeyn wollte. Er ſchlug uns vor, eine Bierbrauerei anzulegen, welche in dieſem blühenden Handelsſtädtchen einen guten Fortgang verſprach, und wegen der Schifffahrt und günſtigen Lage des Orts im Großen getrieben werden konnte.

Catskill liegt am Hudſon-Fluſſe fünf und dreißig Meilen unterhalb Albany am Fuße eines hohen Gebirges gleiches Namens. Die Häuſer ſind meiſt aus Ziegeln erbaut und mit Geſchmack verziert. Die öffentlichen Gebäude beſtehn in vier Kirchen, zwei Banken und dem Courthauſe (Gerichtshof).

Wir wurden durch unſeren neuen Freund bei den angeſehenen Familien des Orts eingeführt, und allenthalben mit Herzlichkeit aufgenommen. Unſer Entſchluß, uns daſelbſt niederzulaſſen, ſchien ihnen ſehr angenehm zu ſeyn. Wir wurden zu allen Parthien eingeladen, und man beeiferte ſich uns den Aufenthalt in Catskill ſo angenehm als möglich zu machen. Jede Woche waren einige glänzende Theeparthien, wobei fünfzig bis ſechs-

zig Perſonen anweſend waren. Es ſchien als ob man zu dieſen Parthien blos um zu eſſen und zu trinken zuſammenkäme. Unzählbare Arten von Confitüren, Backwerk, Paſteten, Torten und Getränken wurden aufgetragen. Dieſe Geſellſchaften waren ſehr ſtille, man hörte nur ein leiſes Flüſtern. Nichts von dem, was bei uns dieſe Verſammlungen erheitert, als Geſang, Muſik, Tanz, Spiel oder fröhlicher Witz, fand hier Statt. Die Zimmer waren auf's Geſchmackvollſte verziert; die Fußboden mit den ſchönſten Landſchaftsteppichen bedeckt, Stühle, Tiſche, Schränke mit reichlichen Vergoldungen geſchmückt.

Unſer Unternehmen ſchritt raſch voran und verſprach großen Vortheil. Unſer Freund war Theilnehmer und unterſtützte uns kräftig. Aber nur zu bald zerſtörte ein unglücklicher Zufall alle unſere Hoffnungen auf eine grauſame Weiſe. Das Geſchäft hatte kaum begonnen, als das ganze aus Tannenholz erbaute Gebäude ſammt ſeinem Inhalt ein Raub der Flammen wurde.

Mit dem Glück verließen uns auch unſere Freunde. Wir hatten es ohnehin ſchon mit den eifrigen Presbyterianern verdorben,

welche uns lange angelegen, zu ihrer Kirche überzutreten. Sie hatten deshalb Prayermeetings in unſerem Hauſe veranſtaltet und uns oft Verſprechungen gemacht; da aber alles fruchtlos blieb, und wir, der Aufforderungen überdrüßig, uns dieſelben verbaten, ſo wurden ſie aufgebracht und zogen ſich zurück.

Es war um dieſe Zeit ein Revival of Religion (Wiederauflebung der Religion) zu Catskill entſtanden, wodurch dieſe religiöſen Schwärmer noch mehr aufgereizt wurden. Dieſe Revivals ereignen ſich ſehr häufig, ſie werden durch die Prediger veranlaßt, um Proſelyten zu machen.

Die Eltern bekümmern ſich ſelten um die Religion ihrer Kinder. Es iſt ihnen gewöhnlich gleichgültig, zu welcher Sekte ſie ſich bekennen wollen. Man gibt ihnen die Bibel in die Hand, und läßt ſie im reiferen Alter ſelbſt wählen. Manche laſſen ſich niemals in eine Kirche aufnehmen. Um dieſe Saumſeligen zu ihrer Kirche geneigt zu machen, erregen die Prediger ein ſogenanntes Revival of Religion. Man läßt hiezu eine Menge Kandidaten der Theologie kommen, welche täglich Prayermeetings in den Häuſern der Nichtbekenner hal-

ten, welches man ſich als eine Ehre gefallen laſſen muß. Die Gemüther ſucht man durch ſchwärmeriſche Reden zu entflammen, welche bei den Weibern und Mädchen vorzüglich Eingang finden, weil ſie von ſchönen beredten jungen Männern gehalten werden.

Sobald einige Bekehrungen erfolgt ſind, heißt es: The Spirit of the Lord visits our town. The Lord moves our hearts. (Der Geiſt des Herrn ruht auf unſerer Stadt. Der Herr bewegt die Herzen) und alles iſt wie begeiſtert. Auf den Straßen werden oft Reden gehalten, und nicht ſelten wird man im Gange gehemmt und gefragt: Do you not experience the power of Religion? (Spüren Sie noch nicht die Macht der Religion?) Nun folgen einige Sentenzen aus der Bibel, womit man entlaſſen wird. Die aufgenommenen Mitglieder einer Kirche nennen ſich professed Christians, ſie halten ungern Gemeinſchaft mit den Nichtbekennern und glauben als Auserwählte, daß ein Umgang mit den Sündern ihnen ſchädlich ſey. Aber auch nur die Presbyterianer und Methodiſten trieben hier dies Unweſen; denn im Allgemeinen bekümmert man ſich wenig, zu welcher Sekte man ſich bekenne. Man

kann Jahrelang an einem Orte wohnen, ohne daß es Jemand einfiele zu fragen ob man Methodiſt, Baptiſt oder Presbyterianer ſey.

Die Sonntage, welche in Europa nicht allein Tage der Erbauung, ſondern auch der Erholung und des Vergnügens ſind, gehörten hier zu den unangenehmſten, weil die Stadt wie ausgeſtorben ſchien. Wir kletterten dann oft auf die nahe Bergſpitze, wo man von einem nackten Felſen eine unbegrenzte Ausſicht aufs Meer hatte; hier ſtanden wir oft Stundenlang und blickten nach der Gegend der geliebten Heimath hin, als müßten wir Freunde oder Bekannte von dort ankommen ſehen. Dies Gebirge bot eine große Mannigfaltigkeit von ſchönen Gewächſen, Blumen und Stauden dar; unter andern wächſt hier der pyramidenförmige Balſambaum, einer der ſchönſten und nützlichſten Bäume Amerikas. Durch den Brand war unſere Unternehmung gänzlich geſcheitert, unſere Lage in Catskill war unbehaglich, und unſer längerer Aufenthalt daſelbſt wäre zwecklos geweſen; wir beſchloſſen daher uns in Newyork niederzulaſſen, weil eine ſo große Handelsſtadt uns mehrere Hülfsquellen darzubieten ſchien.

Wir ſchifften uns in dem ſchönen Dampfboote the Chancellor am 1. Juli nach Newyork ein.

Die Ufer des Hudſons ſind maleriſchſchön, mit Dörfern und Plantagen bedeckt, welche meiſt von holländiſchen Abkömmlingen bewohnt werden, die auch noch hin und wieder Holländiſch ſprechen. Aeußerſt romantiſch liegt, zu beiden Seiten von ſenkrechten Klippen eingeenzt, der blühende Flecken Pragkrepſie, vierzig Meilen von Catskill. Weiter abwärts erreichten wir die Hochlande. Hier iſt das Flußbette von ſenkrechten Hügeln und Klippen, wovon einige vierzehn bis fünfzehn hundert Fuß über die Waſſerfläche erhaben ſind, eingeſchloſſen. Merkwürdig iſt ein Felſen, Anthonys nose (Antons-Naſe) genannt, welcher ein vollkommenes Profil eines menſchlichen Geſichts von ungeheurer Größe bildet. Zwiſchen dieſen Felſen liegt Weſtpoint, eine ſtarke Feſtung, geſchichtlich berühmt durch die Verrätherei des Generals Arnold und den beklagenswerthen Tod des jungen tapfern Majors André. Sobald wir die Hochlande hinter uns hatten, war die Gegend flach und die Ufer mit ſchönen Villen bedeckt, welche den Kauf-

leuten von Newyork gehören. Nachmittags um zwei Uhr erreichten wir dieſe große Stadt, welche einen impoſanten Anblick darbietet.

Wir mietheten uns eine kleine Wohnung in Broadway, der ſchönſten Straße von Newyork, für zehn Piaſter monatlich.

Meine Frau, die eine treffliche Erziehung genoſſen, zeigte viel Neigung zum Unterrichten. Sie ſuchte und erhielt in kurzer Zeit eine zahlreiche Klaſſe junger Mädchen aus den angeſehnſten Familien, welche die franzöſiſche Sprache und Handarbeiten zu erlernen wünſchten. Bei dieſer Gelegenheit wurde ich mit einem angeſehenen Handlungshauſe bekannt, das eben beſchäftigt war, ein Schiff zum Handel mit den Indianern der Nordweſtküſte auszurüſten. Herr Armory, der Unternehmer, fragte mich, ob ich nicht die Stelle eines Supercargo darauf übernehmen wollte, welche mit fünfhundert Dollars jährlichen Gehalts und freiem Tiſch an der Tafel des Kapitains verbunden war. Ich nahm den Vorſchlag mit Freuden an, beſonders als ich hörte, daß wir von der Nordweſtküſte über Otaheity nach Macao und Canton in China ſegeln ſollten.

Obſchon meiner Frau die lange Dauer und die Gefahren dieſer Reiſe unbekannt waren, ſo ſuchte ſie doch mich davon zurückzuhalten. Aber in meinen damaligen Verhältniſſen ſchienen die Bedingungen ſo vortheilhaft, daß ich ſie unmöglich ausſchlagen konnte. Das Schiff, welches zu dieſer Expedition ausgerüſtet wurde, war neu und ſtark, mit 12 Kanonen bewaffnet. Nachdem die Ladung, welche in Pulver, Blei, Gewehren, Säbeln, Eiſenwaaren, Tuch, wollenen Decken, Rum, Syrop u. ſ. w. beſtand, eingenommen war, verließen wir am 3. October den Hafen von Newyork. Als Supercargo hatte ich mit der Leitung des Schiffs nichts zu ſchaffen, und war blos mit der Buchführung und dem Verkauf der Ladung beauftragt.

Die Mannſchaft beſtand, außer mir, aus dem Kapitain, zwei Gehülfen, ſechs Handwerkern, fünfzehn Matroſen, dem Koch, dem Steward oder Ausgeber und dem Büchſenſchmied (einem Engländer), im Ganzen aus ſieben und zwanzig Perſonen. Der Büchſenſchmied nannte ſich Karl; er war ein herzensguter alter Mann, welcher ſchon unter Nelſon bei Abukir und Trafalgar gefochten hatte.

Wenn ich Langeweile hatte, ſo pflegte ich in ſeine Werkſtatt zu gehn um ihm zuzuſehen und ſeine Fahrten zu hören, welche er recht angenehm zu erzählen wußte. Er gewann mich bald lieb, welches mir nachher von größerem Nutzen war, als ich jemals hätte vorausſehen können.

Wir hatten eine ſehr angenehme Fahrt bis zur Inſel St. Catharina an der Küſte von Braſilien. Dieſe Inſel gehörte den Portugieſen. Beim Einlaufen in den Hafen wurden wir von der Feſtung begrüßt, welches wir erwiederten. Der Zweck unſerer Landung war, um Holz und Waſſer nebſt friſchen Lebensmitteln einzunehmen. Dieſe Inſel hat einen Ueberfluß an Orangen, Ananas, Bananen, überhaupt an allen Südfrüchten. Der Gouverneur der Inſel kam an Bord; er wurde vom Kapitain zum Mittagseſſen eingeladen, welches er annahm. Wir verweilten vier Tage auf dieſer herrlichen Inſel, und nachdem die Verproviantirung beendigt war, gingen wir wieder in See. Am 25. Dezember umſegelten wir Cap Horn, welches wir ſchon zweimal zuvor geſehen hatten, aber jedesmal durch widrige Winde zurückgetrieben worden waren.

Obſchon mitten im Sommer, litten wir doch viel durch rauhes Wetter und Stürme. Die Helle der Nächte war ſo groß, daß wir um Mitternacht kleine Schrift auf dem Verdeck leſen konnten. Sobald wir Cap Horn umſegelt waren, ſchienen alle Gefahren und Mühſeligkeiten ein Ende zu haben. Das Wetter wurde ſehr ſchön, und die Matroſen erholten ſich bald wieder von ihren Strapazen. Am 8. Januar begegneten wir einem engliſchen Wallfiſch=Schiffe, welches das einzige Schiff war, welches wir im ſtillen Weltmeere ſprachen. Wir kamen jetzt in die Paſſatwinde, und hatten das herrlichſte Wetter, ſo daß innerhalb drei Wochen weder ein Segel eingezogen, noch das Schiff umgelegt zu werden brauchte. Unſer Kapitain war ein alter Oſtindienfahrer und ein ſehr geſchickter Seemann. Er beobachtete zwar die ſtrengſte Mannszucht am Bord ſeines Schiffes, doch verſtattete er ſeinen Leuten gern alles, wofern es nur mit ihren und ſeinen Pflichten beſtehen konnte; dabei war er ſehr unterhaltend und immer guter Laune.

Wir hatten eine ziemlich gute Muſik bei uns, welche jeden ſchönen Abend belebte. Die

Matroſen von verſchiedenen Nationen tanzten ihre Nationaltänze, oder ſangen ihre Nationallieder.

So lange wir im atlantiſchen Meere fuhren, ſahen wir nur wenig Fiſche; ſobald wir aber ins ſtille Meer kamen, ſtießen wir auf ungeheure Schwärme. Eine Art, Seeporpoiſen genannt, gaben von weitem einen ſonderbaren Anblick. Es war, als ob eine Menge ſchwarzer Wellen eine über die andre rollend dem Schiffe entgegen eilten. Bei ihrer Annäherung wurden alle Speere und Harpunen in Bereitſchaft geſetzt. Die geſchickteſten Werfer nahmen ihre Plätze im Vorder- und Hintertheil des Schiffes. Wenn eine Porpoiſe getroffen war und an Bord gezogen wurde, ſo ſtieß ſie ein jämmerliches Geſchrei aus, das dem eines Kindes glich.

Nahe bei den Inſeln an der Küſte Chilis ſahen wir eine Menge großer weißer Vögel, welche der Kapitain Albatros nannte. Er ſchoß einen derſelben, welcher 15 Fuß von einem Ende des Flügels bis zum andern maß. Bei günſtigem Winde und mildem heiteren Wetter ſetzten wir unſere Reiſe bis

zum 2. März fort, als wir in Nootka-Sund anlangten.

Viertes Kapitel.

Ankunft in Nootka. Beſuch von den Wilden. Ermordung der Schiffsmannſchaft. Des Verfaſſers und des Büchſenſchmieds Errettung.

Wir hatten beſchloſſen, das Schiff zu Nootka wieder mit Holz und Waſſer zu verſehen, und dann zum Handel mit den Indianern die Küſte weiter hinauf zu ſegeln. Damit die Eingebornen nicht die Mannſchaft bei der Arbeit beläſtigen möchten, ſegelten wir fünf Meilen nordwärts von dem indianiſchen Dorfe Nootka.

Der Oberſteuermann, welcher zur Auffindung eines guten Ankerplatzes ausgeſandt war, kam zurück und führte das Schiff in eine kleine Bucht, eine Meile vom feſten Lande, aber nahe einer Inſel, welche uns vor den Wellen der See ſchützte. Wir warfen die Anker in zwei und ſiebenzig Fuß tiefes Waſſer, und zwar ſo nahe dem Ufer, daß wir das Schiff mit Tauen an den Bäumen befeſtigten. Auf der Inſel war gutes Waſſer und Bauholz in Ueberfluß.

Am folgenden Morgen kamen einige Eingeborne an Bord, unter ihnen ihr König Makina aus dem Dorfe Nootka, welcher ſehr erfreut ſchien uns zu ſehen. Er bewillkommte den Kapitain und die Offiziere des Schiffs mit anſcheinender Herzlichkeit in ſeinem Gebiete. Ich war erſtaunt über das wilde Ausſehn dieſer Nation, obgleich ich ſchon die Wilden von Newyork geſehn hatte.

Vorzügliche Aufmerkſamkeit erregte der König. Er war ein Mann von würdevollem Aeußern, ſehr wohl gebildet, grader Statur und über ſechs Fuß groß.

Seine Geſichtszüge waren regelmäßig und einnehmend, eine große römiſche Naſe und hohe gewölbte Stirne zeichneten ihn vor allem ſeinen Volke aus. Sein Geſicht, ſeine Arme und Beine waren ſo mit rother Farbe überlegt, daß man kaum ſeine dunkle kupferfarbige Haut entdecken konnte. Sein langes ſchwarzes Haar, welches von Oel glänzte, war mit weißem Duhn eingepudert und auf dem Scheitel zuſammengebunden, welches ihm ein recht wildes Anſehen gab. Er war mit einem Mantel von Seeotterfellen bekleidet, welcher

ihm bis ans Knie reichte, und durch einen Gürtel, worauf allerlei Figuren mit bunten Farben gemalt waren, um den Leib feſtgehalten wurde. Dieſe Kleidung ſtand ihm gut und hatte etwas von barbariſcher Größe.

Seine Leute trugen ebenfalls Mäntel aus Baumbaſt geflochten, den oſtindiſchen Matten ähnlich, welche durch einfarbige Gürtel um den Leib befeſtigt waren. Sie hatten alle ihr Haar auf den Scheitel geknüpft und zur Zierde einen grünen Fichtenzweig mit eingebunden.

Makina hatte ſehr oft die engliſchen und amerikaniſchen Schiffe beſucht, welche an dieſer Küſte handelten. Er hatte dadurch die Bedeutung einer Menge engliſcher Wörter gelernt, ſo daß er ſich uns recht gut verſtändlich machen konnte. Er war immer gern der Erſte am Bord der Schiffe, die nach Nootka kamen. Auch wenn er nichts zu verhandeln hatte, gab man ihm willig ein kleines Geſchenk; von den Offizieren wurde er ſtets mit Höflichkeit empfangen. Er blieb einige Zeit auf unſerem Schiffe, der Kapitain nahm ihn mit ſich in die Kajüte und gab ihm ein Glas Rum, den dieſe Eingebornen leidenſchaftlich lieben. Die eigentliche Jahrszeit des Pelz-

handels war noch nicht da; deshalb hatten wir, mehr des Holzes und des Waſſers wegen, als um zu handeln, hier angelegt. Weil dieſe Nation als freundlich bekannt war, ſo hielt es der Kapitain der Klugheit gemäßer, hier das nöthige Bau- und Brennholz einzunehmen, als ſeine Leute zu dieſem Zwecke zwiſchen die mehr feindſeligen Nationen ans Land zu ſchicken. Wir hatten auch ſchon unſere Waſſerfäſſer zu füllen angefangen. Die Matroſen waren ans Land geſchickt, um Tannenholz zu fällen; auch mußten ſie den Zimmerleuten helfen es zu Maſten und Segelſtangen zu verarbeiten.

Diejenigen, welche am Bord blieben, beſchäftigten ſich die Taue und Segel auszubeſſern. Während dieſer Arbeiten kamen die Wilden täglich an Bord. Sie verſorgten uns reichlich mit friſchen Salmen, wofür wir ihnen immer einige unbedeutende Artikel gaben. Sie mußten ihre Waffen ablegen, ehe ſie an Bord kommen durften, und zur genauern Unterſuchung ihre Kleider abwerfen.

Da der Kapitain ſehr pünktlich in dieſem Stücke war, ſo fühlten wir uns vor jedem Angriff ſicher.

Am 15. kam der König mit mehreren ſeiner Chefs an Bord, wieder auf die nämliche Art gekleidet; ſeine eingepuderten Haare glichen dem Schnee. Die Chefs trugen blaßgelbe Mäntel von Baumbaſt, welche unten breite Rände hatten, worauf mit bunten Farben Menſchenköpfe, Thiere und ſonſtige Figuren gemalt waren. Das Volk trug rothe Mäntel von gröberem Stoffe, ohne Bordirung.

Nachdem man ſich ihrer Waffen bemächtigt hatte, wurden ſie aufs Schiff gelaſſen. Der Kapitain gab dem Könige und ſeinen Chefs ein Mittagseſſen. Sie ſetzten ſich höchſt drollig und unbeholfen mit kreuzweis untergeſchlagenen Beinen auf unſere Stühle. Mit Meſſer und Gabel konnten ſie nicht fertig werden; dafür leiſteten ihnen ihre Zähne und Finger treffliche Dienſte.

Geſalzene Speiſen wollten ſie nicht eſſen, ſie begnügten ſich mit Pudding und Schiffszwieback, in Syrop getunkt. Es ſcheint, daß ſie den Geſchmack des Salzes nicht vertragen können. Auch tranken ſie gern Thee und Kaffee mit vielem Zucker. Eiſerne Werkzeuge und Waffen ſchätzten ſie über alles; ſie gingen daher ſehr gern in Karls Werkſtatt, die ihre

ganze Aufmerkſamkeit feſſelte. Da wir ihnen alles gern zeigten, ſo gewannen ſie uns lieb, welches uns ſpäter ſehr zu Statten kam.

Sie fuhren fort uns täglich friſche Salme zu bringen: ein Leckerbiſſen für Leute, die lange nichts als geſalzenes Fleiſch und ſchlechte Seefiſche genoſſen hatten.

Wir ſchmeichelten uns, daß es uns, ſo lange wir an dieſer Küſte ſeyn würden, an friſchen Lebensmitteln nicht mangeln würde, wenig ahnend das ſchreckliche Schickſal, welches uns drohte, und noch weniger, daß dieſe köſtlichen Fiſche eine Lockſpeiſe zu unſerem Verderben waren.

Am 19. kam Makina wieder an Bord und wurde vom Kapitain zum Eſſen eingeladen. Wir unterhielten uns viel mit ihm bei Tiſche; er erzählte, daß nahe bei Friendly Cove (Freundliches Thal) ſich immer viele wilde Enten und Gänſe aufhielten. Damit er einige ſchließen könnte, ſchenkte ihm der Kapitain ein ſchönes Doppelgewehr nebſt Pulver und Blei, worüber er eine große Freude bezeigte. Bald darauf ging er vergnügt ans Ufer.

Am 20. waren wir faſt zur Abreiſe fertig, unſer Bedarf an Holz und Waſſer war eingenommen. Makina kam Nachmittags und brachte neun Paar wilde Enten als ein Geſchenk für den Kapitain. Er hatte eins der Schlöſſer an der Jagdflinte zerbrochen, welche er dem Kapitain mit den Worten: peschak, peschak (ſchlecht) zurückgab.

Der Kapitain, ein Mann von reizbarem Gemüthe, gerieth in heftigen Zorn, in der Meinung, daß ſein Geſchenk verachtet ſey. Er riß dem Könige mit großem Ungeſtüm das Gewehr aus der Hand, ſchleuderte es in die Kajüte, und ſchalt ihn einen Lügner und Grobian.

Makina kannte, wie ſchon erwähnt, die Bedeutung einer großen Menge engliſcher Wörter, und verſtand unglücklicherweiſe nur zu gut den Sinn dieſer Schimpfreden. Er ſchwieg, aber ſeine Miene drückte deutlich die Wuth aus, welche er vergeblich zu verbergen ſich bemühte.

Mehrere Male fuhr er mit der Hand die Gurgel entlang bis auf die Bruſt. Dies that er, wie er mir ſpäterhin einmal erzählte, um ſein Herz niederzuhalten, welches ihn in die

Gurgel ſteigend erwürgen wollte. Bald hierauf ging er in großer Bewegung und Verwirrung fort.

Die Eingebornen kamen am Morgen des 21., wie gewöhnlich, uns friſchen Salm zu bringen. Sie blieben alle am Bord des Schiffs. Gegen Mittag kam Makina mit einer bedeutenden Anzahl ſeiner Chefs, in ihren Canoes, zu uns. Nach der gewöhnlichen Unterſuchung wurden ſie an Bord gelaſſen.

Der König hatte eine Pfeife in der Hand und über dem Geſichte eine häßliche Maske, welche das Haupt eines wilden Thiers vorſtellen ſollte. Er ſchien ungemein luſtig und munter und unterhielt uns mit allerlei Poſſen und Anekdoten. Dann blies er einen wilden Tanz auf ſeiner Pfeife, wozu ſeine Leute mit ſeltſamen Geberden und komiſchen Sprüngen den Takt hielten. Der Kapitain, durch dieſe Grimaſſen beluſtigt, ſpazierte auf dem Hinterverdeck. Makina ging zu ihm und fragte, wann er wieder in See zu gehn gedächte?

Morgen, war die Antwort.

Makina fuhr fort: Ihr liebt Salme: in Friendly Cove ſind genug; warum fangt ihr keine? Der Kapitain wünſchte eine Anzahl

dieſer ſchmackhaften Fiſche zu haben. Es wurde daher beſchloſſen, einen Theil der Mannſchaft mit dem Netze auf den Fiſchfang auszuſenden.

Makina blieb mit ſeinen Leuten zu Mittag am Bord. Nachmittags wurde der Oberſteuermann mit zehn Matroſen ausgeſetzt, um in Friendly Cove zu fiſchen.

Seit Makinas Ankunft mit ſeinen Chefs bemächtigte ſich meiner eine ſonderbare Unruhe. Seine ſchnelle Wiedererſcheinung nach einer ſo großen Beleidigung ließ mich Verdacht ſchöpfen. Rachſucht iſt ein Hauptzug im Charakter des Indianers; er befriedigt ſie wo er nur kann. Gern hätte ich dem Kapitain einen Wink gegeben auf ſeiner Huth zu ſeyn; allein die Furcht ausgelacht zu werden hielt mich zurück. Die Amerikaner halten ſich für die bravſte Nation der Welt und haben daher eine große Neigung Andere als furchtſam zu verſpotten.

Ich ging unmuthig unten in den Schiffsraum, wo ich noch einige Geſchäfte zu beſorgen hatte. Kaum war ich zehn Minuten unten geweſen, als ich den gellenden Ton von Makinas Pfeife hörte, dem ſchnell ein großer

Lärm folgte. Dann vernahm ich ein furchtbares Geſchrei, das dreim al wiederholt wurde

Ich eilte die Treppe hinauf nach Karls Werkſtatt, und fand ihn mit blutigem Kopfe wie todt am Boden liegen. Mit Entſetzen wollte ich aufs Verdeck eilen, aber die Thür war von außen verriegelt.

Durch eine Spalte ſah ich — welch ein ſchreckliches Schauſpiel! Noch immer ſträubt ſich mein Haar und ein kalter Schauder überläuft mich, wenn ich an dieſe gräßliche Scene denke.

Meine Gefährten lagen zu Boden geſtreckt, jeder einzelne von drei oder vier Indianern gehalten. In Ermangelung der Waffen nahm man die Taſchenmeſſer der Matroſen und ſchnitt ihnen langſam die Köpfe ab. Das Zucken und Sträuben meiner armen Kameraden diente nur dazu, ihre Schmerzen und Todesqualen zu vermehren.

Mein Gefühl bei dieſem Anblick zu beſchreiben, iſt unmöglich. Starr und ſprachlos vor Entſetzen ſtand ich eine Zeitlang da. Nach vollbrachter blutiger That wurde ein Triumphgeſang angeſtimmt, der wie ein Geheul aus der Hölle in meinen Ohren klang. Meine ganze

Natur war empört. Gerne hätte ich mit Aufopferung meines Lebens blutige Rache an dieſen Teufeln genommen, wäre es möglich geweſen.

Die Metzelei war nun vorüber. Die abgeſchnittenen Köpfe wurden in Eine Reihe geſtellt; mit Schaudern erkannte ich darunter den Kopf unſeres braven und wackern Kapitains. Ich erwartete ein gleiches Schickſal mit meinen Kameraden, aber ohne Rache zu nehmen wollte ich nicht ſterben. Doch als der erſte Sturm der Leidenſchaft vorüber war, erwachte die Liebe zum Leben. Leiſe ſchlich ich die Treppe hinunter und verſteckte mich tief zwiſchen die alten Segel im Schiffsraum. Hier lag ich in Erwartung eines ſchrecklichen Todes und brachte die furchtbarſten Stunden meines Lebens zu.

Der Büchſenſchmied Karl, der nicht todt, ſondern ohnmächtig durch den ſtarken, von einer Kopfwunde herrührenden Blutverluſt am Boden gelegen hatte, erzählte mir ſpäterhin ſeinen Antheil an dieſem ungleichen Kampfe auf folgende Art:

Er war in ſeiner Werkſtatt, als das Getümmel begann. Der Kapitain hatte Befehl

gegeben, das groſse Boot ins Waſſer zu ſetzen. Da Alle mit Heben beſchäftigt waren, gab Makina das verabredete Zeichen zum Angriff mit ſeiner helltönenden Pfeife.

Mit groſser Schnelligkeit und Entſchloſſenheit wurde die Mannſchaft von den Indianern rücklings ergriffen und zu Boden geworfen. Die Zeit war äuſserſt gut zum Angriff gewählt, und da ihrer vier gegen Einen ſtanden, ſo wurde es ihnen leicht dieſes Bubenſtück auszuführen.

Karl vernahm das Getümmel; er wollte aufs Verdeck eilen, wurde aber von einem Indianer auf der Treppe bei den Haaren ergriffen. Er riſs ſich los, und ſtürzte die Treppe hinunter. Im Fallen ſchlug ihm der Indianer mit einem aufgerafften Beil ein tiefes Loch in den Kopf. Durch den Fall erhielt er den Hieb nur zum Theil, welcher ihm ſonſt ſein Haupt geſpalten haben würde.

Er fiel bewuſstlos auf den Flur der Werkſtatt. In dieſem Zuſtande fand ich ihn, als ich, durch den Lärm erſchreckt, aufs Verdeck eilen wollte, und hielt ihn für todt. Als er wieder zu ſich kam, wollte er ſich aufrichten,

aber er war ſo ſchwach vom Verluſt des Blutes, daß er ohnmächtig zurückſank.

Wieder erwachend ſah er den König mit zwei Indianern vor ſich ſtehen, welcher ihm aufzuſtehen befahl. Er war ſo matt, daß man ihn unterſtützen mußte. Das Blut ſtrömte ſein Geſicht herunter und lief ihm in die Augen, ſo daß er nicht ſehen konnte. Makina befahl einen Topf mit Waſſer zu bringen und ihm den Kopf zu waſchen; dann nahm er ein Tabacksblatt, legte es auf die Wunde und verband ſie mit einem Taſchentuche. Darauf wurde der Verwundete aufs Verdeck geführt, wo er eine ſchreckliche Scene ſah. Das ganze Verdeck war mit Blut angefüllt, die verſtümmelten Leichname lagen umher, die Köpfe der Erſchlagenen ſtanden in Einer Reihe.

Sechs nackte Wilde traten nun mit gezuckten Dolchen um ihn herum. Karl glaubte, daß ſeine letzte Stunde gekommen ſey, und befahl ſeine Seele dem Allmächtigen. Da trat Makina in den Kreis und ſprach in gebrochenem Engliſch: Karl, ich ſpreche! du ſagſt Nein! Dolche kommen. Nun fragte er ihn, ob er für immer ſein Sklave ſeyn, ob er für ihn arbeiten und ſeine Gewehre ausbeſſern, ob er

mit ihm in den Krieg ziehen und für ihn fechten wolle? Karl verſprach Alles. Zum Zeichen ſeiner Unterwerfung mußte er des Königs Hände und Füße küſſen. Makina verſicherte ihm nun, daß er ſein Leben ſchonen wolle. Aber das Volk verlangte mit großem Geſchrei ſeinen Tod, damit Niemand übrig bliebe, der den weißen Leuten die Mordgeſchichte erzählen könnte. Sie fürchteten nicht allein die Rache der Weißen, ſondern daß auch ihre Schiffe durch das verübte Bubenſtück abgehalten würden, an ihrer Küſte zu landen um Handel mit ihnen zu treiben. Der König widerſetzte ſich auf eine entſchloſſene Art dem Wunſche des Volks, Karl zu tödten, und dieſer Entſchloſſenheit verdanken wir einzig unſer Leben. Karl war ohne Rock. Die Kälte des Wetters und der große Blutverluſt machten ihn zittern. Makina, dies bemerkend, warf des Kapitains Mantel über ihn, reichte ihm eine Flaſche Rum, und befahl ihm, zu trinken; dann führte er ihn zu den Köpfen und fragte ihn nach dem Namen eines Jeden.

Mit Schaudern ſah Karl, daß die ganze Mannſchaft ermordet war. Die Eingebornen hatten ſich kaum des Schiffes bemächtigt, als

ſie auch die Waffenkiſte erbrachen und ſich mit Waffen und Munition verſahen. Sie überfielen die wehrloſe, gerade fiſchende Mannſchaft und überwältigten und tödteten ſie mit leichter Mühe. Es wurden ihnen die Köpfe abgeſchnitten, die man mit auf das Schiff brachte; die Leichname wurden ins Waſſer geworfen.

Makina befahl das Schiff nach Nootka zu ſteuern. Karl ließ deshalb die Ankertaue abhauen, und ſchickte einige Indianer die Maſten hinauf um die Segel zu entfalten. Aber ſie waren ſo ſchlechte Matroſen, daß es ihnen nur gelang, die untern Segel los zu machen. Mit Hülfe eines günſtigen Windes ſteuerte Karl das Schiff in die Bucht und ließ es am Ufer ſtranden. Die Einwohner von Nootka, Männer, Weiber und Kinder empfingen das Schiff mit großem Freudengeſchrei. Sie trommelten furchtbar mit großen Stöcken auf die Dächer der Häuſer, und zündeten eine Menge Fackeln von Tannenholz an, um den glücklichen Erfolg ihres Unternehmens durch Illumination zu verherrlichen.

Fünftes Kapitel.

Plünderung und Verbrennung des Schiffs. Ankunft der benachbarten Volksſtämme in Nootka. Indianiſches Feſt und Tanz des Prinzen Satſaſockſis. Wirkung geiſtiger Getränke auf die Indianer.

Makina nahm Karl mit in ſein Haus, welches ſehr groß und ganz mit Volk angefüllt war. Die Weiber des Königs, neun an der Zahl, empfingen ihn ſehr gütig, liebkoſeten ihm und ſtreichelten ihn ſanft mit den Händen.

Alle Krieger des ganzen Stammes, deren Anzahl wohl ſiebenhundert betragen mochte, hatten ſich um dieſe Zeit bei Makina verſammelt, und gaben durch gräßliche Pantomimen ihre Thaten bei dem Morde jener wehrloſen Menſchen zu verſtehen.

Mit großem Ungeſtüm forderten ſie Karls Tod, und verlangten, daß er ihnen zu dieſem Zwecke ausgeliefert würde. Allein der König blieb ſtandhaft. Ich habe mein Wort gegeben, ſagte er zu Karl, dich zu ſchützen und werde es nicht brechen. Er ließ ihn neben ſich ſitzen und befahl ſeinen Weibern, Speiſe aufzutragen. Sie brachten Auſtern mit Thran

gekocht. Nachdem der König ſich dieſe hatte wohl ſchmecken laſſen, bedeutete er Karl durch Zeichen ſeinem Beiſpiele zu folgen; aber der Geruch des für ihn neuen Gerichts ekelte dieſen an, und er konnte nichts davon genießen. Unterdeſſen begann das Volk von neuem mit großem Ungeſtüm ſeinen Tod zu verlangen und wurde zuletzt ſo lärmend, daß Makina in heftigen Zorn gerieth. Er raffte eine mächtige Keule vom Boden auf und trieb das ganze Volk zum Hauſe hinaus. Darauf befahl er ſeinem Haushalte ſich ſchlafen zu legen, und ließ Karl zwiſchen ſich und ſeinem Sohne ſchlafen, damit das Volk ihn nicht in der Nacht umbringen möchte. Aber Karl konnte wegen ſeiner ſchmerzlichen Wunde und ſchrecklichen Gemüthsſtimmung nicht einſchlummern.

Ich hielt mich für den einzigen Lebenden der Schiffsmannſchaft, und machte allerlei Plane zu meiner Flucht, welche aber leider! meine Vernunft als unausführbar verwarf. Ich faßte zuletzt den verzweifelten Entſchluß, meinen Weg durch die unermeßlichen Wildniſſe zurückzuſuchen. So unmöglich die Ausführung dieſes Vorſatzes auch ſchien, ſo wollte ich doch lieber eine Beute wilder Thiere wer=

den, als dieſen Unmenſchen in die Hände fallen. Gegen Mitternacht verließ ich meinen Schlupfwinkel. Es war eine außerordentlich finſtere Nacht. Ich tappte fort bis zur Cajüte, und nahm den Schiffskompaß, einen Dolch, Jagdgewehr, Munition und ſo viel Zwieback als ich mit fortbringen konnte. Ich wollte eben die Cajüte verlaſſen, als ich Fußtritte auf dem Verdecke hörte. Nun glaubte ich mich ohne Rettung verloren, und ſchickte mich an mein Leben ſo theuer als möglich zu verkaufen. Mit gezogenem Dolche ſtellte ich mich an den Eingang der Cajüte und erwartete den Kommenden. Ich ergriff ihn und gab ihm den Stoß, welcher ihn zur Ewigkeit befördern ſollte; aber in der Dunkelheit traf ich nur ſeine Schulter. Mit unglaublicher Stärke und Schnelligkeit riß er ſich los und entfloh, laut um Hülfe ſchreiend. Ich ſetzte ihm zwar nach, konnte ihn aber nicht erreichen, weil er über Bord ins Waſſer ſprang. Es ließen ſich nun mehrere Stimmen am Ufer hören, weshalb ich, an meiner Rettung verzweifelnd, wieder in mein Verſteck ſchlüpfte. Der Verwundete war indeſſen zu Makina gelaufen und hatte ihm erzählt, daß noch ein Weißer auf

dem Schiffe ſey, welcher ihn habe morden wollen. Der König ließ ſogleich das Schiff bewachen, und ſagte zu Karl, daß er mit Sonnenaufgang den Weißen tödten wolle.

Mit Tagesanbruch ſtand er auf, weckte Karl und befahl ihm zu folgen. Makina ging mit ſeinem Sohne, einem Knaben von zwölf Jahren, zum Strande, wo ſchon alle Krieger des Stammes verſammelt waren. Er erzählte ihnen, daß ein Weißer noch auf dem Schiffe am Leben ſey und forderte ihre Meinung, ob er leben oder ſterben ſollte? Alle ſtimmten für meinen Tod. Mit dieſem Entſchluß machte der König Karl bekannt. Aber Karl hatte ſchon einen Plan zu meiner Rettung entworfen. Er nahm des Königs einzigen Sohn bei der Hand, führte ihn zu ſeinem Vater und fragte: ob er nicht ſeinen Sohn über alles liebe? welches er bejahte. Dann warf er ſich vor dem Könige auf die Kniee und bat mit Thränen um das Leben ſeines Sohnes. Ja, ich bin ſicher, es iſt mein Sohn, rief er aus, er war nicht mit unter den Todten. Kommt, mordet mich zuerſt, denn meinen Sohn will ich nicht überleben. Ich werde mich ſelbſt tödten, wenn es keiner von euch thun will.

Makina ſchien gerührt, und verſprach den Mann nicht zu tödten, wenn es ſein Sohn wäre. Er legte darauf ſeinem Volke Karls Reden aus, und befahl Letzterm an Bord zu gehen und den Mann ans Ufer zu bringen. Zu meinem größten Erſtaunen trat der todtgeglaubte Karl in den Schiffsraum. Aus dumpfer Verzweiflung erwachte ich zu neuem Leben. Mit Entzücken ſtürzten wir einander in die Arme und weinten wie Kinder. Karl machte mich nun mit ſeinem Plane bekannt, daß er mich für ſeinen Sohn ausgeben wolle, und daß von dieſem Glauben meine einzige Rettung zu erwarten wäre. Wir gingen zuſammen ans Ufer; er ſtellte mich dem Könige vor und betheuerte, daß ich ſein Sohn ſey. Der König erkannte mich augenblicklich; er reichte mir die Hand und ſchien froh zu ſeyn mich noch am Leben zu ſehen. Ich hatte ihm manches Glas Rum gereicht und ihn immer mit zuvorkommender Aufmerkſamkeit behandelt. Er hatte ſo großes Zutrauen zu mir, daß, wenn er etwas haben wollte, er ſich immer an mich wandte. Dies kam mir jetzt gut zu Statten. Wir gingen nach des Königs Hauſe, wo die Weiber uns zu eſſen geben mußten.

Die folgenden Tage waren die Eingebornen beſchäftigt, die Ladung aus dem Schiffe zu holen. Sie hieben die Maſten nieder und nahmen Taue, Segel, Kanonen und Anker fort. Alle Hauptartikel, als Gewehre, Tuch, Munition und Säbel behielt der König für ſich, von dem Uebrigen nahm ein Jeder was ihm beliebte. Ich und mein Leidensgefährte mußten ihnen ſchleppen helfen.

Wir bemächtigten uns des Schreibepults und der Schiffsrechnungen, um ſie einſt den Eigenthümern zurückgeben zu können; denn wir hegten die feſte Hoffnung, daß bald ein Schiff erſcheinen würde uns von dieſen Barbaren zu erlöſen. Auch fanden wir mehrere Bücher, nebſt einer Bibel, welche uns manchen Troſt in dieſer traurigen Gefangenſchaft gewährten. Es war gar nicht ſchwierig, uns dieſe Sachen zuzueignen, weil die Wilden keinen Werth auf Dinge ſetzen, welche ſie nicht gebrauchen können. Wir ſchloſſen Alles in unſere Koffer ein, welche uns, auf unſer Verlangen, zurückgegeben wurden. Ich hatte ſchon früher ein Tagebuch zu führen angefangen, und freute mich jetzt, daß ich es unter meinen

Sachen wieder fand, um die denkwürdigſten Vorfälle aufzeichnen zu können.

Am 26. wurden zwei Schiffe geſehen, welche auf Nootka zuſteuerten. Die Einwohner geriethen anfangs in die größte Beſtürzung, doch bald rannten ſie mit Gewehren bewaffnet ans Ufer. Sie unterhielten ein ſo lebhaftes Feuer, daß die Schiffe ſich zu fürchten ſchienen näher zu kommen. Sie feuerten einige Male mit Kartätſchen, welche aber wegen zu großer Entfernung Niemanden ſchadeten. Darauf legten ſie um und gingen wieder in See. Makina ſtellte ſich, als ob er bereue, auf dieſe Schiffe gefeuert zu haben, weil dadurch andere abgehalten wurden, ihn ferner zu beſuchen und Handel mit ihm zu treiben.

Bald, nachdem das Schickſal unſeres Schiffes bekannt geworden war, kamen die Eingebornen von mehr als zwanzig verſchiedenen Stämmen in Canoes, um die geraubten Herrlichkeiten zu ſehen und zu erhandeln. Viele dieſer Völker mußten den Nootkanern Tribut zahlen. Einige kamen aus weiter Ferne, z. B. die Wiekaninis, welche 200 engliſche Meilen nördlich von Nootka wohnen

und ein mächtiges Volk bilden. Ihre Canoes ſind mit großer Geſchicklichkeit gearbeitet, und mit Ruder und Segel verſehn. Bei günſtigem Winde machen ſie die Ueberfahrt nach Nootka in 24 Stunden.

Makina, ſehr ſtolz auf ſeine Eroberung, wünſchte ſeine Gäſte nach europäiſcher Art zu bewillkommnen. Sobald die Canoes ſich näherten, befahl er ſeinen Leuten, ſich mit geladenen Gewehren auf dem Strande zu verſammeln. Karl wurde nebſt mir beordert die Schiffskanonen zu laden und zu bedienen. Makina ſtieg mit dem Sprechhorn des Schiffs auf das Dach ſeines Hauſes.

Man kann ſich ſchwerlich etwas Poſſierlicheres vorſtellen, als die bunte Gruppe der auf die ſeltſamſte Art mit den geraubten Sachen aufgeputzten Eingebornen. Einige waren in rothe und gelbe Weiberröcke, Andere in ſchottiſche Mäntel gekleidet. Einige hatten einen Strumpf über den Kopf, und wieder Andere Hoſen über die Arme angezogen. Pulverhörner, Schrotbeutel, Patronentaſchen, Glasperlen und Korallen hatten ſie ſich um den Hals gehängt. Einige trugen bis vier Gewehre auf der Schulter, ein halbes Dutzend

Säbel an der Seite, und eben ſo viele Dolche im Gürtel. Sie drückten die Gewehre mit den Kolben in den Sand, und erwarteten in dieſer Poſition furchtſam des Königs Befehl zum Abfeuern, welches ihnen ungemein ſchlecht von Statten ging. Nach dem kleinen Gewehrfeuer brannten wir die Kanonen los, worauf Alle im Sande ſich herumtummelten. Dann ſprangen ſie wieder auf, ſtimmten einen Triumphgeſang an, und liefen mit den wildeſten Geberden auf dem Strande umher, ihren Raub gleichſam als Siegestrophäen emporhaltend. Trotz der ſchmerzlichen Gefühle, welche dieſe Schau der geraubten Beute in unſerer Bruſt erweckte, konnten wir uns doch des Lachens nicht enthalten. Ihre lächerlichen, tölpelhaften Bewegungen bildeten mit den Waffen und Kleidungen einen ſonderbaren Kontraſt, welcher auch dem Ernſthafteſten ein Lächeln abgenöthigt haben würde.

Nach dieſer Zeremonie, welche die Gäſte gar ſehr erſchreckt hatte, ließ Makina die Fremden zu einem Feſte einladen. Die Mahlzeit beſtand aus Wallfiſchſpeck, getrockneten Fiſchen und friſchen Heringen mit einer Trahnbrühe, welche ſich Alle wohl ſchmecken ließen.

Es wurde aus hölzernen Trögen gegeſſen, um welche ſich Alle, mit untergeſchlagenen Beinen, herum ſetzten. Sobald die Tröge leer waren, wurden ſie aus dem Wege geſchafft, um Platz für den Tanz zu machen, welcher das Feſt beſchließen ſollte. Er wurde durch den Prinzen Satſaſockſis, Makinas einzigen Sohn, ausgeführt.

Drei der vornehmſten Chefs, mit ihren nur bei den feſtlichſten Gelegenheiten üblichen Seeotterfell-Mänteln, ihre Geſichter ſcharlachroth bemalt, und ihr Haar mit weißem Duhn eingepudert, ſchritten majeſtätiſch vorwärts, bis in die Mitte des Zimmers. Ein Jeder von ihnen hatte einen Beutel mit Duhn, den ſie umherſtreuten, um auf den fallenden Schnee hinzudeuten. Hierauf folgte der Prinz in ein Stück gelbes Tuch gekleidet, das loſe um ihn gewickelt und mit Schellen behangen war. Sein Kopfputz beſtand aus einer Kappe, woran eine Maske, einen Wolfskopf vorſtellend, befeſtigt war. Makina beſchloß den Zug in ſeiner Staatskleidung von Seeotterfellen. Er hatte die fatale Pfeife im Munde, womit das Zeichen zur Ermordung unſerer Kameraden gegeben wurde. In ſeiner Hand hielt er eine

Klapper, womit er den Takt zu der wilden Muſik angab. Nachdem dieſer Aufzug dreimal das Innere des Hauſes umzogen hatte, ſetzten ſich Alle, mit Ausnahme des Prinzen, nieder.

Dieſer fing nun ſeinen Tanz an, welcher in beſtändigem Auffſpringen und allerlei Stellungen beſtand, worauf er ſich mit großer Schnelligkeit auf den Ferſen im Kreiſe herumdrehte. Der Tanz war mit Geſängen begleitet, wobei der König vorſang. Bei jedem außerordentlichen Sprunge des Prinzen riefen die Weiber: Wocasch wocasch teye (gut gut Prinz). Der Tanz dauerte mit weniger Unterbrechung beinahe zwei Stunden.

Die Chefs, um die unerträgliche Muſik noch lärmender zu machen, trommelten mit Stöcken auf hohlen Brettern. Nach Beendigung des Tanzes theilte Makina an die Fremden im Namen ſeines Sohnes Geſchenke aus, die in Gewehren, Säbeln, Dolchen, Tuch, in Stücken von ungefähr vier Ellen u. ſ. w. beſtanden, und als Zeichen der Artigkeit mit großer Haſt und einem ſauren mürriſchen Blicke weggeſchnappt wurden, wobei man ſtets die Worte: Wocasch teye (gut Prinz) wiederholte. Die

Unterlaſſung dieſer Höflichkeit würde als ein Beweis der Verachtung des Geſchenks angeſehen werden. Die Fremden zogen ſich nach Empfang der Geſchenke in ihre Canoes zurück. Weil ſie ſo zahlreich waren, wollte Makina, um Unordnungen vorzubeugen, nur den Chefs erlauben, in den Häuſern zu ſchlafen. Ich mußte nebſt Karl mit Säbel und Piſtolen Wache halten, um Plünderung zu verhüten. Mehrere Tage lang brachten uns die Wilden von verſchiedenen Gegenden der Küſte Wallfiſchſpeck, getrocknete Fiſche, Thran und Auſtern, wofür ſie dann Geſchenke vom Schiffsraum erhielten und wieder zurückkehrten. Bei dieſen Beſuchen waren blos die Chefs bewaffnet, welches als ein Zeichen ihrer friedlichen Abſichten angeſehen werden ſollte.

Früh Morgens am 18. April brach Feuer auf dem Schiffe aus. Dies rührte von einem Indianer her, welcher, um zu ſtehlen, in der Nacht mit einem Feuerbrande nach dem Schiffe gegangen war. Einige Funken fielen in den Schiffsraum zwiſchen entzündbare Sachen, und in kurzer Zeit ſtand das Schiff in lichten Flammen.

Die Wilden bereueten den Verluſt des Schiffes um ſo mehr, da der größte Theil der Ladung noch am Bord war. Auch für mich und Karl war dies ein trauriger Anblick, das letzte Andenken an ein civiliſirtes Land vor Augen verſchwinden zu ſehen. Der Proviant am Bord würde uns Jahrelang genährt haben, da die Wilden durchaus kein geſalzenes Fleiſch eſſen. Karl hatte glücklicherweiſe ſein Handwerkszeug gerettet. Auch hatten uns die Indianer ein Faß Portwein und eine Kiſte Chocolade gegeben. Von einem Knaben war der Schiffsalmanach gefunden, welcher uns zur Zeitbeſtimmung ſehr gelegen kam.

Eines Abends fanden die Einwohner bei Unterſuchung ihrer Beute ein Faß Rum, welches Alle in Entzücken ſetzte, da ſie durch den Umgang mit den Weißen geiſtige Getränke leidenſchaftlich liebgewonnen hatten. Am Abend gab Makina allen Kriegern des Stammes in ſeinem Hauſe ein Feſt, wobei ſo unmäßig getrunken wurde, daß in kurzer Zeit die ganze Geſellſchaft wie raſend wurde. Karl und ich hielten es fürs klügſte Reißaus zu nehmen. Wir flohen ins Gehölz, wo wir bis nach Mitternacht blieben.

Bei unſerer Zurückkunft fanden wir die Weiber ebenfalls entflohen; ſie hatten ſich in andere Hütten ſchlafen gelegt, weil ſie durch das wilde Betragen ihrer Männer ſehr erſchreckt waren. Dieſe Weiber ſind ſehr mäßig, und trinken blos Waſſer.

Die Krieger lagen alle zu Boden geſtreckt, in einem Zuſtande völliger Bewußtloſigkeit. Leicht würde es uns geweſen ſeyn, Rache an dieſen Ungeheuern zu nehmen, hätte ſich ein Schiff in der Nähe befunden; aber in unſerer Lage wäre es auf Tollheit hinausgelaufen. Das vor kurzem noch von uns ſo ſehr bejammerte Verbrennen des Schiffs betrachteten wir jetzt in einem ganz anderen Lichte. Denn hätten die Wilden den Rum, wovon noch zwanzig Fäſſer im Schiffsraume ſich befanden, erbeutet, ſo wären wir unausbleiblich ein Opfer ihrer Wuth in der Betrunkenheit geworden. Glücklicherweiſe war das Faß Rum und einige Flaſchen Branntwein das Einzige, was ſie an geiſtigen Getränken aus dem Schiffe geraubt hatten. Ich unterſuchte nun das Faß Rum, welches noch bis über die Hälfte voll war. Mit einem Handbohre machte ich ein Loch in den Boden, und noch ehe der Tag

anbrach, war das Faß zu unſerer großen Zu=
friedenheit leer.

Karls Wunde war in dieſer Zeit ſo ſehr geheilt, daß er zur Arbeit ſich wieder aufge=
legt fühlte. Wir errichteten eine kleine Werk=
ſtatt. Zum großen Vergnügen des Königs fing Karl an, für ihn und ſeine Weiber Arm=
bänder und andere Zierrathen von Kupfer und Stahl zu verfertigen, welches uns ſehr in Gunſt ſetzte.

Täglich kamen noch Eingeborne, welche Lebensmittel brachten, um ſie gegen etwas von dem Schiffe Geraubtes umzutauſchen, ſo daß wir, trotz der Trägheit der Indianer, dieſen Sommer im Ueberfluſſe lebten. Dieſe nehmen ſonſt gar keine Rückſicht auf die Zukunft, ſon=
dern leben luſtig darauf los. Wir hatten es immer eben ſo gut wie ſie ſelbſt, und über=
haupt theilten ſie ſtets was ſie hatten mit uns. Aber wir waren gezwungen, es, auf ihre Art zubereitet, zu eſſen, mit Thran, ihrer Lieblingsbrühe gekocht, welches nebſt ihrer ſchmutzigen Kocherei ein ſehr unangenehmer Umſtand war. Auch ſind manche Artikel ihrer Küche für den Europäer äußerſt ekelhaft. Aber der Hunger iſt ein guter Koch, denn wir hiel=

ten oft Wallfiſchſpeck oder Heringe mit Thran für leckeres Eſſen.

Hätten wir indeſſen auf unſere eigene Art kochen dürfen, ſo würden wir eben nicht ſchlecht gefahren ſeyn, indem wir noch Töpfe und Geräthſchaften vom Schiffe hatten, auch friſche Heringe, Salme und Auſtern gegen kupferne Zierrathen und Meſſer eintauſchten, welche Karl verfertigte. Aber der König hielt eigenſinnig auf ſeine Gebräuche und befahl uns, das Eingetauſchte ſeinen Weibern zum Kochen zu geben.

Eines Tages fand er uns beſchäftigt Seewaſſer zu Salz einzukochen. Auf ſeine Frage, was wir machten, geſtanden wir die Wahrheit. Er wurde ſo aufgebracht, daß er Topf und Salz ins Meer warf.

Als eine beſondere Gunſt erlaubte er mir einſt einen friſchen Salm auf europäiſche Art zu kochen. Ich bat den König und die Königin dabei zu Tiſche. Sie verſuchten zwar mein Gericht, aber es wollte Ihren Majeſtäten nicht munden. Auf dieſen Fall war ich vorbereitet, und ſetzte ihnen etwas nach Landesſitte Zubereitetes vor, in welches Allerhöchſtdieſelben tüchtig einhieben. Im Mai wurde

das Wetter ſehr angenehm. Wir ſammelten eine große Menge Erdbeeren von vortreffli- chem Geſchmack.

Ich ſtieg nun immer höher in der Gunſt des Königs und ſeines ganzen Haushalts. Die Weiber fragten mich oft, ob mir keins ihrer jungen Mädchen gefiele, und ob ich nicht ein Mitglied ihrer Nation zu werden Luſt hätte.

Sechstes Kapitel.

Karls Unbeſonnenheit. Beſchreibung des Dorfes Nootka. Baumethode der Indianer. Ihre Sitten, Gebräuche, Lebensart u. ſ. w.

Karl fing auf einmal an ganz trübſinnig zu werden, er nannte es ein Heidenleben und verwünſchte die Wilden bei jeder Gelegenheit in den Abgrund der Hölle. Er war ein großer wohlgeſtalteter Mann von ungewöhnlicher Körperſtärke, und wenn er gereizt wurde, ganz rückſichtslos für ſein Leben.

Einer der Chefs hatte mich gebeten, ihm zu zeigen Fiſchnetze zu machen; als ich in dieſer Abſicht eines Abends nach ſeinem Hauſe

ging, wurde mir die Nachricht gebracht, daß Makina im Begriff ſey Karl zu tödten! Ich eilte ſo ſchnell wie möglich nach Hauſe, wo ich den König ein Gewehr auf Karl richten ſah, welcher mit zornflammendem Geſichte ſeine Bruſt entblößte und ihm zurief los zu drücken. Ich bat Makina, das Leben meines Vaters zu ſchonen. Es gelang mir, ihm das Gewehr wegzunehmen, und auf mein dringendes Zureden ſetzte er ſich endlich nieder. Die Veranlaſſung zu dieſem Auftritte war folgende: Karl war beſchäftigt Licht in Makinas Hauſe anzuzünden. Einige Knaben, derer Anführer der Prinz war, begannen ihn zu reizen. Sie nannten ihn weißer Sklave, und zupften ihn am Kleide. Karl ſchlug den Prinzen ſo heftig ins Geſicht, daß er zu Boden ſtürzte.

Man kann ſich ſchwerlich eine Vorſtellung von der Beſtürzung der Eingebornen machen. Dieſe That war Hochverrath und Beſchimpfung der Majeſtät. Makina wurde augenblicklich davon benachrichtigt. Er kam nach Hauſe und ſah das Geſicht ſeines Sohnes mit Blut bedeckt. Er ergriff ein Gewehr, lud es und wollte augenblickliche Rache an dem kühnen Beleidiger nehmen.

Wäre ich nur eine halbe Minute ſpäter gekommen, ſo war es um Karl geſchehen. Makina konnte ſich noch lange nicht zufrieden geben, und verzieh Karl dieſe That niemals. Aber hiemit war das Ungewitter noch nicht abgeleitet. Der ganze Stamm verſammelte ſich und hielt einen Rath, worin einmüthig beſchloſſen wurde, daß Karl eines grauſamen Todes ſterben ſollte. Aber ich ließ beim Könige mit Bitten nicht nach, und erklärte, daß ich meinen Vater nicht überleben wolle. Der König, deſſen erklärter Günſtling ich geworden war, weigerte ſich, Karl auszuliefern, indem er zum Volke ſagte, daß er ihm um meinetwillen verziehen habe. Auch erzählte mir Satſaſockſis (der Prinz) nachher, daß ſein Vater blos aus Rückſicht für mich, Karl das Leben geſchenkt habe. Denn, ſagte er, »wenn nur einer von unſerm Volke die Hand im Zorne gegen mich erhebt, ſo muß er unfehlbar ſterben.« Dies Entkommen der drohenden Gefahr hätte billigerweiſe eine Lehre für Karl ſeyn ſollen; aber ſchon nach einigen Wochen beging er eine ähnliche Unvorſichtigkeit.

Bei geringer Veranlaſſung ſchlug er den älteſten Sohn eines Chefs, welcher 18 Jahre

alt war, und folglich ſchon als ein Teye (Fürſt) betrachtet wurde. Es entſtanden große Bewegungen im Dorfe. Mit heftiger Erbitterung verlangte man ſeinen Tod. Aber Karl war für Makina zu nützlich, als daß er ihn nicht geſchützt hätte. Oft ſtellte ich zwar Karl die Unklugheit ſeines Benehmens vor, und ermahnte ihn, ſich zu mäßigen; aber ſein Haß war ſo bitter geworden, daß er erklärte, lieber ſterben zu wollen, als unter dieſem Geſindel zu leben, welches er durch Mienen und Thaten öffentlich kund gab. »Für einen Seemann« ſagte er, »der mit Ehre gegen die Franzoſen und Spanier gefochten hat, iſt es eine ſchlimmere Strafe als der Tod ſelbſt, unter dieſem Lumpenpack zu leben und ihren Hohn ertragen zu müſſen.« Ich konnte ihm nicht ganz Unrecht geben; aber von Anfang unſerer Gefangenſchaft an hatte ich beſchloſſen, ein verſöhnendes Betragen zu beobachten und mich möglichſt nach den daſigen Sitten und Gebräuchen zu bequemen. Darum gab ich ihren närriſchen Poſſen Beifall, machte den Weibern und Kindern kleine Geſchenke, und erzählte ihnen oft von Europa; ſo wurde ich Aller Liebling. Ich machte große Fortſchritte

in ihrer Sprache und wollte auch Karl bereden dieſelbe zu erlernen; aber er wollte nichts davon hören.

In den Häuſern wurde ich immer mit einem freundlichen Lächeln bewillkommnet, und zum Eſſen eingeladen; dadurch war es mir zur Gewohnheit geworden, wenn es in unſerer Behauſung an Speiſe mangelte, im Dorfe umher zu ſpüren. Sah ich Rauch aus einer Hütte emporſteigen (ein ſicheres Zeichen, daß ſie im Kochen begriffen waren), ſo ging ich hinein, und durfte mich nicht erſt zu Gaſt bitten, denn ich war ſicher, daß ſie mich zum Eſſen einluden, wenn es ihnen nicht ſelbſt daran gebrach; ja oft erhielt ich eine Mahlzeit, wenn ſie ſelbſt Mangel litten. Dieſes Beiſpiel könnte manchen civiliſirten Chriſten zum Muſter dienen; denn Fälle, wo dieſe ſelbſt aufopfern und entbehren, um Bedürftige, mögen ſie auch durch Verdienſte ausgezeichnet ſeyn, zu unterſtützen, gehören zu den ſeltenen. Doch habe ich auch zugleich gefunden, daß ſowohl unter den wilden als civiliſirten Nationen es nur wenige gibt, die ſo gefühllos ſind, daß eine beſtändige Aufmerkſamkeit,

ſich ihnen gefällig zu machen, ſie nicht freundlich machen könnte.

Ich glaube hier den Faden der Geſchichte auf einige Augenblicke fallen laſſen zu müſſen, um den Leſer dieſer Blätter einigermaßen mit meinem Aufenthalte bekannt zu machen.

Das Dorf Nootka liegt im 50. Breitegrade, an der weſtlichen Seite einer Bucht, Friendly Cove genannt. Es beſteht aus zwanzig roßen Häuſern, welche auf einer Anhöhe liegen, die ſich ſanft über die Meeresfläche erhebt. Es hat einen kleinen ſichern Hafen, der ungefähr eine halbe engliſche Meile ins Gevierte ausmacht und durch eine Erdzunge gebildet wird, welche ſich nach Weſten hin ins Meer ſtreckt. Nach Oſten hin ſieht man eine fruchtbare Ebene, wo alle europäiſchen Gewächſe bei gehöriger Kultur gut gedeihen würden. Die Küſte iſt niedrig, und abwechſelnd mit Hügeln und Thälern durchſchnitten. Das ganze Land iſt mit Wäldern von ſchönen Tannen, Fichten, Buchen und Eichen bedeckt, und mit Bächen des klarſten Waſſers durchkreuzt.

Das Dorf liegt noch auf der nemlichen Anhöhe, wo früher die Spanier ihre Garniſon

hatten. Das Fundament der Kirche und des Gouverneur-Hauſes iſt noch ſichtbar. Auch finden ſich einige europäiſche Gartengewächſe hier, als Rüben, Erbſen, Zwiebeln u. ſ. w., welche ſich noch immer von ſelbſt fortpflanzen. Das erſte Dorf wurde von den Spaniern zerſtört, welche dieſen Platz bequem für ſich fanden. Sie zwangen die Eingebornen ſich ſechs Meilen weit ins Land zurückzuziehen. Mit großer Trauer, ſo erzählte Makina, verließen die Einwohner ihren Lieblingsaufenthalt. Als aber die Spanier von den Engländern vertrieben wurden, nahmen ſie ihn wieder in Beſitz. Die Häuſer ſind in Einer Reihe gebaut und, nach dem Range des Teye, von verſchiedener Größe. Das Haus des Königs, welches zunächſt der See ſteht, iſt 150 Fuß lang, 40 breit und etwa 14 hoch; die übrigen Häuſer haben nur 10 Fuß Höhe.

Ihre Baumethode iſt ſehr einfach. Sie ſetzen eine Reihe Pfoſten für die Mitte des Hauſes 15 Fuß auseinander, worüber die Rückenbalken gelegt werden. Dann ſetzen ſie zwei andere Reihen niedriger Pfoſten, welche die Weite des Hauſes beſtimmen. Ueber dieſe werden ebenfalls Balken befeſtigt. Hierauf

richtet man die Sparren, und bedeckt das Ganze mit Tannenbrettern, welche durch große Steine bei ſtarkem Winde in ihrer Lage gehalten werden. Auch die Seiten der Häuſer ſind mit Tannenbrettern geſchloſſen, die mit einem Ende in der Erde ſtehen. Dieſe Bretter verſchaffen ſie ſich auf eine mühſame Art. Mit Keilen von hartem Holze werden Tannen geſpalten, welchen ſie mit außerordentlicher Geduld die gehörige Dicke durch einen Meißel geben.

Durch die Mitte des Hauſes geht ein acht Fuß breiter Weg. Die verſchiedenen Familien, welche ein ſolches Haus bewohnen, haben ihre eigenen Feuerplätze. Doch ſind keine Scheidewände vorhanden die Grenzen ihres Bereichs zu bezeichnen. Der Feuerherd iſt aus Steinen, ungefähr einen Fuß hoch, über der Erde aufgeführt; er hat eine Rückenmauer von 3 Fuß Höhe. Rauchfänge fehlen. Wenn Feuer angemacht werden ſoll, ſo ſchieben ſie die Bretter über dem Herde auf die Seite um den Rauch durchzulaſſen.

Ihr ganzes Hausgeräthe beſteht in viereckigen Kaſten, worin ſie ihre Waffen, Kleidung und Pelze aufbewahren. Auch flechten

die Weiber ſehr ſchöne Körbe von Baumbaſt. Ihr Bette beſteht aus einer Matte, von den Weibern aus Baumbaſt geflochten, welche auf der Erde ausgebreitet wird, wobei ihr Mantel als Decke dient. Dieſer, die einzige Bekleidung beider Geſchlechter, hat die Form eines Meßgewandes der katholiſchen Prieſter und wird mit einem Gürtel um den Leib feſtgehalten.

Im Winter werfen ſie nebſtdem noch einen kleinen Pelzmantel über die Schultern. Im Kriege tragen ſie einen Mantel, welcher von bunten gegerbten Hirſchfellen gemacht und mit allerlei Figuren bemalt iſt. Die Mäntel von Seeotterfellen ſind nur den Chefs, und zwar bei feſtlichen Gelegenheiten, zu tragen erlaubt.

Ihr Kopfputz beſteht aus einer Mütze von Baumbaſt. Sie hat die Form eines abgeſtumpften Kegels, woran eine Quaſte von Haut, mit kleinen Muſcheln beſetzt, befeſtigt iſt. Das Volk trägt rothe, die Chefs tragen bunte Mützen. Die des Königs zeichnet ſich durch Form und Verzierung von allen übrigen aus. Sie iſt in ſchwarze und weiße

Streifen geflochten und oben mit einer Art Urne geziert.

Dies Volk lebt ſehr einfach. Ihre ganze Nahrung beſteht in Fiſchen und Seethieren, Beeren verſchiedener Gattung. Alle Gerichte werden mit einem Ueberfluſſe von Thran als Brühe gegeſſen. Ihre Art zu kochen iſt folgende: In einen hölzernen Trog wird Waſſer geſchüttet, welches durch glühendheiß gemachte Steine zum Kochen gebracht wird. Die Fiſche ꝛc. werden hineingeworfen, und mit dem Kochen ſo lange fortgefahren, bis alles eine aufgelöſ'te Maſſe wird. Auch kochen ſie zuweilen im Dampfe. Sie laſſen dann ihr Feuer ganz ausbrennen, damit die Steine, welche den Herd bilden, recht heiß werden. Das Feuer wird nun weggenommen, der Herd mit grünen Blättern bedeckt und die Fiſche darauf gelegt. Dann wird etwas Waſſer zugegoſſen und das Ganze mit Matten zugedeckt, um den aufſteigenden Dampf zurückzuhalten. Auſtern und Seemuſcheln, auf dieſe Art zubereitet, ſchmecken nicht übel.

Bei den Mahlzeiten ſetzen ſie ſich auf den Boden mit untergeſchlagenen Beinen um hölzerne Tröge herum. Dieſe Tröge ſind

gewöhnlich drei Fuß lang, einen Fuß breit und 8 Zoll tief. Finger und Zähne erſetzen den Mangel an Gabeln und Meſſern. Statt des Löffels bedienen ſie ſich der Muſcheln, um Suppe und Thran zu eſſen. Der König und ſeine Chefs haben ihre beſonderen Tröge, woraus niemand anders, ſelbſt ihre Weiber und Kinder nicht ausgenommen, eſſen darf.

Es iſt eine beſondere Gunſt, wenn der König Jemanden ausgeſuchte Biſſen ſeines Trogs anbietet.

Die Sklaven eſſen mit der übrigen Familie aus Einem Troge, zur nemlichen Zeit und dieſelben Gerichte, die ihre Herren genießen.

Wenn der König ein Feſt gibt, ſo iſt immer ſein Ceremonienmeiſter dabei gegenwärtig. Er muß die Fremden empfangen und ihnen ihre Sitze anzeigen, welches nach ihrem Range und mit großer Pünktlichkeit geſchieht. Der König hat den Ehrenſitz; nach ihm ſein Sohn, dann folgt ſein älteſter Bruder und die Chefs nach ihrem Range. Die Weiber werden ſelten zu den Feſten geladen, ausgenommen, wenn eine allgemeine Einladung des ganzen Stammes Statt findet. In Betreff

der Geſtalt ſind die Einwohner von Nootka anſehnlicher, als ihre Nachbarn der Umgegend. Die Männer ſind meiſtens bis ſechs Fuß groß, wohlgeſtaltet, ſchlank und ſehr gerade gewachſen. Krüppel, Verunſtaltete oder Mißgeburten ſind ihnen gänzlich unbekannt. Ihr Geſicht iſt oval, die Züge ſind regelmäßig, ihre Zähne ſchön gereiht und weiß wie Elfenbein. Sie haben große ſchwarze Augen, eine etwas gebogene Naſe und ſehr langes ſchönes ſchwarzes Haar. Die Haare des Barts und der übrigen Körpertheile werden von beiden Geſchlechtern ausgerupft. Blos Makina trug einen Schnurrbart, als ein beſonderes Zeichen ſeiner Würde. Die Weiber ſind viel weißer als die Männer, und es gibt eine große Anzahl Mädchen unter ihnen, die auch in Europa für ſchön gelten würden.

Makinas Königin, eine Prinzeſſin der Wickaninis, war die ſchönſte der Weiber Nootkas: groß, ſchlank, mit ſchönen ſchwarzen Augen und ſehr weißer Haut. Ihr ſchönes ſchwarzes Haar hatte ſie ſtets ſorgfältig geflochten um den Kopf geſchlungen.

Die Weiber ſind viel reinlicher in ihrer Kleidung als die Männer, und ſehr ſittſam,

ſowohl im Betragen als in der Kleidung. Sie ſind völlig in ihrem Mantel, Kutſack genannt, eingehüllt, welcher ihnen bis auf die Schenkel geht, und mit Gürteln um Hals und Leib feſtgehalten wird. Die Aermel reichen bis zum Ellbogen.

Die Weiber färben bei feſtlichen Gelegenheiten ihre Wangen roth, gewöhnlich aber ihre Augenbraunen ſchwarz. Ihr Schmuck beſteht hauptſächlich in Ohrringen, Arm- und Halsbändern von Glasperlen, Meſſing und Muſcheln. Auch tragen ſie Ringe an den Fingern und um die Knöchel.

Die Männer ſind in der Bemalung ihres Geſichts und Körpers ſehr eitel. Makina war oft Stundenlang damit beſchäftigt; und wenn die Malerei nicht nach ſeinem Geſchmacke ausgefallen war, ſo wuſch er die Farbe wieder ab, und begann von Neuem.

Dieſe Malerei des Geſichts beruht auf keinen Regeln, ſondern hängt ganz von der Eingabe ihrer Laune ab. Doch war die gewöhnlichſte Methode, das Geſicht in kleine rothe Quadrate einzutheilen. Die Augenbraunen wurden ſchwarz in Form zweier Halbmonde, Arme und Beine ganz roth bemalt.

Bei außerordentlichen Gelegenheiten ſtreueten Makina und ſeine Chefs ein ſchwarzes Pulver, von ihnen pelpets genannt, über ihre Geſichter. Der pelpets glänzt in der Sonne wie Silber. Er iſt ein Mineral und wird von ihnen aus einem Felſen ſehr weit her von Norden geholt. Ihre rothe Farbe iſt ein recht ſchöner feiner Oker, welcher ihnen von den Nutſchemas, einer gar wilden kriegeriſchen Nation des Nordens, gebracht wird. Obſchon ſie ſehr eitel auf ihre bemalten Geſichter ſind, ſo hindert ſie dieß doch nicht, ſich täglich zu baden. Doch leiden die Farben wenig durchs Waſſer, da ſie mit Oel aufgetragen werden. Die Männer tragen ebenfalls Zierrathe, als Armbänder, Ohrringe und Halsbänder von Kupfer, aber den größten Werth legen ſie auf den Naſenjuwel, welchen ſie daher auch nur ſelten tragen. Dies iſt ein hölzerner polirter Stock, ungefähr acht Zoll lang, welcher vermittelſt eines durch den Naſenknorpel gebohrten Lochs, das bisweilen ſo groß iſt, daß man einen Finger durchſtecken kann, getragen wird. Die Chefs haben ihn als Auszeichnung von Meſſing. Karl, dem wenig an ihrer Gunſt lag, machte ſich allezeit den Spaß, wenn ihm

einer, mit dieſem Zierrath behangen, begeg=
nete, den Stock zu faſſen, und den Wilden
einigemal im Kreiſe herum zu drehen, wodurch
ſie in die größte Wuth geriethen.

Die Einwohner von Nootka ſcheinen we=
nig Neigung zur Jagd zu haben. Doch fin=
det man einige recht gute Schützen unter ih=
nen. Seehunde und Seeottern ſind die ein=
zigen Thiere, welchen ſie hauptſächlich nach=
ſtellen. Die Seeotter, die ihres koſtbaren Pel=
zes wegen vorzüglich geſchätzt wird, iſt bis
ſechs Fuß lang, den Schwanz mitgerechnet,
und von einer glänzend ſchwarzen Farbe; die
Weibchen zeichnen ſich durch einen weißen
Fleck auf dem Kopfe aus. Sie ſind ſehr
zahm, ſo daß man ſich ihnen bis auf eine
kleine Entfernung nähern kann, ehe ſie unter=
tauchen. Sie leben von Fiſchen, welche ſie
auf eine ſehr geſchickte Art erhaſchen. Sie
werfen drei bis vier Junge auf einmal, wel=
che ich oft mit der Mutter ſchon herum ſchwim=
men ſah, da ſie nicht größer als Ratzen wa=
ren. Das Fell iſt vorzüglich in China ge=
ſchätzt. Das Fleiſch ſchmeckt nicht übel, und
iſt eine Lieblingsſpeiſe der Eingebornen. Die
Nootkaner ſind zwar keine große Jäger, aber

im Fiſchen ſuchen ſie ihres Gleichen. Ihre Angel beſteht aus hartem Holze; der Haken und Widerhaken iſt ein zugeſpitzter Knochen mit Wallfiſchſehne befeſtigt. Die Angelſchnüre machen ſie ebenfalls aus Wallfiſchſehnen. Sie ziehen aber jetzt die eiſernen europäiſchen Angeln den ihrigen vor, weil ſie weit ſicherer ſind. Den Wallfiſch tödten ſie gleichermaßen mit einer aus Knochen verfertigten Harpune, woran ein Seil aus Baumbaſt von ungefähr 300 Fuß Länge befeſtigt wird. In gewiſſen Entfernungen iſt dies Seil mit Säcken von Seehundsfellen, die mit Luft angefüllt ſind, verſehen, um das Tauchen und die Bewegungen des Fiſches zu hindern.

Es iſt ein beſonderes Vorrecht des Königs, den Wallfiſch zuerſt anzugreifen. Keiner erkühnt ſich eine Harpune zu werfen, wenn der König gegenwärtig iſt.

Ihre Kähne oder Canoes ſind mit vieler Geſchicklichkeit gearbeitet, und von verſchiedener Größe, für eine bis für vierzig Perſonen eingerichtet. Sie ſind aus Tannenſtämmen mit dem Meißel ausgehöhlt. Dieſe Meißel machten ſie ſich früher aus Feuerſteinen, aber ſeit dem Verkehr mit Europäern haben ſie der-

gleichen von Eiſen. Nachdem die Canoes ausgehöhlt ſind, und von außen die gewöhnliche Form erhalten haben, werden ſie mit Binſen glatt gerieben, und von außen ſchwarz, inwendig aber mit Oker roth angeſtrichen. Noch ſind ſie von außen mit zwei Reihen kleiner ſehr weißer Muſcheln verziert, welches einen ſchönen Effekt macht. Die Canoes ſind ſo leicht, daß ſie mit leichter Mühe große Strecken weit von ihnen getragen werden.

Dieſe Indianer ſind ſehr geſchickte Ruderer und gehen mit unglaublicher Schnelligkeit in ihren Canoes durchs Waſſer. Mit Geſängen halten ſie den Takt beim Rudern.

Zum Fällen des Holzes gebrauchen ſie einen Meißel, welcher auch faſt das einzige Inſtrument iſt, deſſen ſie ſich zu ihren verſchiedenen Arbeiten bedienen. Man kann ſich leicht denken, daß die Arbeit auf dieſe Art außerordentlich langſam von Statten gehen muß. Sie bleiben ſo eigenſinnig bei ihren Gebräuchen, daß, obgleich ſie ſahen, daß Karl zwanzig Bäume umhieb, ehe ſie mit Einem fertig werden konnten, ſie ſich doch nicht bereden laſſen wollten, ſich des Beils zu bedienen.

Die Einwohner Nootkas ſowohl als die der benachbarten Gegenden ſind nicht ohne Gefühl für Muſik. Die Melodien ihrer Geſänge ſind ſanft und klagend, ſehr einfach, aber nicht ohne Harmonie. Mit drei Arten von Inſtrumenten begleiten ſie den Geſang, und zwar mit einer Trommel von einem dünn ausgehöhlten Brette, einer Klapper von einem aufgeblaſenen Seehundsfelle, worin eine Menge kleiner Kieſel gethan werden, und einer helltönenden Pfeife, welche aus einem Rehknochen verfertigt wird. Zum Tanze haben ſie noch ein Inſtrument von zuſammengebundenen Muſcheln, welches geſchüttelt und mit Menſchenſtimmen begleitet wird. Ihre Sklaven beiderlei Geſchlechts machen ihr vorzüglichſtes Eigenthum aus. Dieſe ſind entweder im Kriege zu Gefangenen gemacht oder von den Nachbarn erkauft. Sie leben im Hauſe ihrer Herren, und werden gut behandelt. Sie müſſen jedoch hart arbeiten und alle niedrige Dienſte verrichten, z. B. Holz und Waſſer antragen. Auch helfen ſie bei Hausbau, machen Canoes, jagen, fiſchen, und folgen ihren Herren in den Krieg. Nur dem Könige und den Chefs iſt es erlaubt Sklaven zu halten.

Makina hatte deren über 50 in ſeinem Hauſe, welche faſt die Hälfte der Bewohner deſſelben ausmachten. Auch die übrigen Chefs hatten eine große Anzahl. Die weiblichen Sklaven machen Körbe und Tuch aus Baumbaſt und ſammeln Beeren verſchiedener Gattung, woran hier ein großer Ueberfluß iſt. Sie haben kein härteres Loos als ihre Damen, nur daß dieſe armen Geſchöpfe den Lüſten eines Jeden für eine Kleinigkeit feil geboten werden. In dieſer Abſicht werden ſie auf die ankommenden Schiffe gebracht, und den Matroſen angeboten. Daher haben Reiſende oft irrige Begriffe von der Keuſchheit der Indianerinnen verbreitet, welche Tugend vielleicht nirgends ſo ſehr als hier geſchätzt wird.

Siebentes Kapitel.

Beſchreibung der benachbarten Nationen. Ihr Tauſchhandel. Abreiſe des Nootka-Stammes nach Taphys. Fiſchfang. Frühere Mißhandlungen, welche den Nootkanern von den Europäern widerfuhren. Bärenfang, u. ſ. w.

Unter den verſchiedenen Stämmen, welche während unſerer Anweſenheit nach Nootka ka-

men, waren die Klaiſſarts die zahlreichſte und mächtigſte Nation. Sie ſcheinen mehr civiliſirt, ſind beſſer gekleidet, und von feineren Sitten als die übrigen Stämme. Sie ſind ausgezeichnet durch ihren Frohſinn und ihre Lebhaftigkeit, und berühmt wegen ihres ſchönen Tanzens und Singens. Sie rupfen außer dem Barthaar, auch die Augenbraunen aus.

Sie ſind keine ſo erfahrne Fiſcher als die Nootkaner, aber große Jäger des Metallmets (einer Art Hirſche), der Seeotter, der Tigerkatze, des Bären und anderer Thiere, woran ihr Land einen Ueberfluß hat. Sie wohnen 200 engliſche Meilen gegen Süden von Nootka und zählen über 2000 Krieger.

Die Wickaninis leben auf ſehr freundſchaftlichen Fuß mit den Nootkanern, und kamen oft zum Beſuche nach Nootka. Unſere Königin, in der Nootka-Sprache Ancomah genannt, war, wie ſchon erwähnt, eine Prinzeſſin der Wickaninis, die älteſte Tochter des Königs dieſes Stammes. Sie zählen 600 Krieger und wohnen ungefähr 200 engliſche Meilen gegen Norden von Nootka. Sie ſind kriegeriſch und beſchäftigen ſich mit Jagd und Wallfiſchfang.

Die Klaoquates, unſere nächſten nördlichen Nachbarn, ſind ein ſehr unternehmendes, aber heimtückiſches Volk. Makina war immer auf ſeiner Hut, wenn ſie zum Beſuch oder Handel nach Nootka kamen. Sie haben ungefähr 400 Krieger. Die Esquates und Aitiſarts, welche dem Könige von Nootka zinsbar ſind, wohnen ungefähr 40 engliſche Meilen ſüdlich von Nootka und zählen jeder Stamm über 300 Krieger. Die Caÿnquets ſind ſehr zahlreich, beſitzen aber wenig Muth und militairiſchen Geiſt; weshalb ſie auch von den übrigen Stämmen verachtet werden. Sie wohnen 60 Meilen öſtlich von Nootka. Sowohl ſüdlich als nördlich und öſtlich von Nootka wohnen viele kleine Völkerſtämme, die ſich der nämlichen Sprache bedienen. Nur die Nutſchemas, welche weit von Norden her kamen, hatten eine ganz verſchiedene Sprache, die aber ſo ziemlich von den Nootkanern verſtanden wurde. Die Nutſchemas ſind klein, von ſehr dunkler Farbe, beinahe ſchwarz, und ſehr häßlich. Ihre Kleidung iſt äußerſt ſchmutzig. Sie tragen lange Bärte. Ihre langen rabenſchwarzen Haare laſſen ſie los den Rücken herunter hängen. Ein Kutſack von Wolfsfell

machte ihre ganze Bekleidung aus. Sie blieben gewöhnlich ſehr lange zu Nootka, um ſich von ihrer langen Reiſe zu erholen. Sie waren die Dichter aller benachbarten Stämme, welchen ſie ihre Geſänge lehrten.

Die Gegenſtände des Handels der andern Völker mit Nootka waren gewöhnlich Thran, Seehunds- und Otterfelle, Wallfiſchſpeck, getrocknete Fiſche, Muſcheln, yamas, pelpets, Sklaven u. ſ. w., welche gegeneinander ausgetauſcht wurden.

Die Nutſchemas brachten den ſchönen rothen Oker, den pelpets oder die Silberfarbe, und yama-Kuchen. Die Wickaninis brachten Metallmet- Pelz und eine wohlſchmeckende Wurzel, quanusa genannt. Dieſe Wurzel hat faſt die Geſtalt einer Zwiebel, wird in Dampf gekocht und mit Thran, ihrer Lieblings-Sauce, gegeſſen. Manche dieſer Artikel werden von Makina als Tribut betrachtet, wofür er aber beinahe immer den vollen Werth zurückgibt. Bei ſolchem Tauſchhandel wird allezeit ein Feſt veranſtaltet, wozu nicht allein alle anweſende Fremde, ſondern auch das ganze Dorf, Jung und Alt, eingeladen werden. Hier wird ganz unmäßig gegeſſen.

Sie halten ſich in dieſer Hinſicht für den Mangel an geiſtigen Getränken ſchadlos, welche ſie durchaus nicht zu verfertigen verſtehen. Waſſer iſt ihr einziges Getränk. Wenn die benachbarten Stämme entweder zum Beſuche oder zum Handel nach Nootka kamen, ſo hielten ſie einige Meilen vom Dorfe, um ihre Toilette in Ordnung zu bringen.

Der König ſandte dann ſeinen Zeremonienmeiſter und ließ ſie zum Eſſen einladen. Die Artikel, welche er wünſchte, wurden ihm gebracht, worauf es erſt den Uebrigen erlaubt war, zu handeln.

Die Fremden waren allezeit ſehr auf ihrer Hut, und hielten ihre Waaren in den Canoes bis ſie verkauft waren; woran ſie übrigens wohl thaten, denn die Neigung zum Stehlen iſt den Indianern gleichſam angeboren.

Bei dieſen Beſuchen ſchliefen blos die Chefs der Fremden in den Häuſern; die Uebrigen blieben in den Canoes, nicht ſowohl um ihr Eigenthum zu bewahren, ſondern auch um Ruhe und Ordnung nicht zu ſtören. Die Eingebornen gehen alle bewaffnet. Die Gemeinen tragen Dolche in ihren Gürteln; die Teyes überdies den Tſcheltuts, welcher in der Hand

eines ſtarken Mannes eine ſehr gefährliche Waffe iſt.

Der Tſcheltuts iſt von Fiſchbein gemacht und ſehr ſchwer. Die Klinge iſt zwei Fuß lang, drei Zoll breit, und in der Mitte zwei Zoll dick. Das Heft, gewöhnlich ein Menſchen- oder Thierhaupt vorſtellend, iſt künſtlich mit kleinen Muſcheln eingelegt. Er wird mit einem Bande über die Schulter getragen. Einige Chefs tragen auch Lanzen mit meſſingenen Spitzen. Pfeile und Bogen ſind wenig mehr im Gebrauch, ſeit ihnen von den Europäern Feuergewehre gebracht ſind. — Das Geſagte mag hinreichen, dem Leſer einen Begriff von meinem Aufenthaltsorte und meiner Umgebung zu machen.

Es verging ein langer Monat nach dem andern, ohne daß ein Schiff zu unſerer Rettung kam. Im Juli erſchien zwar ein Schiff in großer Entfernung und nahm anfangs die Richtung nach unſerm Hafen, aber bald veränderte es ſeinen Lauf und ließ uns in troſtloſer Verzweiflung. Wir verfolgten es ſehnſüchtig mit unſeren Augen, bis es am fernen Horizonte verſchwand.

Vier Tage darauf war ein furchtbares Gewitter. Der ganze Himmel ſchien in Feuer zu ſtehen. Die Einwohner geriethen in Angſt und Verwirrung. Der ganze Stamm verſammelte ſich in Makinas Hauſe. Sie ſtiegen auf das Dach und fingen mit Stöcken an zu trommeln und zu ſingen. Sie baten Quahutze, ihren Gott, ſie nicht zu verderben.

Die Chefs der benachbarten Nationen wollten uns zur Flucht bereden. Sie erzählten uns in dieſer Abſicht, daß amerikaniſche Schiffe bei ihnen angekommen wären, verſprachen uns ihre Hülfe und wollten uns an Bord bringen. Allein wir erfuhren bald, daß es nur von ihnen erdichtet war, um uns in ihre Gewalt zu bekommen und zu Sklaven zu machen.

Um dieſe Zeit kam die Schweſter der Königin zum Beſuche nach Nootka. Sie war groß, ſchlank, von ſehr angenehmer Geſichtsbildung, und weißer als die anderen Weiber; ſie würde recht hübſch geweſen ſeyn, wenn nicht eins ihrer Augen durch einen Zufall gelitten hätte. Sie war deshalb nicht verheirathet; ein ſolcher Fehler iſt bei den Indianern ein unüberwindliches Hinderniß der Ehe.

Wenn ich mit der Prinzeſſin allein war, ſo lag ſie mir oft recht dringend an mit zu ihrem Vater zu kommen, der, wie ſie ſagte, mich nicht allein beſſer kleiden und ſpeiſen, ſondern auch ſeine Einwilligung geben würde, daß ſie meine Frau werden dürfe, wenn ichs wünſchte. Allein da ich dieſen Wunſch nicht hegte, auch Makina gütiger und menſchenfreundlicher gefunden hatte, als irgend eine andere dieſer kupferfarbenen Majeſtäten, ſo gab ich ihr zu verſtehen, daß ich ſchon eine Frau habe, und meiner Religion zufolge keine zweite nehmen dürfe. Sie ſchien ſehr traurig darüber und reiſ'te bald nachher ab.

Am 3. September verließ der ganze Stamm Nootka, um den Winter in Taſchys und Copty zuzubringen. Copty liegt ungefähr 30 engliſche Meilen von Nootka in einer tiefen Bucht, worin die Schifffahrt, der vielen Felſen und Sandbänke wegen, ſehr gefährlich iſt.

Bei dieſen Veränderungen des Aufenthalts nehmen die Indianer alles Eigenthum mit ſich, ſogar die Bretter ihrer Häuſer, um ihre neuen Wohnungen damit zu bekleiden.

Eine ſolche Wanderung iſt für den Europäer ein ſeltſames Schauſpiel. Hunderte von Canoes ſind mit Männern, Weibern und Kindern angefüllt, welche die Luft mit ihrem Geſchrei und Geſang erfüllen. Die kleinen Kinder ſind auf dieſen Reiſen ſowohl, als auch zu Hauſe, wenn die Mütter beſchäftigt ſind, auf ein Brett, von ungefähr drei Fuß Länge, geſchnürt.

Dies geſchieht nicht allein um Verrenkung der Glieder zu verhüten, ſondern auch um die Mühe der Mütter zu erleichtern. Auch mag es vielleicht dazu beitragen, daß man keine Krüppel unter ihnen ſieht, ſondern Alle durchaus gerade gewachſen ſind. Wenn die Mütter von Hauſe gehen, ſo haben ſie das Brett mit dem Säugling auf dem Rücken; bei der Arbeit ſtellen ſie es gegen einen Baum. Auffallend war es mir, nie eins dieſer Kinder ſchreien zu hören. Ob ſie von der Natur mit mehr Geduld begabt ſind, oder dadurch dieſelbe erhalten, daß man vielleicht ihr erſtes Geſchrei nicht beachtet, laſſ' ich dahin geſtellt ſeyn.

Mit ſchwerem Herzen verließen wir Nootka. In Taſchys hatten wir keine Erlöſung

zu hoffen, weil dorthin nie Schiffe kamen. Karl hatte das große Boot des Schiffes mit einem Segel verſehn. Makina ſetzte ſich zu uns herein, und gab mit der uns wohlbekannten fatalen Pfeife das Zeichen zum Aufbruche, worauf ſich die Flotte mit großer Ordnung in Bewegung ſetzte. Wir paſſirten Copty, das an der Mündung eines Fluſſes am Fuße eines hohen Gebirges liegt. Wir gingen den Fluß ungefähr 15 Meilen hinauf und langten gegen Abend zu Taſchys an, welches in einem kleinen Thale, ganz von hohen Bergen umgeben, liegt. Bei unſerer Ankunft machten wir gleich Anſtalt, die Häuſer, deren Stockwerke noch gut erhalten, von den vorigen Jahren da ſtanden, mit den mitgebrachten Brettern zu bekleiden. In kurzer Zeit ſtand die neue Reſidenz fertig da. Taſchys liegt angenehm und ſicher vor den Winterſtürmen. Die Gegend iſt auf die ſchönſte Art mit Bergen und Thälern vermannichfaltigt, und wo man nur das Auge hinwendet, ſieht man kriſtallhelle Bäche in den ſchönſten Kaskaden von den Bergen ſtürzen.

Der Hauptzweck der Wanderung zu dieſem Platze iſt, ſich mit Salmen, Spratten,

Heringen und Roggen zu verſorgen, um Lebensmittel für den Winter zu haben.

Die Salme werden in dazu verfertigten Fiſchkörben gefangen, welche man in die häufig ſich in dieſem Fluſſe befindenden Fälle ſtellt. Die Fiſche werden den Strom hinunter, zwiſchen zwei in dieſer Abſicht errichtete Mauern, die nach dem Falle hin enge zuſammenlaufen, getrieben. Sie ſtürzen in den Korb und ſind gefangen. Ich habe oft 6 bis 700 in wenigen Minuten auf dieſe Weiſe fangen ſehen. Auch findet man bisweilen geſtreifte Bärſe und Hechte in den Körben.

Den Heringslaich, ihre Lieblingsſpeiſe, verſchaffen ſie ſich auf folgende Art: Um die Zeit, wenn dieſe Fiſche laichen, welches gegen Ende des Septembers oder im Frühjahr geſchieht, werden eine Menge Tannenzweige abgehauen und in den Fluß geworfen; man bedeckt ſie mit Steinen, um ſie zu Boden zu halten. Die Heringe legen ihre Eier in großer Menge in die Zweige, welche von Zeit zu Zeit aufgenommen werden, um den Laich abzuſtreifen. Die Weiber reinigen und trocknen ihn. Er wird in Körben zum Gebrauche aufbewahrt. In dieſer Zeit des Fiſchens gehts

luſtig bei ihnen zu. Ein Schmaus folgt dem andern, wobei ganz unmäßig gegeſſen wird. Die Weiber ſind dann mit der Küche, mit Reinigen und Trocknen der Fiſche ſehr beſchäftigt. Die Fiſche werden in den Häuſern aufgehängt, wo es an Rauch zum Räuchern nicht fehlt. Man fängt in dieſer Gegend auch viele Kablijaue und Makrelen, welche in Stücke zerſchnitten und in der Sonne zum Trocknen aufgehängt werden. Außer dieſen gibt es hier faſt alle in Europa bekannte Fiſcharten. Den Caviar oder Laich des Salmes werfen ſie in Tröge und laſſen ihn in Gährung übergehen. Dies macht, wie bemerkt, eins ihrer liebſten Gerichte aus, welches ſie Quakamis nennen. Eine vorzügliche Gunſtbezeigung iſt es, wenn ſie einen Fremden einladen, mit ihnen Quakamis zu eſſen. Nichts kann für einen Europäer ekelhafter ſeyn, als dieſer verwünſchte Quakamis! Wenn die Tröge nur ein wenig in Bewegung geſetzt wurden, war der Geſtank ſo abſcheulich, daß mir übel wurde, und ich das Haus verlaſſen mußte, obſchon meine Geruchsorgane durch tägliche Mißhandlung derſelben ziemlich abgeſtumpft waren.

Die Salme werden hier in ſolcher Anzahl gefangen, daß man oft bis 3000 Stück davon in Makinas Haus brachte. Dieſe Fiſchpartien ſowohl, als die Jagd auf Enten und Gänſe, welche ſich hier in großer Menge aufhielten, machten uns viel Vergnügen. Bei dieſen Gelegenheiten nahm ich mein Tagebuch mit; weil Makina mir durchaus nicht zu ſchreiben erlauben wollte, ſo mußte ich es verſtohlenerweiſe thun. Aber einſt überraſchte er mich am Ufer des Fluſſes liegend und im Schreiben begriffen. Er fragte mich, was ich ſchreibe? Ich erwiederte, daß ich eine Anmerkung über das Wetter und die Zeit hinwerfe. Er wollte es aber nicht glauben, ſondern ſagte: »Ja ich weiß es, Jnos (ſo nannten mich die Wilden), du ſprichſt böſe von mir und meinem Volke, und erzählſt deinen Landsleuten, daß ich das Schiff zerſtört und deine Kameraden getödtet habe. Sehe ich dich noch einmal ſchreiben, ſo werfe ich das Buch ins Feuer.« Froh, daß es für diesmal beim Drohen blieb, war ich für die Zukunft ſehr auf meiner Hut. Auch Karl wurde wieder beſſer vom Könige angeſehen, weil er ein ſchönes Segel für ſeinen großen Pirogen gemacht

hatte. Beſonders ſtolz war Makina auf einen von uns verfertigten Kutſack, welcher aus europäiſchem Weſtenzeuge von den bunteſten Farben gemacht war. Er war unten mit drei Reihen vergoldeter Knöpfe beſetzt, welche ſo dicht, als nur immer möglich, eingenäht waren. Sobald wir damit fertig waren, zeigte ſich Makina ſeinen Unterthanen in dieſer neuen Staatskleidung, und ſpazierte, ſich wie ein Truthahn brüſtend, im Dorfe auf und ab, wobei er oft ganz entzückt ausrief: Wocasch! Wocasch! clusisg eum etack Nootka (Schön! Schön! ganz Nootka könnte es nicht machen).

Es war Makina gar wohl bekannt, daß die Chefs der anderen Stämme mich zur Flucht zu bewegen ſuchten. Er warnte mich ſehr oft, es nicht zu wagen, mit der Drohung, daß es mir mein Leben koſten würde. Er führte als ein warnendes Beiſpiel an, daß ſieben Matroſen von einem amerikaniſchen Schiffe entlaufen und zu ihm gekommen wären. Sechs von ihnen verſuchten bald darauf zu den Wickaninis zu entfliehen, wurden aber von den Esquiates angehalten und zurückgebracht. Makina befahl ſie zu tödten. Einer der Chefs erzählte mir die grauſame Ausführung dieſes

unmenſchlichen Befehls. Sie wurden zu Boden geworfen, ihr Mund aufgebrochen und mit Gewalt große Steine in die Gurgel gepreßt, bis ſie erwürgt waren. Ein Knabe, welcher keinen Verſuch zur Flucht gemacht hatte, wurde von Makina den Wickaninis verkauft. Die Prinzeſſin Vuqua, Schweſter der Königin, erzählte mir, daß dieſer arme Knabe über ſeine Kräfte hätte arbeiten müſſen und immer geweint habe. Als er die gräßliche Ermordung unſerer Schiffsmannſchaft erfahren, ſey er ohnmächtig hingeſunken, habe von dem Augenblick an weder eſſen noch trinken wollen und ſey nach einigen Tagen in ſtiller Verzweifelung geſtorben.

Dieſe rührende Erzählung erneuerte in uns die Gefühle, welche wir beim ſchrecklichen Tode unſerer Kameraden empfunden hatten.

Makina unterhielt ſich ſehr gern mit mir in ſeiner Sprache. Einſt, da er ſehr redſelig und vertraulich war, wagte ich es ihn zu fragen: warum er unſer Schiff zerſtört habe. Er antwortete, daß er niemals Haß gegen die weißen Leute gefühlt hätte, aber ſehr oft von ihnen mißhandelt worden wäre; zuerſt von einem Kapitain Tavington, welcher dort über-

wintert habe und von den Einwohnern aufs freundlichſte behandelt wurde.

Einſt, als Makina nach den Wickaninis gezogen war um ſich von dort ein Weib zu holen, machte ſich Tavington dieſe Abweſenheit zu Nutze. Er bewaffnete ſeine Mannſchaft, drang in die Häuſer, worin blos Weiber und Kinder zurückgeblieben waren, und raubte alle vorhandenen Pelze. Mehrere Weiber der Chefs wurden dabei auf eine ſchändliche Weiſe entehrt. Kurz darauf wurden vier Teyes von einem Spanier, Namens Martinez, ohne den geringſten Vorwand getödtet. Ein amerikaniſcher Kapitain ließ auf ihre Canoes, welche ſich nahe bei ſeinem Schiffe befanden, mit Kartätſchen feuern, blos weil ein Eingeborner des Zimmermanns Meißel geſtohlen hatte. Es blieben mehr als zwanzig Indianer, worunter ſich einige Chefs befanden, auf dem Platze. Makina, der ſich in dem Augenblicke am Bord befand, ſprang vom Verdecke ins Meer und ſchwamm eine Zeitlang unter dem Waſſer fort, um ſein Leben zu retten.

Dieſe Beleidigungen hatten in Makinas Bruſt ein brennendes Gefühl der Rache erweckt, und obſchon viele Jahre ſeitdem ver-

floſſen, ſo waren ſie doch keineswegs vergeſ-
ſen. Nur der Mangel einer günſtigen Gele-
genheit hatte ſie abgehalten ſich zu rächen.
Unglücklicherweiſe fand ſich dieſe bei unſerem
Schiffe.

Makina bemerkte bald, daß wir nicht die
gewöhnlichen Vorſichtsmaßregeln der Nordweſt-
händler beobachteten. Voll Durſt und Rache,
welche durch die Beleidigung unſeres Kapi-
tains von neuem angefacht wurde, beſchloß
er den Angriff unſeres Schiffes. Zu dieſem
Ende verſammelte er den ganzen Stamm. Er
machte das Volk mit der abermals erlittenen
Beleidigung bekannt, und theilte ihnen ſeinen
Racheplan mit. Er fand alle bereitwillig, dieſe
ſo wie die früheren Mißhandlungen zu rächen.
Makina ſchlug vor, ſich unter allerlei Vor-
wänden in großer Anzahl an Bord zu bege-
ben und auf ein Zeichen von ihm über die
Weißen herzufallen. Dieſer Vorſchlag fand
allgemeinen Beifall. Die Ausführung des Bu-
benſtücks gelang ihnen leider nur zu wohl.

Bei dieſer Gelegenheit kann ich nicht un-
terlaſſen zu bemerken, daß die ſchrecklichen Un-
glücksfälle, welche manche Schiffe an dieſer

Küſte befallen haben, durch das geſetzloſe Betragen der Kapitains und der Schiffsmannſchaften herbeigeführt ſind. Sie beleidigten und plünderten die Eingebornen bei jeder Gelegenheit, und tödteten ſie ſogar bei den geringſten Anläſſen. Die Wilden wiſſen unter den Weißen keinen Unterſchied zu machen, und halten alle für Eine Nation.

Daher fällt ihre Rache nur zu oft auf den Unſchuldigen. Sie ſind zwar ſehr falſch und heimtückiſch, und halten Keinem Treu und Glauben; doch bin ich feſt überzeugt, daß ſie niemals ihre Hände mit dem Blute der Weißen befleckt haben würden, wenn ſie nicht dazu gereizt worden wären.

Wir fingen nun an yama-Beeren zu ſammeln, welche, von der Größe einer Weintraube, den Johannisbeeren ähnlich ſind und an Büſchen wachſen. Ich bin der Meinung, daß ſie auch in Europa gedeihen würden.

Zu Taſchys wurden während unſeres Aufenthalts mehrere Bären gefangen, wobei eine lächerliche Zeremonie beobachtet wurde.

Der Bär wird zuerſt gewaſchen, und aufrecht auf den Ehrenplatz neben den König geſtellt. Er wird mit weißem Duhn eingepu-

dert und ihm eines Teyes Mütze übergezogen. Darauf ſetzt man ihm einen Trog voll Speiſen vor, und ladet ihn mit vieler Höflichkeit zum Eſſen ein. Nach Beendigung dieſer Poſſe zieht man ihm das Fell über die Ohren, und reinigt und kocht ihn auf die gewöhnliche Art. Es werden Gäſte dazu eingeladen, welche aber ſelten an der Mahlzeit Theil nehmen wollen, weil ſie in dieſem Falle während zwei Monate keine Fiſche eſſen dürfen. Da Fiſche ihre Hauptnahrung ſind, ſo mögen ſie eine Mahlzeit des köſtlichen Bärenfleiſches nicht ſo theuer erkaufen. Sie haben den ſonderbaren Aberglauben, daß, wenn ſie nach dem Genuß des Bärenfleiſches gleich zu ihren Fiſchen zurückkehrten, dieſe es erfahren und, hierüber aufgebracht, ſich entfernen und nicht mehr fangen laſſen würden.

Die Bären werden in Kaſten gefangen, welche man an den Plätzen erbaut, wohin ſich dieſes Thier gewöhnlich zum Fiſchfang begibt. Dieſe Kaſten überdeckt man mit ſchwach unterſtützten Brettern, worauf große Steine gelegt werden. An ſtarken Schnüren werden Salme an dieſe Bretter gehängt. Der Bär geht in dieſe Kaſten, und indem er die Salme mit Gewalt

abreißen will, zieht er die Laſt über ſich und wird erdrückt.

Achtes Kapitel.

Andachtsübungen der Nootkaner. Des Verfaſſers Heirath mit der Prinzeſſin Yuſtoca. Seine Haushaltung. Veränderung ſeiner Kleidung. Aufbruch des Stammes nach Copty. Beſuch bei den Klaiſſarts. Heringsfang.

Am Morgen des 12. Septembers fingen die jährlichen Andachtsübungen der Nootkaner mit einer ſeltſamen Poſſe an. Makina feuerte ein Piſtol dicht am Ohre ſeines Sohns ab und zwar, wie es ſchien, ohne vorherige Anzeige. Der Prinz ſtürzte wie todt zu Boden.

Die Weiber fingen ein jämmerliches Geheul an, riſſen ſich die Haare vom Kopfe und ſchrien: Der Prinz iſt todt! ach! der gute Prinz iſt todt! Gleich darauf ſtürzten die Einwohner, mit Gewehren und Dolchen bewaffnet, in großer Anzahl herein, die Urſache des Geſchreis zu erforſchen. Es erſchienen zwei Männer in Wolfshäute gehüllt, welche Masken, das Geſicht dieſes Thiers abbildend, trugen.

Sie kamen auf allen Vieren hereingekrochen, nahmen den Prinzen, welcher noch immer lebloſ ſchien, auf den Rücken, und zogen mit ihm ab.

Weiter ſahen wir nichts von dieſer Zeremonie, weil Makina uns befahl, das Dorf ſogleich zu verlaſſen, und bei Todesſtrafe nicht vor Ablauf des ſiebenten Tages zurückzukommen.

Es wurden uns deshalb eine hinreichende Menge Lebensmittel mitgegeben. Dieſe Verbannung war für uns, ohngeachtet der vorgerückten Jahreszeit, ſehr angenehm. Karl, welcher die Geſellſchaft und den Anblick der Wilden verabſcheute, freute ſich ungemein.

Dem Befehle Makinas gehorchend, nahmen wir Beile, Gewehr und Munition, Kleider und Lebensmittel, und zogen uns einige Meilen vom Dorfe ins Gehölz zurück. Hier erbauten wir eine Hütte, machten ein gutes Feuer an und verkürzten uns die Zeit mit Jagen und Kochen, wobei auch nicht vergeſſen wurde, den Allmächtigen für unſere baldige Rückkehr zu unſeren Familien anzuflehen. Nach ſieben Tagen kehrten wir wieder ins Dorf zurück. Wir fanden die Chefs der Aitiſſars

bei Makina, welche gekommen waren, dem Beſchluß der Bet- und Bußübungen beizuwohnen, welche alljährlich zu Ehren ihres Gottes Quahutze angeſtellt werden. Dieſe wurden mit einem außerordentlichen Schauſpiele beſchloſſen. Drei Männer, die ſich zwei Bajonette durch das Fleiſch der Rippen geſteckt hatten, gingen ſingend im Hauſe umher, dem Anſcheine nach, ohne das geringſte Gefühl des Schmerzes. Einige Tage darauf rief Makina mich zu ſich, und zeigte mir an, daß er mit ſeinen Chefs einen Rath gehalten habe. Es war darin beſchloſſen worden, mich in ihre Nation aufzunehmen, und mit einem ihrer Mädchen zu verheirathen. Er fügte hinzu, daß, da ich nun wohl nie mehr Nootka verlaſſen würde, mich ein Weib und Kinder vergnügter machen und beſſer an ihre Lebensart gewöhnen werden. Ich gerieth in große Beſtürzung, und entſchuldigte mich, daß ich ſchon ein Weib habe, und nach meiner Religion keine zwei nehmen dürfe; aber das half alles nichts.

Makina, der nie Widerſpruch leiden konnte, gerieth in Zorn, und drohte mich nebſt Karl hinrichten zu laſſen, wenn ich nicht ein-

willigen würde, wozu er mir nur vier und zwanzig Stunden Bedenkzeit gab. Tod auf der einen, und Bigamie auf der andern Seite vor mir habend, wählte ich natürlicherweiſe von zwei Uebeln das kleinſte, und willigte zu meiner Heirath ein. Makina gab mir die Erlaubniß, daß, wenn mir keins der Mädchen ſeines Volks gefalle, ich eine aus den benachbarten Stämmen wählen könne. Nach einigem Nachdenken ſchlug ich dem Könige vor, nach den Aitiſſars gehn zu dürfen, wo ich einige, dem Anſchein nach, ſanfte und liebenswürdige Mädchen geſehn hatte. Makina willigte ein und verſprach mich zu begleiten.

Am nächſten Morgen nahm der König zwei Canoes und fünfzig Mann, ſo wie auch eine Menge für den Ankauf meiner Braut beſtimmter Waaren. Mit Tagesanbruch fuhren wir ab und erreichten mit Hülfe eines günſtigen Windes gegen Abend das Dorf der Aitiſſars. Unſere Ankunft daſelbſt verurſachte zuerſt einen großen Lärm. Die Einwohner liefen in ſtarker Menge bewaffnet ans Ufer und machten kriegeriſche Demonſtrationen. Wir blieben indeſſen ruhig in unſeren Canoes ſitzen. Nach Verlauf von ungefähr einer Viertelſtunde

kam der Zeremonienmeiſter des Königs der Aitiſſars, welcher uns im Namen ſeines Herrn bewillkommnete und zum Eſſen einlud. Wir folgten ihm in Ordnung nach des Königs Hauſe. Makina gebrauchte die Vorſicht, eine hinlängliche Menge Bewaffneter bei den Canoes zurückzulaſſen, um das Eigenthum zu bewachen.

Wir wurden mit großem Zeremoniell empfangen und uns unſere reſpektiven Sitze angewieſen. Auf Makinas ausdrückliches Verlangen hatte ich den Sitz zu ſeiner Linken, welches als eine beſondere Auszeichnung betrachtet wurde. Nach einer derben Mahlzeit von Seehundsfleiſch und Heringsroggen mit Thran, fragte mich Makina: ob mir keins der anweſenden Mädchen gefiele? Ich deutete auf ein ſchönes, junges Mädchen, Namens Yuſtoca, die Tochter Upqueſtas, Königs der Aitiſſars. Sie ſaß neben ihrer Mutter und ſchien meine Wahl eben nicht zu mißbilligen. Makina ſtand auf und führte mich bei der Hand in die Mitte der Verſammlung. Er gab einigen ſeiner Leute ein Zeichen, die Kaſten mit den Waaren hereinzubringen. Klinneclimets, Makinas Zeremonienmeiſter, ſtand auf und ſchickte

ſich zu einer Rede an, brachte ſeine Kleider in Ordnung und beſtreuete den Kopf mit weißem Duhn. Als die Kiſten hereingebracht waren, zeigten die Leute Muſter aller darin enthaltenen Artikel vor. Jetzt trat Klinneclimets auf und hielt eine lange Rede an den König Upqueſta. Er nannte die Anzahl und den Werth der verſchiedenen Waaren, und ſagte, daß alle dieſe ſchönen Sachen ihm für ſeine Tochter Yuſtoca geboten wären, welche man zur Frau für den Teye Jnos kaufen wolle. Während dieſer Rede gingen die Leute, welche die Muſter emporgehalten hatten, zu Upqueſta und warfen die Sachen mit einer düſtern ſauren Miene, (welche die der Höflichkeit bei ihnen iſt) zu ſeinen Füßen nieder. Die ganze Verſammlung ſchrie: Klaco Teye (Danke Chef). Nach dieſer Zeremonie nahmen alle ihre Plätze wieder ein.

Makina hielt nun eine lange pomphafte Rede, die über eine Stunde dauerte. Er ſetzte alle meine guten Eigenſchaften auseinander, bemerkte, daß ich blos den Fehler hätte, weiß zu ſeyn, ſonſt aber brav ſey, viele ſchöne Sachen machen könnte und überhaupt mehr verſtände, als ſie alle zuſammen, weshalb er mich

als Freund und Rathgeber auch bei ſich behalten wolle. Er ſchloß ſeine lange Rede mit der Bemerkung, daß mir mein gutes Betragen die Liebe aller Leute, und ſelbſt der Kinder, in Nootka erworben hätte. Während dieſer Rede ſprang Klinneclimets mit den ausgelaſſenſten Geberden umher, beſtändig: Wocasch rufend. Nachdem Makina ſeinen Platz wieder eingenommen hatte, ſtand Upqueſta auf, und ſchilderte in einer eben ſo langen Rede die guten Eigenſchaften und die Schönheit ſeiner Tochter, während dem ſeine Leute ihm Beifall zuklatſchten. Er ſagte, daß Yuſtoca ſeine einzige Tochter ſey, von der er ſich nicht trennen könne; gegen das Ende ſeiner Rede indeß gab er ſeine Einwilligung zu unſerer Heirath, ſich einzig ausbedingend, daß man ſeine Tochter gut behandeln möge.

Als Upqueſta ſeine Einwilligung ſich merken ließ, machte Klinneclimets die lächerlichſten Sprünge und ſchrie aus vollem Halſe: Wocasch teye. Upqueſta befahl ſeinen Leuten, mir meine Geſchenke zurückzugeben; nebſtdem gab er mir zwei junge männliche Sklaven, welche ſogleich von Makinas Leuten in

Empfang genommen und nach den Canoes gebracht wurden.

Upqueſtas Bruder lud uns ein, bei ihm mit einer Mahlzeit von Cluſſamis oder getrockneten Heringen vorlieb zu nehmen. Nach derſelben amuſirte Klinneclimets die Geſellſchaft mit ſeinen Narrenpoſſen. Das Feſt wurde mit den Kriegsgeſängen beider Nationen, unter Schwenken der Waffen und Pantomimen beſchloſſen. Darauf gingen wir nach Upqueſtas Hauſe zurück, um dort zu übernachten. Am folgenden Morgen empfing ich vom Könige ſeine Tochter, mit dem ernſten Erſuchen, ſie gut zu behandeln, welches ich ihm verſprechen mußte. Sie nahm von ihren Eltern Abſchied und begleitete mich mit anſcheinender Zufriedenheit zu den Canoes. Der Wind war uns nicht günſtig, weshalb die Eingebornen ihre Zuflucht zu dem Rudern nehmen mußten, wozu ſie mit ihren Geſängen Takt hielten. Klinneclimets, zu deſſen Amte es gehörte, das Canoe des Königs zu ſteuern, verſuchte uns den Weg mit ſeinen Schwänken zu verkürzen. Gegen 7 Uhr am folgenden Morgen erreichten wir Taſchys. Alle Einwohner hatten ſich am Ufer verſammelt und

bewillkommneten uns mit großem Freudengeſchrei und mit Trommeln auf den Dächern der Häuſer. Die Weiber des Königs empfingen meine Frau, und nahmen ſie während zehn Tage unter ihre Aufſicht.

Es iſt ein unter ihnen allgemein herrſchender Gebrauch, daß die Neuvermählten die erſten zehn Tage keinen Umgang zuſammen haben dürfen. Nach Verlauf dieſes Termins der Enthaltſamkeit zeigte mir Makina einen Raum oben in ſeinem Hauſe, zwiſchen ihm und ſeinem älteſten Bruder. Abends gab er ein Feſt, welches mit einem Tanze endigte, woran alle Weiber Theil nahmen.

Ich etablirte mich nun mit meiner Familie, welche aus meiner jungen Frau, Karl und Makinas Sohn, Satſaſockſis, beſtand. Dieſer Knabe hatte mich ſo lieb gewonnen, daß er ſeinen Vater bat mit mir leben zu dürfen, wozu dieſer gern ſeine Einwilligung gab. Satſaſockſis war ein lebhafter, fröhlicher Knabe, von einnehmender Geſichtsbildung und gutmüthiger Natur. Es machte mir Vergnügen, ihn zu unterrichten und ihm Ordnung und Reinlichkeit beizubringen. Ich errichtete gleich zu Anfange meiner Haushaltung Scheidewände

zwiſchen meinem und den angrenzenden Räumen. Auch machte ich drei Bettſtellen für meine kleine Familie, welche ſo wohl gefielen, daß ſie bald allgemein nachgeahmt wurden. Glücklicherweiſe fand ich meine indianiſche Prinzeſſin nicht allein liebenswürdig, ſondern auch ſehr verſtändig im Verhältniſſe zu der beſchränkten Sphäre ihres Wirkungskreiſes, welche nur wenige Ideen in ihr erwecken konnte. Sie war vorzüglich willig zur Annahme aller Einrichtungen, welche ich zur Verbeſſerung und mehrerer Bequemlichkeit unſerer Haushaltung vorſchlug. Dabei war ſie unſtreitig die Schönſte der Weiber zu Nootka, ſelbſt die Königin nicht ausgenommen. Sie hatte eine weiße Haut, lebhaft rothe Wangen und große ſchwarze Augen. Ihre Zähne waren eben und vorzüglich weiß. Ihr langes, ſchwarzes ſeidenes Haar war mit vieler Sorgfalt geflochten und die breiten Flechten mit Geſchmack um den Kopf geſchlungen. In ihren ſanften regelmäßigen Zügen drückten ſich Beſcheidenheit und Sittſamkeit aus. Sie war erſt ſechszehn Jahr alt, voller Unſchuld und Freundlichkeit.

Mit einer ſo intereſſanten, ſüßen Gefährtin hätte man mich wenigſtens zufrieden, wenn auch nicht glücklich glauben ſollen. Aber weit entfernt von Glück oder Zufriedenheit, betrachtete ich dieſe erzwungene Verbindung als eine Kette, welche mich an dieſe Barbaren feſſeln und hindern würde, jemals wieder ein civiliſirtes Land zu betreten.

Auch fand ich bald, daß meine Beſorgniſſe nicht ohne Grund waren; denn einige Wochen nach meiner Hochzeit erklärte Makina: in einem Rathe mit ſeinen Chefs ſey beſchloſſen worden, daß ich meine Kleider ablegen und, gleich ihnen, einen Kutſack tragen ſollte, weil ich vermöge meiner Heirath mit einer Königstochter zum Rang eines Teye erhoben wäre, und als ſolcher mich kleiden müßte. Dieſer Befehl war für mich ein Donnerſchlag. Alles, was ich durch meine Bitten und Gegenvorſtellungen erhalten konnte, war die Erlaubniß, meine gegenwärtigen Kleider, welche ſich leider nicht mehr im beſten Zuſtande befanden, auftragen zu dürfen. Auch Karl ſollte ſeine Kleider ablegen; doch als ich dem Könige vorſtellte, daß meinem Vater, als einem alten Manne, eine ſolche Veränderung der Kleider den Tod

bringen würde, nahm er den Befehl in Betracht ſeines Alters zurück.

Am 31. Januar verließen wir Tuſchys und gingen nach Copty, um dort den Reſt des Winters zuzubringen. Hier waren ebenfalls Gerippe für die Wohnungen errichtet, welche wir nur mit den bei uns befindlichen Tannenbrettern bekleiden durften, um ſie bewohnbar zu machen. Der Winter war ſehr gelinde, und der erſte Schnee am Neujahrstage gefallen. Am 7. Februar nahm mich Makina mit zu einem Beſuche nach den Klaisſarts. Wir wurden mit einem Freudengeſchrei empfangen. Viele waren mit Feuergewehren bewaffnet, welche ſie abfeuerten und: Wocasch teye! riefen. Savina, ihr König, ſandte ſeinen Ceremonienmeiſter, uns zu bewillkommnen und einzuladen. Dieſer führte uns nach des Königs Hauſe, wo man uns mit Herzlichkeit empfing, und uns unſere Sitze anwies. Ich war bald der Gegenſtand der Neugierde dieſes Volks; ſie unterſuchten meine Hände und Füße, öffneten meinen Mund, um zu ſehen ob ich auch Zähne und eine Zunge habe. Obgleich ich um dieſe Zeit ſchon ziemlich ihrer Sprache kundig war, durfte ich doch auf Ma-

kinas Befehl anfangs kein Wort ſprechen. Ihr Erſtaunen ſtieg daher aufs höchſte, als ich ſie in ihrer Sprache anredete. Sie ſagten zu Makina, daß ſie jetzt wohl ſähen, daß ich ein Menſch wie ſie ſey, obſchon ich einem Seehunde ähnlicher ſehe. Dieſe ſchmeichelhafte Vergleichung hatte ich meiner blauen Kleidung zu danken. Sie wollten mich bereden, dieſe in ihren Augen ſo häßliche Kleidung gegen einen Kutſack zu vertauſchen. Makina erzählte dem Teye der Klaiſſarts alle Umſtände der Ermordung unſerer Schiffsmannſchaft. Er malte dieſe Scene ſo gräßlich aus, daß mein Blut in den Adern erſtarrte. Bald darauf wurden Tröge gebracht, die mit Fiſchen, Heringsroggen und Thran angefüllt waren, um welche ſich die Gäſte ſetzten. Als die Fremden abgeſpeiſet hatten, wurde den Einwohnern ihr Mahl aufgetragen. Es iſt den Ideen ihrer Gaſtfreundſchaft gemäß, nicht eher zu eſſen, bis die Gäſte alle abgeſpeiſet haben. Am folgenden Tage endigte dies Feſt mit einem grauſamen Schauſpiele, ähnlich dem, das wir in Taſchys geſehen hatten. Die verſchiedenen hier anweſenden Stämme ſuchten ſich an Standhaftigkeit in Ertragung des Schmerzes zu

übertreffen. Des Morgens traten in das Haus des Königs zwanzig junge Männer, die ſich ſelbſt durch das Fleiſch der Rippen und Arme Pfeile geſtochen hatten, an deren Ende Seile befeſtigt waren, womit ſie, als ſie ſingend und tanzend im Raume hervortraten, von den Uebrigen wieder zurückgezogen wurden. Nach Beendigung dieſes Auftritts kehrten wir nach Copty zurück, welches wir gegen das Ende des folgenden Tages erreichten. Der Heringsfang begann um dieſe Zeit. Zum Fang dieſer Fiſche bedienen ſie ſich eines Holzes, das ungefähr fünf Fuß lang, zwei Zoll breit und $^3/_4$ Zoll dick iſt. Eine Seite dieſes Inſtruments iſt mit ſcharfen Zähnen von Fiſchbein verſehen. Mit dieſer Waffe ſetzt ſich einer in das Vordertheil des Canoes, während ein anderer im Hintertheile rudert. Wenn ſie zwiſchen die Heringsſchwärme kommen, welche oft in unglaublich großer Anzahl die Oberfläche des Waſſers bedecken, ſo ſchlägt man, das Inſtrument mit beiden Händen führend, darauf, dreht es geſchickt um und bringt die Heringe, deren oft ein Dutzend auf einmal an den Zähnen ſtecken, über den Rand ins Canoe.

Neuntes Kapitel.

Rückkehr nach Nootka. Leichenbegängniß eines Chefs. Totuſch, ein Teye, wird raſend und ſtirbt. Klinneclimets. Karl tödtet einen Indianer.

Am 25. März verließen wir Copty und gingen nach Nootka zurück. Dies war für uns ein Tag der Freude; denn hier konnten wir wieder hoffen, daß endlich ein Schiff zu unſerer Erlöſung erſcheinen würde. Dieſe Sehnſucht wurde um ſo größer, als es anfing um unſere Sicherheit zweifelhaft auszuſehen. Makina hatte Nachrichten von den Cayuquets erhalten, daß fünf bewaffnete Schiffe an der nördlichen Küſte erſchienen waren, welche gekommen ſeyn ſollten, ihn und ſein Volk wegen der Zerſtörung des Schiffes Mary zu beſtrafen. Dieſe Nachricht verſetzte ihn und ſein Volk in die größte Beſtürzung. Aber es war blos ein Mährchen, von ſeinen Nachbarn, die ihm den Raub nicht gönnten, erfunden um ihn in Schrecken zu ſetzen. Alles was ich anführen konnte, ihn von der Falſchheit dieſes Gerüchtes zu überzeugen, reichte nicht zu ſeiner Beruhigung hin. Er beobachtete uns

mit argwöhniſchen Blicken und behandelte uns mit vieler Kälte. Unſere Lage war ſehr traurig. Wir hingen von dem Willen eines Barbaren ab, auf den man wegen ſeiner veränderlichen Laune und ſeines Argwohns durchaus nicht vertrauen konnte. Auch verlangte das Volk unſeren Tod nicht aus Haß, ſondern, weil ſie, ſo lange wir lebten, die Folgen jener gräßlichen That fürchteten, die ſie ſo gern auf Andere geſchoben hätten.

Bald nach unſerer Rückkehr nach Nootka ſtarb der einzige Sohn von Makinas Schweſter. Es mochte ungefähr Mitternacht ſeyn, als die Weiber ein ſo entſetzliches Geheul erhoben, daß Karl und ich im erſten Schrecken aus dem Hauſe entflohen. Am Morgen wurde ein großes Feuer angemacht, worin durch Klinneclimets viele Sachen, als Pelze, Tuch u. ſ. w. zu Ehren des Verſtorbenen verbrannt wurden. Man begrub ihn in einer Höhle, nicht weit vom Dorfe, und gab ihm Waffen, Tuch und Pelze mit ins Grab. Makina lieferte dieſe Artikel, um ſeinen Neffen anſtändig zu begraben. Solche Ehre wird blos verſtorbenen Chefs erzeigt.

Totuſch, des Verſtorbenen Vater, wurde für den beſten Krieger des ganzen Stammes gehalten. Er war bei der Ermordung unſerer Schiffsmannſchaft ſehr thätig geweſen. Zwei unſerer beſten Leute von guter Familie, Namens Hall und Klarke, waren von ihm ermordet. Sie waren nämlich mit den Fiſchern nach Friendly Cove gegangen, und hatten kniend, aber vergebens, um ihr Leben gebeten. Um die Zeit unſeres Aufbruchs nach Taſchys wurde Totuſch plötzlich von einer Raſerei befallen. Er glaubte, die Geiſter der beiden Gemordeten, ihm drohend, vor ſich zu ſehen. Er wollte durchaus keine Speiſe zu ſich nehmen, weshalb man genöthigt war ihm etwas Nahrung in den Mund zu ſtecken. Einige Wochen vor dieſem Zufalle hatte er ſeine einzige Tochter durch einen ſchnellen Tod verloren. Sie war ein ſchönes Mädchen von 15 Jahren, das er ſehr liebte. Vielleicht mag der Verluſt dieſes Kindes zu dieſer Krankheit beigetragen haben, welche ſonſt bei den Indianern etwas Unerhörtes iſt. Aber es ſchien, als ob die Strafe Gottes ihn und ſeine Familie verfolge, und die Geiſter der Gemordeten ihn bis zu ſeinem Tode, welcher bald

nachher ſich ereignete, peinigten. Dieſer Vorfall machte einen tiefen Eindruck auf den ganzen Stamm, und ihm verdanken wir vielleicht die Erhaltung unſeres Lebens.

Makina pflegte oft, wenn er von der Krankheit des Totuſch ſprach, mit großer Zufriedenheit zu ſagen, daß er ſeine Hände nicht mit dem Blute der Weißen befleckt habe. Als er zuerſt durch ſeine Schweſter von dieſem Zufalle unterrichtet wurde, nahm er uns mit ſich zu dem Kranken, argwöhnend, daß wir die Krankheit verurſacht und die Geiſter der Gemordeten gerufen hätten, um ihn zu peinigen.

Als wir hinkamen, fanden wir ihn wirklich, von Hall und Klarke ſprechend, indem er ſagte: ſie wären peschak (ſchlecht). Makina ſetzte ihm Speiſe vor und lud ihn zum Eſſen ein. Er ſtreckte ſeine Hand danach aus, zog ſie aber mit Zeichen des Schreckens zurück. Er ſagte, die Geiſter von Hall und Klarke wollten ihn nicht eſſen laſſen. Makina zeigte auf mich und Karl, fragend, ob wir nicht die Geiſter wären, die ihn quälten. Er erwiederte: Inos klukisch Karl klukisch (Inos und Karl ſind brav). Dann wandte

er ſich zu mir, klopfte mich auf die Schulter, und ſagte, ich möchte doch eſſen. Ich ſuchte ihn zu bereden, daß kein Hall und Klarke da wären, es ihm auch unmöglich ſey, ſie zu ſehen. Er erwiederte tief aufſeufzend: Ich weiß recht gut, daß ihr ſie nicht ſehen könnt, aber ich ſehe ſie. Makina wollte ihm ſeinen Glauben durch Auslachen vertreiben und ihn überzeugen, daß er nichts ſähe; als er aber bemerkte, daß alles nichts fruchtete, wurde er ſehr ernſt. Er ſchien nun überzeugt, daß wir nicht ſchuld an Totuſch Krankheit wären. Beim nach Hauſe Gehen fragte er mich, ob ich jemals vorher eine ſolche Krankheit geſehen hätte und was die Urſache derſelben wäre. Ich zeigte nach dem Kopfe, und ſagte, daß es da in Unordnung mit ihm gerathen ſey, daß er deshalb alles anders ſähe, als andere Menſchen. Er wollte nun wiſſen, welche Mittel in meinem Lande in ähnlichen Fällen angewandt würden. Ich erwiederte, daß man dergleichen Leute in enger Gefangenſchaft halte und bisweilen peitſche, um ſie beſſer zu machen.

Nach einigem Nachdenken ſagte Makina, daß das Mittel verſucht werden ſollte. Er

befahl einigen ſeiner Leute den Totuſch gebunden herzuführen. Karl wurde auf meinen Vorſchlag mit der Ausführung dieſes Mittels beauftragt, was ſo ganz ſeinen Wünſchen gemäß war. Er verſorgte ſich zu dem Ende mit einer Menge ſtarker Ruthen, und ſchlug mit aller Kraft und dem beſten Willen des armen Totuſch Rücken ganz blutig. Totuſch gerieth in eine unbeſchreibliche Wuth, und ſuchte alles um ſich her zu beißen und anzuſpeien. Das war mehr als Makina zu ertragen vermochte; er befahl Karl abzulaſſen, und bemerkte, daß, wenn wir kein anderes Heilmittel kennten, ſo müßte Totuſch toll bleiben.

Dieſer ward nach den erhaltenen Hieben immer raſender. Oft ergriff er in ſeiner Wuth eine Keule und trieb alles zum Hauſe hinaus. Er ſtarb in großer Angſt und Qual. Sobald ſein Tod bekannt war, verſammelte ſich das ganze Volk, Männer, Weiber und Kinder, in ſeinem Hauſe. Sie ſtimmten ein jämmerliches Geheul an, das drei Stunden währte. Dem Todten wurden ſeine beſten Kleider angethan und ſein koſtbarſtes Eigenthum mit in den Sarg gegeben, welches ein länglicher drei

Fuß tiefer Kaſten war. Nach Sonnenuntergang wurde der Sarg an zwei Stangen gebunden und von acht Chefs zu Grabe getragen. Seine Anverwandten hatten zum Zeichen der Trauer das Haar abgeſchnitten und folgten unmittelbar der Leiche; darauf alle Einwohner des Dorfes in großer Ordnung. Der Todte wurde in der Höhle neben ſeinem Sohne und ſeiner Tochter beigeſetzt. Die ganze Verſammlung verfügte ſich nach Makinas Hauſe, um der Zeremonie des Verbrennens beizuwohnen, welche durch Klinneclimets verrichtet wurde, der aufs feierlichſte dazu aufgeputzt, ganz bemalt und mit Duhn eingepudert war. Um die Verbrennung zu befördern, goß er eine Menge Thran ins Feuer. Er hielt eine lange Rede, mit vielen Poſſen begleitet. Bei Makina ſtand der Zeremonienmeiſter Klinneclimets in großem Anſehen. Er hielt deſſen Talente und Geſchicklichkeit für unerreichbar. Die Könige oder Häupter aller dieſer verſchiedenen Stämme ſchienen überhaupt einen ſolchen Narren in ihrem Gefolge zu haben. Er war zu gleicher Zeit Rathgeber, Zeremonienmeiſter, öffentlicher Redner, Maitre de plaisir und Hofnarr, und wurde in ihrer

Sprache Klimmerhaby genannt. Karl konnte ſeine Abneigung gegen ihn nicht verbergen, und verließ das Haus immer mit verdrießlichem Geſichte, ſobald der Narr ſeine Poſſen begann, und ſchalt ihn: Accursed fool (verfluchter Narr). Makina nahm dies Betragen Karls ſehr übel auf, und fragte mich oft, warum Karl nie lache? Er bemerkte, daß meine Mutter ein herzlich gutes Weib geweſen ſeyn müſſe, da mein Vater ein ſo übel gelaunter Mann ſey.

Unter die Talente, welche Klinneclimets ſo beliebt machten, gehörte auch ſeine Vielfräßigkeit. Ich ſah ihn einſt fünf und vierzig Heringe in Einer Mahlzeit verſchlingen; ein andermal fraß er zwei Salme, mit zwei Maß Thran als Brühe. Eine ſeiner Vorſtellungen hätte ihm beinahe das Leben gekoſtet. Als Klacaquina, ein berühmter Chef, ſich ein neues Weib geholt hatte, lief er, ihr zu Ehren, dreimal durch ein großes Feuer, und verbrannte ſich ſo jämmerlich, daß er ſich in vier Wochen nicht rühren konnte. Solche Thaten barbariſcher Geſchicklichkeit erwarben ihm allgemeinen Beifall, und brachten ihm reiche Geſchenke ein.

Unſere Lage fing, ungeachtet unſerer beſſeren Einrichtung und meiner liebenswürdigen Prinzeſſin, welche alles Mögliche aufbot mich zufrieden zu ſtellen, an, unerträglich zu werden. Der Sommer war ſchon weit vorgerückt, und wir verzweifelten allmählig, daß wir jemals den Händen dieſer Barbaren entkommen würden. Wenn Makina und die Chefs nicht zugegen waren, beſchimpfte uns das gemeine Volk. Sie nannten uns Sklaven, fragten wo unſer Teye ſey; dabei machten ſie die Pantomime des Hals-Abſchneidens, und ſagten, ſie wollten uns das Nämliche thun.

Der Wallfiſch- und Heringsfang ging dieſen Sommer ſchlecht. Wir litten oft Mangel an Lebensmitteln und mußten bisweilen von Muſcheln und Auſtern leben. Dies rührte aber hauptſächlich von der Sorgloſigkeit dieſes Volkes her. Sie verſchwendeten nicht ſelten in Einer Woche die Lebensmittel, welche bei guter Wirthſchaft für drei Monate hingereicht haben würden.

Vom Könige wurden wir wieder ſeit einiger Zeit mit Güte behandelt; er machte uns oft Geſchenke. Dabei verſprach er, daß, wenn ein Schiff ſich Nootka auch nur auf 100 Mei-

len nähere, er uns an Bord bringen laſſen wolle, damit wir wieder heimkehren könnten. Aber zu ſolchen ſchmeichelhaften Verſprechungen war er nur dann geneigt, wenn er ſich in perſönlicher Gefahr glaubte, weil ſeine eigenen Leute oft wegen Mangel an Lebensmitteln ſehr unruhig und rebelliſch wurden. Nach ächter Sitte der Wilden legten ſie ihrem Oberhaupte alles Mißgeſchick, das ſie befiel, zur Laſt. Bei ſolchen Gelegenheiten mußten ich und Karl mit Säbel und Piſtolen Wache halten; er traute Keinem ſeiner eigenen Leute. Einſt fürchtete er einen allgemeinen Aufſtand. Es hieß, drei der Haupt-Chefs hätten ein Komplott gemacht, ihn zu ermorden. Auch argwöhnte er das Nämliche von einer großen Anzahl Klavquets, welche ſich unter dem Vorwande des Handels zu Nootka aufhielten. Während ihrer Anweſenheit mußten Karl und ich Tag und Nacht bewaffnet bei ihm bleiben, ja nach ihrer Entfernung des Nachts von Zeit zu Zeit einige Kanonenſchüſſe thun, um ihnen zu zeigen, daß er auf ſeiner Hut ſey; denn er glaubte ſie noch in der Nähe verborgen. Bei einer ſolchen günſtigen Gelegenheit klagte ich Makina, daß wir oft vom Volke die gröb-

ſten Schmähungen erdulden müßten. Er ſchien darüber aufgebracht, und verbot ſeinem Volke, bei ſtrenger Ahndung, uns zu beleidigen; überdieß erlaubte er uns, die Beleidiger, beſonders die Fremden, nach Verdienſt zu züchtigen. Karl ſäumte nicht lange von dieſer Erlaubniß Gebrauch zu machen. Er war mit unſeren Sklaven zum Teiche gegangen, um unſere Decken und Kleider waſchen zu laſſen. Einige von den Wickaninis liefen, um ihn zu reizen, über die Wäſche. Karl befahl ihnen abzulaſſen und drohte mit Tod. Aber einer von ihnen trampelte, ihm zum Trotze, darauf herum. Karl zog wüthend ſeinen Säbel, und ſpaltete mit einem kraftvollen Hiebe des Uebertreters Kopf. Die Uebrigen ergriffen mit großem Geſchrei die Flucht. Makina, dem wir gleich den Hergang der Sache erzählten, gab uns ſeinen Beifall. Dieſe That ſetzte Karl in Anſehen und hatte für uns die gute Wirkung, daß ſie uns fernerhin in Ruhe ließen.

Zehntes Kapitel.

Krieg mit den Aitſcharts. Deren grauſame Ermordung. Dulatilla. Bußübungen. Jeltlauers grauſame Behandlung ſeines Weibes. Des Verfaſſers Krankheit. Sitten, Meinungen und Verfaſſung der Nootkaner. Klima.

Makina theilte mir ſeinen Plan mit, die Aitſcharts zu bekriegen. Große Verſammlungen, bei welcher nur die Krieger zugelaſſen wurden, fanden Statt, um über Krieg oder Frieden abzuſtimmen. Nach einigen Debatten wurde der Krieg beſchloſſen und die Vorbereitungen nahmen ihren Anfang.

Sie gingen nun täglich drei bis viermal zum Teiche im Gehölze, ſich zu baden. Sie zerkratzten ſich die Haut mit Bremſen und Dornſträuchen, bis das Blut in Strömen floß; dabei wiederholten ſie oft folgendes Gebet: Wocasch quahutze!! tischanne al welts, wicketisch tannils, karsab matemas — wickis to haak matemas — ey gah sisg caschittel es schmotisg warritsch matemas. D. h. Guter Gott!! erhalte mein Leben; laß mich geſund bleiben, den Feind finden — ihn nicht

fürchten — ihn ſchlafend finden und viele da-
von tödten!

Während der Vorbereitungen zum Kriege halten ſie ſich von ihren Weibern entfernt, ſie ſcheinen traurig, gedankenvoll und ſprechen wenig. Die drei letzten Tage vor dem Abmarſche waren ſie beſtändig im Waſſer und zerriſſen ſich die Haut auf eine ſchreckliche Weiſe. Makina hatte uns ſchon erklärt, daß wir den Krieg mitmachen müßten. Er wollte, daß wir uns ebenfalls die Haut zerkratzen ſollten, wodurch ſie, nach ſeiner Meinung, ſich verhärte und die Waffen der Feinde nicht ſo leicht durchlaſſe. Da wir aber hiezu keine große Neigung in uns verſpürten, ſo lehnten wir es unter mancherlei Vorwänden ab.

Endlich erſchien der Tag des Abmarſches. Die Expedition beſtand aus 800 Mann, welche in 40 Canoes vertheilt waren. Obſchon die Eingebornen genug europäiſche Waffen beſaßen, ſo waren ſie doch nur mit Dolchen und Keulen bewaffnet. Einige wenige trugen Bogen und Pfeile. Nachdem wir ungefähr zwanzig Meilen die ſüdliche Küſte hinaufgeſegelt waren, fuhren wir einen bedeutenden Fluß aufwärts, und langten gegen Mitter-

nacht bei einem Dorfe an, das auf einer ſteilen Anhöhe am Ufer des Fluſſes lag. Es beſtand aus 16 Häuſern, welche kleiner als die zu Nootka waren. Der Angriff wurde bis nach Mitternacht verſchoben, weil Makina der Meinung war, daß alsdann der Menſch am feſteſten ſchlafe. Auf ein vom Könige gegebenes Zeichen kletterten wir in großer Stille das ſteile Ufer hinan, auf welchen das Dorf gebaut war. Karl ſtellte ſich mit mir vor dem Dorfe auf, um die Flüchtigen aufzufangen. Ich wünſchte meine Hände mit dem Blute dieſer Menſchen, welche mir nichts zu Leide gethan hatten, nicht zu beflecken und Karl war zu brav, um einen ſchlafenden Feind zu ermorden, obſchon er die Wilden ſo bitter haßte, daß er gern, wenn es möglich geweſen wäre, die Köpfe aller Eingebornen mit Einem mächtigen Hiebe abgehauen hätte. Makina ſchlich ſich in großer Stille und mit Behendigkeit, nebſt ſeinen Kriegern, in die Häuſer der ruhig Schlafenden. Auf den gellenden Ton ſeiner verwünſchten Pfeife fielen dieſe Tieger gleichzeitig über ihre Beute her, und das ſchreckliche Gefecht begann. Makina ſelbſt ergriff den König dieſes Volks bei den Haaren, und gab

ihm mit ſeinem Tſcheltut oder ſeiner Keule den tödtlichen Streich. Die Aitſcharts konnten keinen Widerſtand leiſten. Sie wurden faſt alle niedergemacht, nur wenige, die ſich durch die Flucht retteten, ausgenommen. Ich machte zwei männliche und drei weibliche Gefangene. Makina erlaubte aus beſonderer Gunſt, daß ich ſie als mein Eigenthum behalten durfte. Karl wollte keine Gefangene machen; mit ſeinem Säbel erlegte er ſieben Feinde, von denen er nacheinander angegriffen wurde. Er ſetzte ſich durch dieſe That in großes Anſehen, und wurde deswegen Schekil-sumabar genannt. Dies war der Name eines berühmten Kriegers, deſſen Thaten noch immer in Liedern beſungen wurden. Das Dorf wurde zerſtört und der Erde gleich gemacht. Die Gefangenen wurden ausgeſucht und in zwei Haufen geſtellt: die alten ſchwächlichen Leute und die kleinen Kinder in den einen, und die jungen Männer, Weiber und Mädchen, welche als Sklaven dienen konnten, in den andern. Und nun begannen dieſe blutdürſtigen Unmenſchen den einen Haufen, welcher ihnen keinen Vortheil verſprach, mit kaltem Blute abzuſchlachten. Ich eile über dieſe zu

ſehr empörende Scene hinweg. Mit Beute beladen kehrten wir nach Nootka zurück. Wir wurden mit großem Freudengeſchrei von den Weibern und Kindern begrüßt, welches mit dem gewöhnlichen Trommeln auf den Dächern der Häuſer begleitet wurde. Zur Feier des Sieges gab Makina ein großes Feſt, das mit einem kriegeriſchen Tanze endigte.

Die Chefs der anderen Nationen lagen Makina beſtändig an, uns ihnen zu verkaufen. Sie boten eine Menge Sklaven und andere Gegenſtände für uns. Aber Makina antwortete großmüthig, daß wir frei wären und zu ſeiner Nation gehörten. Doch im Grunde war unſere Freiheit nur Täuſchung. Yulatilla, ein Teye der Klaiſſarts, drang beſonders in Makina, daß er uns ihm überlaſſen möchte. Er ſprach gut Engliſch und übertraf an Bildung alle weit andere Eingeborne dieſer Küſte. Er war faſt ſo weiß wie ein Europäer; ſeine Geſichtszüge drückten Offenheit und Aufrichtigkeit aus. Er bemalte niemals ſein Geſicht und war viel reinlicher als die anderen Chefs gekleidet. Er bezeigte ſich ſehr gütig und freundlich gegen mich, unterhielt ſich gern auf

Engliſch mit mir, und that tauſend Fragen in Betreff der Sitten und Gebräuche meines Vaterlandes. Es hieß, daß er der Sohn eines engliſchen Schiffskapitains ſey. Er nahm großen Antheil an unſerem Schickſale und verſprach alles Mögliche zu unſerer Befreiung beizutragen.

Wirklich hielt er auch Wort; denn von zwölf Briefen, welche ich nach verſchiedenen Gegenden der Küſte ſandte, erreichte nur derjenige, welcher Yulatilla zur Beſorgung übergeben wurde, ſeine Beſtimmung. Er überbrachte ihn perſönlich, und bat den Kapitain ſehr dringend zu unſerer Befreiung zu eilen. Im September brach der Stamm auf, und ging wie im vorigen Jahre nach Taſchys. Die Bußübungen fingen dies Jahr im October an und dauerten 14 Tage. Da wir nun wie Eingeborne betrachtet wurden, ſo durften wir nicht ins Gehölz ziehen, ſondern mußten Theil daran nehmen. Makina befahl uns mit ihnen Quahutze zu bitten, daß er wieder viele Fiſche und Seeottern ſenden wolle. Die Uebungen nahmen ihren Anfang mit der Poſſe, welcher wir ſchon das vorige Jahr beigewohnt hatten; die Männer und Weiber verſammelten

ſich in Makinas Hauſe in ihren ſchlechteſten Kleidern; ſie ſchienen ſehr traurig und ſangen Klagelieder, wozu der König den Takt mit der Trommel angab. Sie aßen nur einmal des Tages, ſchliefen ſehr wenig und ſtanden oft um Mitternacht auf, um zu ſingen. Zum Beſchluſſe wurde ein Schauſpiel gegeben, das noch grauſamer war, als das vom vorigen Jahre.

Einem Knaben von 14 Jahren waren ſechs Bayonette durchs Fleiſch geſtochen, vier durch Arme und Beine und zwei über die Rippen. Auf dieſen Bayonetten wurde er durch ſechs Männer im Hauſe auf- und abgetragen, ohne auch nur einen Laut des Schmerzes auszuſtoßen.

Ich fragte Makina um die Urſache dieſer grauſamen Zeremonie. Er ſagte, daß in früheren Zeiten ein Menſch zur Feier der Bußübungen geopfert wäre; ſein Vater Maquilla hatte aber dieſen Gebrauch an die Stelle des Menſchenopfers eingeführt. Die Andacht endigte mit einer Mahlzeit von gekochtem Salme, Seeotterfleiſche und Heringen, mit Thran gewürzt, wobei die Wilden ſich für ihre Abſtinenz im vollen Maße entſchädigten.

Daß dieſen Barbaren, welche ihre Buß-übungen mit ſolchen empörenden Martern beſchloſſen, jedes mitleidige Gefühl fremd war, läßt ſich aus den ſchon angeführten Grauſamkeiten entnehmen. Aber ſelbſt als Gatten waren ſie Unmenſchen, und folgende Thatſache mag als Beleg hinreichen. Des Königs Bruder, Namens Jeltlauer, klagte mir, daß ſein neu gekauftes Weib nicht bei ihm ſchlafen wolle. Er drohte ihr bei fernerer Weigerung die Naſe abzubeißen. Ich verſuchte, wiewohl vergebens, ihn von ſeinem grauſamen Vorſatz abzubringen; dennoch vollführte er in derſelben Nacht dieſe unmenſchliche That. Er rechtfertigte ſich mit den Worten: Da ſie nicht habe ſein Weib werden wollen, ſollte ſie auch nicht das Weib eines Andern werden. Weit entfernt, dieſe That von den Uebrigen mißbilligt zu ſehen, betrachteten ſie dieſelbe vielmehr als eine gerechte Strafe weiblicher Hartnäckigkeit. Nach ihren Ideen von Recht, darf der Mann ſeine Frau verunſtalten, um ihre Heirath mit einem anderen Manne zu hindern, da, wie ſchon bemerkt, der geringſte körperliche Fehler ein unüberſteigliches Hinderniß bei der Heirath iſt.

Seit einiger Zeit war ich gezwungen geweſen, mich nach Art der Wilden zu kleiden. Der Kutſack, welcher Arme und Beine ohne Bedeckung läßt, hatte mir ſolche Gicht zugezogen, daß ich in zwei Monaten kaum im Stande war mich zu rühren. Meine indianiſche Frau nahm vielen Antheil an mir und pflegte mich ſorgfältig. Aber ich blieb elend, woran theils der Mangel warmer Kleidung, theils meine ſchwermüthige Gemüthsſtimmung ſchuld waren. Meine Hoffnung, je wieder die Meinigen zu ſehen, war verſchwunden, und ich des Lebens wirklich überdrüſſig.

Makina bemerkte bald meinen traurigen Zuſtand. Er ſagte mit vieler Güte: Jnos, wenn dir deine Heirath Kummer macht, ſo ſollſt du Erlaubniß haben, dein Weib zu ihrem Vater zurückzuſenden. Ich nahm dies freudig an, obſchon ich mich an Yuſtoca, welche mir willig, wie eine Sklavin, diente, ſehr gewöhnt hatte, und deswegen nicht ohne Rührung an dieſe Trennung dachte. Aber ich betrachtete dieſe Verbindung als ein Hinderniß, wenn ſich vielleicht Gelegenheit zur Flucht darbieten ſollte. Doch kaum hatte das arme Geſchöpf meinen Vorſatz erfahren, als ſie mich

weinend bat, ſie doch nur ſo lange zu behalten, bis ich völlig hergeſtellt ſeyn würde, weil ſie fürchte, daß ich, wenn ſie fort ſey, ohne Pflege und Wartung ſeyn würde. Gerührt durch ihren Edelmuth ſagte ich, ſie möge bleiben, ſo lange es ihr gefiele. Außer ſich vor Freude umfaßte ſie meine Kniee und dankte mir in den rührendſten Ausdrücken. Ich ſtellte nun Makina ernſtlich vor, daß, wenn er mir nicht erlaube, meine europäiſchen Kleider wieder anzulegen, ich nicht wieder geſund werden könne. Nach einigem Nachdenken ſagte er, daß ich zwar meine vorigen Kleider wieder anziehn ſollte, aber bei öffentlichen Gelegenheiten einen Kutſack überziehen, auch mein Haar ſo tragen, und mein Geſicht bemalen müßte. Karl, der von allen Handwerken etwas verſtand, machte mir einen Ueberrock und Hoſen von blauem Tuche. Seit dieſer Zeit bis zu unſerem Entkommen aus den Händen dieſer Barbaren fiel wenig Erhebliches vor; daher ich nur noch Einiges über ihre Sitten, Meinungen und Verfaſſung ſagen will. Die Würde des Königs oder Haupt-Teyes iſt bei dieſen Völkern erblich, und fällt nach dem Tode des Königs auf deſſen älteſten Sohn, und, in Er-

mangelung männlicher Erben, auf den älteſten Bruder des Königs, welcher als die zweite Perſon des Reichs betrachtet wird. Bei feſtlichen Gelagen hat der König den Ehrenſitz; darauf folgen ſeine Brüder und dann die Chefs nach ihrem Range. Der Rang des Chefs iſt gewöhnlich durch den Grad der Verwandtſchaft mit der königlichen Familie, oft auch dnrch Tapferkeit im Kriege beſtimmt. Der König iſt Anführer im Kriege, deſſen Führung ganz von ſeiner Anordnung abhängt. Er iſt Präſident in den Rathsverſammlungen, welche er zuſammenberuft und darin den größten Einfluß ausübt.

Aber er hat durchaus keine Gewalt über das Eigenthum oder die Freiheit des Volks; er kann keine Auflagen erheben, und hat in dieſer Hinſicht nichts vor den Gemeinen voraus.

Der König und die Chefs haben ausſchließlich das Recht Sklaven zu halten, welches vielleicht daher rührt, weil die Gemeinen die Abkömmlinge von losgelaſſenen Sklaven ſind, welche im Kriege gefangen wurden. Alle Beute, die im Kriege gemacht wird, fällt dem Könige zu. Er vertheilt ſie nach Gunſt und Verdienſt unter ſeine Krieger. Der König

muß ſeine Würde vorzüglich durch öftere Feſte zu behaupten ſuchen, wozu alle Krieger ſeines Stammes nach ſeinem Hauſe geladen werden. Makina ſagte mir, daß er ſich bloß dadurch in Anſehen erhalten könne. Ihre Religion beſteht im Glauben an ein höchſtes Weſen, welches ſie Quahutze nennen. Er iſt, nach Makinas Ausdruck, ein König aller Könige im Himmel, der ihnen Fiſche, Seeottern u. ſ. w. gibt.

Der gewöhnliche Platz für ihre Andachtsübungen ſcheint das Waſſer zu ſeyn; ſie baden ſich nie, ohne ein langes Gebet zu verrichten. Manche gingen meilenweit ſich zu baden, wahrſcheinlich, weil ſie ein Gebet wegen eines Familienſtreites halten wollten, das niemand hören ſollte. Dies war vorzüglich der Fall bei den Weibern, welche es aber auch wohl aus Gefühl für Schicklichkeit thaten, da ſie ſehr ſchamhaft ſind. Sie weinen oft während des Gebets, und haben überhaupt, wenn ſie von der Andacht zurückkehren, ein ſchwermüthiges Anſehen.

Sie haben im Allgemeinen keine Idee von einer Fortdauer nach dem Tode, obſchon der Fall von Hall und Klarke für das Gegentheil ſpricht. Als Totuſch geſtorben war,

ſuchte ich Makina zu tröſten und ihm die Ueberzeugung beizubringen, daß er noch fortdaure. Aber er konnte nichts davon begreifen, wehmüthig blickte er zur Erde, und ſagte: Siehe da! das iſt ſein und unſer Aller Ende, es iſt weiter nichts als das. Sie glauben jedoch an eine Einwirkung böſer Geiſter, welche in die Menſchen fahren und Krankheiten verurſachen. Sie haben deshalb eine Art Prieſter, welche über die Kranken ſingen und beten und den böſen Geiſt mit großer Anſtrengung wegblaſen. Bei Zwillingsgeburten muß die ganze Familie in einer beſonders dazu erbaueten Hütte leben und ſich des Genuſſes von friſchen Fiſchen und Fleiſche enthalten. Dieſe Abſtinenz dauert zwei Jahre, während welcher der Vater der Zwillinge als ein heiliger Mann betrachtet wird. Er trägt eine beſondere Kleidung zum Zeichen der Andacht und Trauer, und geht täglich mit der großen Klapper von Seehundsfellen in das Gebirge, zu ſingen und zu beten. Solche Zwillingsgeburten ſind hier ſehr ſelten. Die zu unſrer Zeit vorgefallene war die erſte während Makinas Regierung.

Die Indianer dieſer Küſte erreichen ein hohes Alter; ſie ſind ſehr geſund und haben

als Greiſe noch ein jugendliches Anſehen. Ihre einzigen Krankheiten ſind Gicht und Kolik. Gegen letzteres Uebel wenden ſie ſtarkes Reiben des Unterleibes an, bis der Schmerz aufhört. Unterdeſſen iſt der Beſchwörer oder Prieſter bemüht, durch Singen, Beten und allerlei Poſſen den böſen Geiſt zu bannen.

Bei Gichtſchmerzen nehmen ſie Bremſen oder Dornſträuche und zerkratzen die Haut ſo lange, bis das Blut in Strömen fließt, wodurch ſie ſich Linderung verſchaffen. Bei unſerer Anweſenheit ereigneten ſich nur ſechs natürliche Todesfälle, welches bei einer Bevölkerung von 2000 Seelen gewiß ein merkwürdiger Umſtand iſt.

Das Klima iſt eins der angenehmſten von Amerika. Der Sommer iſt weder drückend heiß, noch der Winter ſehr kalt. Frühling und Herbſt ſind vorzüglich heiter und angenehm. Das kalte Wetter fängt mit Januar an, doch friert das Eis nie ſo ſtark, daß ein Menſch über daſſelbe hinlaufen könnte, welches in einem ſo hohen Breitegrade merkwürdig iſt.

Eilftes Kapitel.

Ankunft eines bewaffneten Schiffs. Unſere Befreiung und Rückkehr nach Newyork.

Unſere Hoffnung, aus den Händen der Wilden zu entkommen, war erloſchen; wir hatten uns ſchon geduldig in unſer Schickſal ergeben, als eines Morgens unſere Ohren mit drei Kanonenſchüſſen begrüßt wurden. Die Einwohner liefen zum Strande und riefen: Wina! Wina! mametsly! (Fremde! Fremde! weiße Leute!); bald kamen einige ins Haus gelaufen und erzählten, daß ſo eben ein Schiff mit vollen Segeln in den Hafen einliefe. Ein unbeſchreibliches Gefühl der Freude bemächtigte ſich meiner Bruſt; doch durfte ich es mir kaum merken laſſen, daß ich höre, was ſie ſagten, und empfahl auch Karl die größte Vorſicht, ſeine Freude zu verhehlen und ſich zu ſtellen, als ob wir zur Abfahrt keine Luſt hätten, indem von unſerem Betragen in dieſem kritiſchen Augenblick unſer Leben und unſere Befreiung abhangen würde.

Wenige Minuten darauf kam Makina. Er ſchien ſehr erſtaunt, als er uns beſchäftigt ſah, eine Harpune für ihn zu machen. Er fragte, ob wir denn nicht wüßten, daß ein Schiff mit unſeren Landsleuten angekommen ſey. Ich erwiederte kalt, daß es mich wenig kümmere. Wie, Inos! rief er erſtaunt, du nicht froh, an Bord zu gehen? Ich ſagte, daß ich wenig Neigung dazu fühle, da ich mich an dieſe Lebensweiſe ſo gewöhnt hätte. Er erklärte darauf, daß ſein Volk unſertwegen einen Rath halten würde, wobei wir gegenwärtig ſeyn müßten. Nachdem Alle in Makinas Hauſe verſammelt waren, fragte der König, was ihre Meinung in Betreff unſer ſey und ob er nicht wohl thäte, ſelbſt an Bord des angekommenen Schiffes zu gehen, um mit den Weißen zu handeln. Ein Jeder ſagte ſeine Meinung; Einige, beſonders das gemeine Volk, ſtimmten für unſeren Tod, Andere wollten, daß man uns einige Tagereiſen weit vom Dorfe ins Gehölz verſtecken ſolle. Mehrere Chefs, worunter auch Makinas Bruder war, drangen auf unſere Auslieferung. Dieſer letzte Vorſchlag gefiel dem Könige nicht, weil er uns gern behalten wollte.

Das ganze Volk eiferte einſtimmig gegen ſeinen Vorſatz, aufs Schiff zu gehen, weil ſie glaubten, daß der Kapitain ihn wegen der Zerſtörung unſeres Schiffes tödten würde.

Nachdem Makina die verſchiedenen Meinungen angehört hatte, erklärte er: daß er keineswegs fürchte, auf dem Schiffe mißhandelt zu werden; doch wolle er den Rath von Inos befolgen, welcher ihm immer die Wahrheit geſagt habe. Sich zu mir wendend, fragte er dann: ob ich glaube, daß er ſich Gefahren ausſetze, wenn er an Bord des Schiffes ginge? Ich erwiederte, daß er ja immer auf den Schiffen gut behandelt werde, und jetzt durchaus keine Urſache habe, das Gegentheil zu fürchten. Die Weißen kämen blos des Handels wegen zu ihnen; ſie hätten deshalb, ihrem eignen Vortheile zuwider, keine Neigung ihnen zu ſchaden. Nach meiner Meinung könne ſich der König ohne die geringſte Gefahr an Bord begeben, wenn dies ſein Wunſch ſey. Ich ſetzte noch hinzu, daß ich nicht erſtaunt wäre, daß ſie für ihren König fürchteten, indem ihnen die Gebräuche und Denkungsart der weißen Leute unbekannt wären, aber daß ſie ganz anders von ihnen denken würden,

wenn ſie ſo lange, wie ich, Umgang mit ihnen gehabt hätten. Dieſe Rede hatte die gewünſchte Wirkung. Makina ſagte nach einigem Nachdenken, daß er an Bord des Schiffes gehen wolle, wenn ich ihm einen Empfehlungsbrief an den Kapitain ſchreiben, und darin erzählen wolle, wie er mich und Karl immer gut behandelt hätte. Ich mußte mir Gewalt anthun, um die Freude über dieſen Entſchluß mir nicht merken zu laſſen, indem die kleinſte Unbedachtſamkeit alle meine Hoffnungen zerſtört haben würde. Ich antwortete, daß ich, dem Könige zum Vergnügen, gern einen ſolchen Brief ſchreiben wolle. Ich begann ihn wirklich ſogleich; aber man wird leicht vermuthen können, daß er von ganz anderem Inhalte war, als Makina wünſchte. Wenn jemals ein Betrug zu rechtfertigen geweſen iſt, ſo war es gewiß dieſer, welcher uns unſere Freiheit wieder verſchaffte, deren wir ſo ungerechterweiſe beraubt worden waren.

Der Brief war folgenden Inhalts:

An den Kapitain N. des Schiffes N.

Der Ueberbringer dieſes Schreibens iſt der indianiſche König Makina, der Haupt-

anſtifter der von ſeinem Volke verübten Zerſtörung des Schiffes Mary, und Ermordung der Mannſchaft. Der Schreiber dieſes war Supercargo der Mary, und ſteht, nebſt dem Büchſenſchmied, als die einzig noch lebenden Perſonen der Mannſchaft, in der Gewalt dieſer Mörder. Ich erſuche Sie daher, den Ueberbringer ſogleich in Eiſen zu legen und bis zu unſerer Auslieferung wohl zu verwahren, weil dadurch allein uns Leben und Freiheit erhalten werden kann.

Man hat mich oft gefragt, wie ich es wagen konnte einen ſolchen Brief zu ſchreiben. Aber ich kannte die Denkungsart dieſes Volks, das lieber hundert Weiße ausgeliefert haben würde, als ſeinen König am Maſte hängen zu ſehen, nur zu gut. Als ich Makina den Brief überreichte, wollte er, daß ich ihm den Inhalt vorleſen ſollte. Ich las, mit dem Finger auf jedes Wort deutend:

Daß der Ueberbringer dieſes Schreibens der gute König Makina ſey, dem wir wegen guter Behandlung und erzeigter Freundſchaftsdienſte vielen Dank ſchuldig wären, weshalb ich den Kapitain erſuche ihn wohl

zu empfangen, und mit Rum, Zwieback und Sirup zu bewirthen u. ſ. w.

Als ich geendigt hatte, ſahe mich Makina mit einem durchdringenden Blicke an, fragend: Lügſt du nicht, Jnos?

Die rothe Farbe, womit, nach indianiſcher Art, mein Geſicht bemalt war, hinderte glücklicherweiſe den König, die aufſteigende Gluth meines Geſichts zu bemerken. Ich fühlte eine ſchreckliche Beklemmung; die geringſte Verwirrung oder der kleinſte Schein von Verrätherei würde mir auf der Stelle das Leben gekoſtet haben. Zum Glück kam ich nicht ganz außer Faſſung, und antwortete, ihm feſt und kühn ins Auge blickend: Was, guter Teye, bewegt dich zu dieſer Frage? hat dich Jnos je belogen? Er ſagte Nein. Warum, erwiederte ich, glaubſt du denn, daß ich jetzt dazu fähig ſeyn würde? Er fuhr fort mich mit ſcharfen Blicken anzuſehen und da er keine Urſache zum Argwohn fand, ſagte er: Nun wohl, Jnos, du warſt immer treu, ich will auch jetzt deinen Worten trauen. Hierauf gab er Befehl ſein Canoe in Bereitſchaft zu ſetzen. Die Chefs ſuchten Makina von ſeinem Vorhaben abzubringen. Seine Weiber umringten ihn und

baten weinend, ſich doch den weißen Leuten nicht anzuvertrauen. Aber ſein Wunſch aufs Schiff zu gehen war ſo groß, daß er, taub gegen alle Warnungen und Bitten, blos erwiederte: Ich kenne Jnos, er lügt nicht. Er nahm mehrere Seeotter-Pelze und verließ das Haus. Kaum hatte ſein Canoe das Ufer verlaſſen, als er ſeinen Leuten einzuhalten befahl. Er rief mich an, und fragte ob ich keine Luſt hätte, das Schiff zu beſuchen? Ich glaubte, daß dieſe Frage mich auf die Probe ſtellen ſollte, und erwiederte, daß ich nicht geneigt ſey das Land zu verlaſſen. Sobald Makina an Bord des Schiffs gekommen war, übergab er dem Kapitain meinen Brief und beſchenkte ihn mit den Pelzen. Der Kapitain bat, nach Leſung des Briefs, den König in die Cajüte zu treten, bewirthete ihn mit einem Glaſe Rum und Zwieback, und befahl heimlich dem Steuermann, ſechs bewaffnete Leute hereinzubringen. Nachdem dieſe erſchienen waren, erklärte der Kapitain dem Könige, daß er ſein Gefangener ſey. Er drohte ihm mit einem ſchrecklichen Tode, wofern nicht die beiden weißen Leute, welche ſich im Dorfe in ſeiner Gewalt befänden, unverletzt ausgeliefert würden. Dar-

auf wurde Makina ergriffen und gefeſſelt. Er gerieth in große Beſtürzung, erwiederte nichts und verſuchte auch nicht Widerſtand zu leiſten. Er verlangte blos einen ſeiner Leute zu ſprechen, welcher auch hereingerufen wurde. Dieſem flüſterte er heimlich was ins Ohr, worauf ſich die Eingebornen eiligſt ans Land begaben.

Die Einwohner wurden unruhig, als ſie das Canoe ohne ihren König zurückkommen ſahen. Sobald ſie aber erfuhren, daß ihr König gefangen ſey und daß Inos in ſeinem Briefe ſchlecht von ihm geſprochen habe, fingen ſie ein lautes Geheul an, zerſchlugen und zerkratzten ſich das Geſicht und riſſen ſich die Haare vom Kopfe. Nach einigen Minuten liefen die Männer zu den Waffen und verſammelten ſich als ob ſie einen Feind angreifen wollten. Makinas Weiber umringten mich und baten mit Thränen des Königs Leben zu retten. Auch Satſaſockſis weinte bitterlich, und wollte meine Hand nicht fahren laſſen, bis ich ihm verſprach alles Mögliche zur Befreiung ſeines Vaters anzuwenden. Aber alle meine Verſicherungen, daß dem Könige kein Haar gekrümmt werden ſollte, konnten ſie nicht

beruhigen. Die Männer kamen wüthend gegen mich gelaufen, drohten mir mit ihren Waffen und ſchrien, ſie wollten mich in Stücke, nicht größer als ihre Fingernägel, zerhacken; Andere wollten mich über einem langſamen Feuer bei den Ferſen aufhangen und lebendig braten. Mich kümmerten dieſe Drohungen wenig, ſo lange ich den König in Gefangenſchaft wußte. Die Chefs, welche ſich vernünftiger betrugen, kamen zu mir, und fragten um die Urſache dieſes Verfahrens, und ob der Kapitain ihren König tödten wolle. Ich bat die Volksmaſſe zum Schweigen zu bringen, damit ich gehört werden könnte. Nun erklärte ich ihnen, daß der Kapitain nicht auf meinen Brief, ſondern aus eigenem Antriebe, den König gefangen genommen, weil er von ihren Nachbarn erfahren hätte, daß ſie zwei weiße Leute gefangen hielten, und daß, ſobald ſie uns ausliefern würden, der König ſeine Freiheit wieder erlangen würde. Als ſie aber mit dieſer Erklärung noch nicht zufrieden waren und mit ihren Drohungen fortfuhren, rief ich ihnen zu: Tödtet mich, wenn ihr wollt; ich kann euch keinen Widerſtand leiſten, aber dann werdet ihr auch gleich euren König am

Schiffsmaſte hängen und die Weißen mit Piſtolen nach ſeinem Herzen ſchießen ſehen. Darauf werden ſie ans Land kommen und euer Dorf der Erde gleich machen. Durch dieſe Drohungen erſchreckt, fragten ſie was ſie thun ſollten um ihren König wieder zu erhalten. Ich ſagte ihnen, ſie ſollten Karl an Bord ſenden, den Kapitain zu bitten, daß er den König bis zu meiner Auslieferung gut behandeln möge, wozu ſie bereitwillig waren. Karl wollte ſich erſt gar nicht dazu verſtehen; alle meine Gründe reichten kaum hin, ihn zu bewegen, daß er mich mit den Wilden allein ließ. Bei ſeiner Abfahrt bat ich ihn, daß er den Kapitain erſuchen möchte, Makina doch ja nicht eher fort zu laſſen bis ich am Bord des Schiffes wäre. Es lag in meinem Plane, Karl ſobald als möglich in Freiheit zu wiſſen.

Als Karl fort war, fragte ich was ſie mit mir vor hätten. Sie ſagten, ich müßte in einem andern Briefe dem Kapitain vorſchlagen, den König in einem Boote ans Ufer zu ſenden; dann könnte ich in dem Augenblicke, wo Makina aus dem Boote ſpränge, wieder hineinſpringen und abfahren. Ich erwiederte, daß der Kapitain dies nicht zugeben

würde; denn weil ſie ſchon einmal meine Kameraden ermordet hätten, ſo würde er ſeine Leute einer ſolchen Gefahr nicht wieder ausſetzen. Ich ſchlug ihnen vor, daß ſie mich mit dreien ihrer Leute in einem Canoe zum Schiffe ſenden möchten; wir wollten, wenn wir in der Entfernung, in der wir eben verſtanden werden könnten, angelangt wären, ſtille halten, und den Kapitain erſuchen, Makina in einem Boote zu uns zu ſenden, wo alsdann die Auswechſelung ſtatt finden könne. Nach einigen Einreden nahmen ſie den Vorſchlag an, ſie ſagten heimlich zu einander, daß, wenn der Kapitain ſich weigern ſollte, Makina auszuliefern, die drei Mann mich leicht würden zurückbringen können. Deshalb ſuchten ſie drei der ſtärkſten Leute aus, mich hinzufahren. Meine indianiſche Prinzeſſin hatte ſeit der Ankunft des Schiffes nicht zu weinen aufgehört. Sie wußte nur zu gut, wie unglücklich ich mich unter ihrem Volke fühlte. Daher ſuchte ſie auch nicht, mich durch Klagen und Bitten zurückzuhalten. Sie dachte großmüthig und edel genug, ihr eigenes Intereſſe meinem Glücke aufzuopfern. Ich hatte ſie immer freundlich und mit vieler Güte behandelt; wenn ſie

dagegen das Loos ihrer unglücklichen Gefährtinnen verglich, welche von ihren Männern mit barbariſcher Grauſamkeit behandelt wurden, ſo mußte für ein gefühlvolles Geſchöpf die nothwendige Folge eine unbegränzte Liebe und Dankbarkeit ſeyn. Sie machte Anſtalten, ſogleich nach meiner Abreiſe zu ihrem Vater zurückzukehren. Beim Abſchiede umklammerte ſie, bitterlich weinend, meine Kniee; ihre Gefühle waren ſo heftig aufgeregt, daß ich wirklich für ſie beſorgt wurde. Sie wollte mich durchaus nicht eher von ſich laſſen, bis ich ihr verſprochen hatte, ſie bald wieder zu beſuchen. Auch für mich war dieſe Trennung nicht ohne Bitterkeit. Ich hätte ein Barbar ſeyn müſſen, wenn die treue Anhänglichkeit dieſes edlen Mädchens mich ungerührt gelaſſen hätte. Ein ſchwerer Stein war von meiner Bruſt gewälzt, als dieſer Abſchied vorüber war. Nun hatte ich noch meine Noth mit Satſaſockſis. Dieſer Knabe war ſeit einem Jahre mein beſtändiger Geſellſchafter, und ſchien mich mehr als ſeine Eltern zu lieben. Ich mußte mich mit Gewalt von ihm losreißen.

Beim Einſteigen in das Canoe, ſetzte ich mich den drei Indianern gegenüber. Ich hatte

meine geladenen Piſtolen, unter dem Kulſack verborgen, im Buſen ſtecken, und war entſchloſſen, meine Gefährten, die nur mit Dolchen bewaffnet waren, zu zwingen mich an Bord zu ſchaffen, ehe Makina frei war. Ich hatte dabei die Abſicht, Makina vor ſeiner Befreiung zu nöthigen, die Waaren, Kanonen, Segel u. ſ. w., welche noch in ſeinem Beſitze waren, an Bord bringen zu laſſen, um ſie dem rechtmäßigen Eigenthümer wieder zuzuſtellen. Nachdem wir uns auf Flintenſchußweite dem Schiffe genähert hatten, hörten die Wilden zu rudern auf. Ich zog ſchnell meine Piſtolen heraus und drohte ſie auf der Stelle zu erſchießen, wenn ſie mich nicht an Bord des Schiffes brächten. Dieſe mit geſpanntem Hahn begleitete Drohung verfehlte ihre Wirkung nicht; ſie ergriffen erſchrocken die Ruder und in wenigen Minuten war ich am Bord des Schiffes: ein unverhofftes Glück, woran ich ſchon lange verzweifelt hatte. Der Kapitain bewillkommnete mich freundlich, und wünſchte mir mit vieler Herzlichkeit Glück zu meiner Befreiung. Im Taumel der Freude wollte ich ihm meinen Dank für ſeine menſchenfreundliche Handlung abſtatten, aber meine Gefühle

waren ſo aufgeregt, daß meine Zunge mir den Dienſt verſagte. Ich brachte kein Wort hervor, es ergriff mich ein ſolcher Schwindel, daß ich mich hinſetzen mußte. Der Kapitain nannte ſich Thompſon und das Schiff Lidia von Boſton. Der edle Yulatilla hatte ihm meinen Brief überbracht, worauf er ungeſäumt die Anker lichtete und zu meiner Rettung herbeieilte.

Ich legte nun mein indianiſches Coſtüm ab, um mich wieder einem Menſchen ähnlich zu machen. Nach Art der Wilden hatte ich die Haare wachſen laſſen müſſen, welche auf dem Scheitel zuſammengebunden und mit einem grünen Fichtenzweig verziert waren. Mein Geſicht, meine Arme und Beine waren, in kleine rothe und ſchwarze Quadrate eingetheilt, bemalt; über die Schulter hatte ich einen Bärenpelz nebſt Kutſack hängen. Die Schiffsmannſchaft belachte noch oft nachher mein damaliges barbariſches Anſehen. Der Kapitain bat mich nun in die Cajüte zu kommen, wo ich Makina in Eiſen fand. Er war ſehr niedergeſchlagen, und ſchien in tiefen Gedanken verſunken. Sobald er mich bemerkte, wurde er freundlich und rief: Wocasch wocasch Inos.

Ich bat den Kapitain, ihm die Feſſeln abnehmen zu dürfen, wozu er gern einwilligte. Mit Freuden befreite ich einen Mann davon, der zwar ein langes Leiden über mich gebracht, und ſchuld an der Ermordung meiner Gefährten geweſen, ſich übrigens aber als meinen Freund und Beſchützer bewieſen hatte. Darauf mußte ich dem Kapitain alle Umſtände der Überrumpelung und Ermordung unſerer Schiffsmannſchaft, wie auch die wunderbare Art der Erhaltung unſeres Lebens erzählen. Er ergrimmte gegen den König und ſagte, daß er am nächſten Morgen an einer Segelſtange aufgehängt werden ſollte.

Ich ſtellte aber vor, daß Makinas Tod manchem Weißen das Leben koſten würde, weil Wiedervergeltung als eine der heiligſten Pflichten der Wilden betrachtet würde; ferner, daß Makina durch wiederholte Beſchimpfungen und Ermordung ſeiner Leute zur Rache gegen die Weißen angereizt worden; und weil dieſem Volke alle Geſetze gänzlich fremd, und ſie auch keinen unterworfen wären, man nichts anders von ihnen hätte erwarten können, als daß ſie der Eingebung ihrer Leidenſchaft folgen würden.

Dieſe Gründe ſchienen auf den Kapitain Eindruck zu machen; er ſtellte es mir anheim über Makina zu entſcheiden. Ich erwiederte, daß ich gewiß nicht für den Tod eines Mannes ſtimmen könnte, dem ich mein Leben verdanke; meine Meinung wäre, ihn ſo lange gefangen zu halten, bis das Schiffseigenthum, welches ſich noch in den Händen der Wilden befinde, wieder zurückgeliefert ſey, und ihn alsdann ungekränkt zu entlaſſen. Zu meinem Vergnügen gab der Kapitain hiezu ſeine Einwilligung. Während dieſer Unterhaltung war Makina in der größten Angſt; er verſtand Engliſch genug, um zu merken, daß über ſein Leben oder ſeinen Tod entſchieden wurde. Jeden Augenblick unterbrach er mich mit der Frage, ob der Kapitain ihn tödten wolle. Er konnte ſich nicht beruhigen, was ich auch zu dem Ende anführen mochte; denn, nach ſeinen Ideen von Rache und Wiedervergeltung, ſchien es ihm unglaublich, daß er mit dem Leben davon kommen würde. Ich erklärte ihm, daß man ihm nur unter der Bedingung, wenn er alles Schiffseigenthum, welches ſich noch in Nootka befände, an Bord des Schiffes zurückliefere, ſeine Freiheit ſchenken würde.

Er war froh, ſo wohlfeilen Kaufs davon zu kommen. Aber da es ſchon nach fünf Uhr, und für dieſen Abend zu ſpät war, um die Gegenſtände auf das Schiff zu bringen, ſo bedeutete ich Makina, daß er ſich gefallen laſſen müßte, noch eine Nacht im Schiffe zuzubringen. Er bat mich, ihn doch über Nacht nicht zu verlaſſen, weil Karl ihn ſonſt tödten würde. Ich erklärte den Eingebornen in der Nähe des Schiffs, daß ihr Teye morgen zu ihnen kommen würde, und verbot ihnen bei Todesſtrafe in der Nacht an Bord zu kommen. Ich blieb beim König, deſſen Schrecken ſo groß war, daß er mich die ganze Nacht nicht ſchlafen laſſen wollte.

Mit Tagesanbruch waren die Eingebornen um das Schiff verſammelt. Ich rief ihnen zu, daß es der Befehl ihres Königs ſey, alle Gegenſtände, welche noch von der Schiffsladung in ihrem Beſitz wären, ſchleunigſt an Bord zu bringen, und daß von der pünktlichen Befolgung dieſes Befehls ihres Königs Leben und Freiheit abhange. Sie begannen nun mit einer ſolchen Haſt die Sachen aufs Schiff zu bringen, daß in vier Stunden alles Schiffseigenthum am Bord war. Sie hatten mehrere

Canoes zuſammengebunden und mit Brettern belegt, um die Anker und Kanonen zu transportiren. Nachdem Alles am Bord war, kündigte ich Makina ſeine Freiheit an. Seine Freude über dieſe unverhoffte Milde war ohne Gleichen. Er riß ſeinen Mantel ab, welcher aus vier der koſtbarſten Otterpelze beſtand, und gab ihn dem Kapitain, welcher ihn dagegen mit einem neuen Tuchmantel und Hut beſchenkte. Dann wandte er ſich zu mir und ſagte: Jnos, komm bald zurück! ich und mein Sohn wollen alle Pelze für dich aufbewahren. Lächelnd fügte er noch hinzu: Ein Empfehlungsſchreiben werde ich freilich von dir nicht annehmen, auch nicht mehr an Bord eines Schiffes gehen, wenn du nicht da biſt. Dann ergriff er in großer Bewegung meine Hände, und ſagte unter vielen Thränen: Lebe lange und glücklich, Jnos! ich werde es nie vergeſſen, daß du mir mein Leben gerettet haſt. Darauf ſtieg er eilig in ſein Canoe und ging nach Nootka zurück. Auch ich ſchied nicht ohne Rührung von ihm.

Ein unglücklicher Zufall ſetzte uns in große Beſtürzung. Towinakinni, ein junger intereſſanter Chef, der mich immer mit vieler Güte

behandelt und mir manchen Dienſt erwieſen hatte, kam an Bord um ſeinen König zu tröſten. Auf das Lob, welches ich ihm ertheilte, wurde er von dem Kapitain freundlich behandelt und mit Rum bewirthet. Er ſaß in der Kajüte, als die Gewehre abgeliefert wurden, woran der Kapitain die Schlöſſer probirte. Unglücklicherweiſe war eins mit Rehhagel geladen, es ging los und entlud ſeinen Inhalt in des armen Towinakinnis Unterleib. Auf den Schuß lief ich hinzu, und fand ihn in ſeinem Blute ſchwimmend. Er wurde ſorgfältig verbunden, ſtarb aber nach einigen Stunden unter großen Qualen.

Ich bedauerte ihn um ſo mehr, da er an der Ermordung meiner Gefährten keinen Theil genommen, und ſich immer als ein Freund der Weißen gezeigt hatte. Schon am nächſten Morgen verließen wir den Sund mit einem günſtigen Winde, und erſt, als die Gipfel der blauen Berge von Nootka in die Wellen ſanken, fühlte ich mein Herz erleichtert.

Wir ſegelten ſüdlich und handelten noch mit einigen Nationen, von denen wir eine große Menge koſtbarer Pelze eintauſchten. Ich verhandelte, mit Erlaubniß des Kapitains, alle

Waaren, welche uns von den Indianern zurückgeliefert waren, mit großem Vortheile. Darauf landeten wir an der Mündung des Columbia-Fluſſes, um Waſſer einzunehmen und uns mit Bauholz zur Ausbeſſerung der Maſten und Segelſtangen zu verſorgen. Nach Beendigung dieſes Geſchäfts nahmen wir unſere Richtung nach Canton in China. Einige Tage darauf trafen wir ein amerikaniſches Wallfiſchſchiff, auf der Rückkehr nach Newyork begriffen. Mein Entſchluß war ſchnell gefaßt, mit dieſem Schiffe direkt zurückzukehren. Ich verhandelte dem Kapitain alle eingetauſchten Pelze, welcher mir für den Betrag einen Wechſel auf ſeinen Schiffsherrn gab, und dankte Gott daß meine ſehnlichen Wünſche, die Meinigen wiederzuſehen, nun ſo bald in Erfüllung gehen würden. Karl folgte meinem Beiſpiele und ſchiffte ſich mit mir auf die Flora von Nantuket ein. Wir hatten eine ſehr ſchnelle und glückliche Fahrt, und kamen, ohne daß uns etwas beſonders Merkwürdiges begegnete, in Newyork an.

Die Freude, welche meine Frau, die mich längſt todt geglaubt hatte, über mein Wiederſehen empfand, war gränzenlos, und nur die, welche ähnliche Fälle erlebt haben, können ſich

eine Idee von unſerm beiderſeitigen Entzücken machen.

Herr Armory war ſo edelmüthig mir den Wechſel zu ſchenken, von deſſen Betrag ich Karl einen verhältnißmäßigen Antheil gab, welchen ich ihm jedoch aufdringen mußte. Auch wurde mir mein Gehalt bis zum Tage meiner Ankunft in Newyork ausgezahlt, ſo daß ich einigermaßen für die langen Leiden entſchädigt war.

Kriegsgeſang der Nootkaner.

Ei gi masi tssill, atiss klaha, haje hah
Que nok ar parts sarwas, gegi hah
Wauhu naks mar hasch, jarha, Ei hie jar
Wahu naks get quits sisch ni ihse hieje hie jarha.

Der Sinn dieſer Strophe iſt ungefähr:

Ihr wenig wißt, ihr Männer von Klaha,
Was wir für tapfere Krieger ſind.
Wenn mit unſeren Dolchen wir kommen,
Fliehen unſere Feinde, ſchnell wie der Wind u. ſ. w.

Zwölftes Kapitel.

Die Stadt Newyork.

In Hinſicht des Reichthums, der Bevölkerung, des Handels, der Schifffahrt und Gewerbsthätigkeit iſt Newyork als die Hauptſtadt von ganz Amerika zu betrachten. Sie liegt auf einer Inſel am Zuſammenfluſſe des Hudſon und Eaſtrivers (Oſtfluſſes.) Letzterer iſt eine Meile breit und eigentlich nur ein Arm des Meeres, welcher long Island von dem feſten Lande trennt. Sowohl der Hudſon als der Eaſtrivers ſind für die größten Linienſchiffe zu allen Zeiten fahrbar. Der Hudſon ſtrömt der Stadt gegenüber zwei Meilen breit, und trennt Newyork von Newjerſey. Die Verbindung mit long Island und Jerſey unterhalten acht Dampfboote, welche in ſteter Bewegung ſind, die Paſſagiere und Wagen nach den jenſeitigen Ufern überzuſetzen. Der Eaſtrivers bildet den eigentlichen Hafen. Die ganze Länge der Stadt hindurch ſind künſtliche Baſſins, Doks genannt, angebracht, welche eine beträchtliche Strecke weit in die Straßen hineinreichen, damit die Schiffe bequem ein- und ausgeladen werden

können. Zweitauſend Seeſchiffe, die beſtändig im Hafen anweſend ſind, bilden einen Wald von Maſten, durch welchen die Stadt kaum ſichtbar iſt. Viertauſend zweiſpännige Karren und eine zahlloſe Menge Handkarren und Packträger ſind in immerwährender Thätigkeit, die Ladungen von und nach den Schiffen zu transportiren.

Um ſich einen Begriff von dem Umfange des Handels von Newyork zu machen, muß man wiſſen, daß im Hafen dieſer Stadt acht Millionen Piaſter an eingehenden Rechten von fremden Waaren erhoben werden, welches faſt die Hälfte des geſammten Staatseinkommens ausmacht. Nimmt man hiezu die innere Schifffahrt auf dem Hudſon und an den Küſten, die durch mehr als zweitauſend Schooner, Schloops (einmaſtige Fahrzeuge) und Dampfboote betrieben wird, und den Geſammtbetrag des Schiffseigenthums der Einwohner, das ſich auf 600,000 Tonnen Gehalt beläuft, ſo kann man ſich ein Bild von dem hier herrſchenden regen Leben entwerfen. Die Erbauung von Schiffen und Dampfbooten wird mit größter Thätigkeit betrieben, und jedes Jahr wird eine große Anzahl der ſchönſten Fahrzeuge vom

Stapel gelaſſen. Die hier erbauten Schiffe zeichnen ſich vor allen anderen der Welt durch ihre Stärke, elegante Verzierung, gefällige Form und ſchnelles Segeln aus.

Die Stadt und der Hafen werden durch neue Forts beſchützt. Außerdem liegen hier beſtändig ein Theil der Kriegsſchiffe, und eine große von Fulton zur Beſchützung der Stadt eigends dazu erbaute Dampffregatte, die eine furchtbare Batterie bildet. Sie beſteht aus zwei flachen Schiffen, worauf ein gewaltiger runder hölzerner Thurm erbaut iſt, der mit Schießſcharten für vier Reihen Kanonen übereinander verſehen iſt. Die Wände ſind drei Fuß dick und ſollen vollkommen kugelfeſt ſeyn. Die Dampfmaſchine und die Waſſerräder befinden ſich im Innern und ſind daher vor den feindlichen Kugeln geſichert. Auf dem Verdeck ſind bewegliche Röhre angebracht, um das ſiedendheiße Waſſer der Dampfkeſſel auf einen ſich etwa nahenden Feind zu werfen. Noch hat ſich keine Gelegenheit gefunden, die Wirkung dieſer furchtbaren Maſchine gegen einen Feind verſuchen zu können. Newyork iſt, mit Ausnahme einiger krummen, von den Holländern zuerſt erbauten Straßen, ganz regelmä-

ßig gebaut. Die übrigen Straßen der Stadt ſind geradlinig und durchkreuzen ſich alle in rechten Winkeln. Sie ſind gut gepflaſtert und mit ſehr breiten Trottoirs für Fußgänger zu beiden Seiten verſehen. Sie werden gut erleuchtet, aber, die Fußwege ausgenommen, ſchlecht reinlich gehalten, ſo daß man im Winter ohne Stiefel nicht quer überſetzen kann. Man zählt 18000 Häuſer, die durchgängig von Ziegeln, ſolide gebaut, mit Schiefer gedeckt und größtentheils geſchmackvoll verziert ſind. Der Gottesdienſt wird in 53, 18 verſchiedenen Religionsſekten angehörenden Kirchen abgehalten. Sie ſind zierlich und zweckmäßig gebaut; allein jene alten gothiſchen Gebäude, welche in Europa unſere Bewunderung erregen und ſo zahlreich ſind, würde man in ganz Amerika vergebens ſuchen. Solche ungeheure Werke können ſich hier nicht erheben, da jede Gemeinde ihre Kirche aus ihrem Privatvermögen erbauen und unterhalten muß. Unter den Kirchen zeichnen ſich die beiden katholiſchen, vorzüglich die Cathedrale, durch prächtige innere Verzierungen aus.

Die öffentlichen Anſtalten und Gebäude ſind in Newyork ſo zahlreich, daß man allein ei-

nen Band mit deren Beſchreibung füllen könnte; bemerkenswerth ſind vorzüglich:

Das Hospital, ein großes ſteinernes Gebäude, welches jährlich im Durchſchnitt achtzehn hundert Kranke aufnimmt. Im Jahre 1819 wurden 1761 aufgenommen, wovon 1295 völlig geheilt, 172 ſtarben, 115 auf der Beſſerung waren, und 179 auf ihr Verlangen entlaſſen wurden.

Das State prison, ein für die im Staate von Newyork verurtheilten Verbrecher beſtimmtes Gefängniß, iſt ein ſehr feſtes zweckmäßig eingerichtetes Gebäude im nördlichen Theile der Stadt, dicht am Ufer des Hudſons, mit einer 23 Fuß hohen Mauer umgeben. Mit ſeinen Höfen und ſeinem Garten nimmt es vier Morgen an Flächeninhalt ein, und kann ſechshundert Gefangene bequem faſſen. Das ganze Gefängniß iſt mit Waſſer hinreichend verſehen, und enthält ein Flußbad zum Gebrauch der Gefangenen, zu deren Beſchäftigung Werkſtätte faſt aller Handwerker, als z. B. Schuhmacher, Weber, Tiſchler, Schmiede, Schneider, Maler, Drechsler, Bötticher, Wollkratzer und Spinner eingeführt ſind. Wer kein Handwerk verſteht,

muß gleich bei ſeiner Ankunft eins wählen und erlernen.

Im Sommer ſind die Gefangenen in Wämſer von ſelbſt verfertigten baumwollenen Zeugen gekleidet, im Winter tragen ſie Ueberröcke von ſelbſt verfertigtem halbwollenen Tuche. Sie werden dreimal des Tages geſpeiſet, erhalten aber blos zu Mittag Fleiſch. Fleißige Arbeiter bekommen auch Bier und Branntwein zur Aufmunterung; für die Widerſpänſtigen iſt eine Trettmühle, nach engliſcher Art, vorhanden. Alle Gefangenen ohne Unterſchied müſſen des Sonntags dem Gottesdienſt beiwohnen, auch iſt für die jungen Unwiſſenden eine Schule errichtet. Die ganze Anſtalt wird von einem Direktor, einem Sekretair und ſechszehn Aufſehern verwaltet. Außerdem iſt eine Committe, aus angeſehenen Bürgern beſtehend, mit der Leitung der Geſchäfte beauftragt. Man hat gegen eine Bezahlung von 25 Cents (10½ Sgr.) freien Zutritt, und wird durch einen der Aufſeher in den verſchiedenen Werkſtätten umhergeführt; doch iſt es ſtrenge verboten, mit den Gefangenen zu ſprechen, deren Zahl ſich ungefähr auf 500 beläuft, worunter 58 Engländer und Irländer, 6 Franzoſen und 1

Deutſcher, die übrigen Anglo-Amerikaner, waren.

Vielleicht in keiner Stadt der Welt können Freunde eines guten Tiſches ihren Hang nach Abwechſelung in den Speiſen beſſer befriedigen als in Newyork. Die täglichen Frucht- und Victualienmärkte ſind hier mit einer erſtaunenswürdigen Mannigfaltigkeit und Fülle aller Produkte des Südens und Nordens verſehen; man hat darauf an vierfüßigem Wildpret 8 Gattungen, an Amphibien 5, an Schalthieren 14, und an Fiſchen 62 gezählt, die im Laufe des Jahrs zum Verkauf gebracht ſind. Alles was Europa an Leckereien hervorbringt, iſt hier im Ueberfluß zu haben. Durch eine beſtändige Verbindung mit der Havannah und St. Domingo, von wo die Schiffe zuweilen nur vier Tage unterwegs ſind, hat man das ganze Jahr hindurch die Produkte der heißen Zonen im Ueberfluß. Friſche Feigen, Kokosnüſſe, Ananas, Bananen, Melonen, Yams, Pattaten u. ſ. w. ſind ein gewöhnliches Eſſen. Diebe, Gauner und öffentliche Mädchen gibt es in Newyork, nach Verhältniß ebenfalls mehr als in irgend einer andern Stadt Amerikas; letztere haben größ-

tentheils ihren Sitz auf einer Straße aufgeſchlagen, die dadurch den Namen the Hook (die Angel) erhalten hat. Sie iſt jeden Abend durch die vielen hellerleuchteten Tanzſäle ganz illuminirt. Mit Ekel und Erſtaunen betrachtet der Fremde die Menge der betrunkenen weiblichen Geſchöpfe, die ſich allenthalben ſeinem Blicke darbieten, und, empört durch die Frechheit und Schamloſigkeit, womit hier das Laſter getrieben wird, wendet er ſich ſchnell von dieſer häßlichen Scene hinweg. Das Stadthaus (the cityhall) iſt das ſchönſte Gebäude in ſeiner Art von Amerika. Es iſt im edelſten Styl, ganz aus glänzendweißem, faſt durchſichtigen Marmor aufgeführt, und koſtet eine halbe Million Dollars. Es wurde von italieniſchen Meiſtern erbaut, die man zu dem Ende von Rom kommen ließ. Von allen Seiten frei, auf einen großen, mit Akazien bepflanzten und mit einem ſehr ſchönen eiſernen Gitter umgebenen Platze ſtehend, iſt es die größte Zierde Newyorks. Das kürzlich erbaute große Schauſpielhaus gibt weder an Größe noch an Eleganz den beſten Theatern in London und Paris etwas nach. Auch ſind faſt immer einige der berühmteſten engliſchen

Schauſpieler hier anweſend, die Gaſtrollen geben.

Um die ſchöne Welt von Newyork zu ſehen, muß man ſich des Morgens in Broadway, der ſchönſten und lebhafteſten Straße der Stadt einfinden, wo ſie von Zehn bis Zwölf in den neueſten Pariſer und Londoner Coſtüms auf- und abgeht. Gegen Abend verſammelt man ſich auf der Batterie, einem herrlichen Park, welcher gerade auf der Spitze liegt, wo der Hudſon und Oſtfluß zuſammentreffen. Man hat von hieraus nicht allein die reizendſte Ausſicht auf die große Waſſerfläche mit den ſchönſten Inſelgruppen, ſondern auch den Genuß der kühlen Seewinde, welche im Sommer ſo wohlthätig ſind.

Die Newyorkerinnen ſind ſehr gebildet und einnehmend; groß, ſchlank, von blaſſer, aber blendend weißer Geſichtsfarbe, mit blauen Augen und kaſtanienbraunen Haaren. Ein leichtes ungezwungenes Weſen iſt ihnen in hohem Grade eigen, auch ſtehen ſie im Punkte der geiſtigen Ausbildung gewiß hinter den Damen der alten Welt nicht zurück. Sie beſuchen gewöhnlich die weiblichen Lehranſtalten bis zu ihrer Vermählung, auch halten die

Vornehmſten und Geſchickteſten es nicht unter ihrer Würde, einer ſolchen Anſtalt ſelbſt vorzuſtehn. Ihre Lieblingstracht iſt ein Gewand von indiſchem Krepp, ein elaſtiſches Seidengewebe, welches ſich feſt an ihre ſchlanken wohlgeformten Glieder anſchmiegt und deren kleinſte Bewegungen ſichtbar macht.

Man wird in Newyork weder durch Bettler, noch durch wandernde Straßenkrämer beläſtigt, aber dagegen deſto mehr durch die ungeheuren, oft mit ſinnigen Abbildungen und Inſchriften verſehenen Schilder zum Kauf eingeladen. So hatte z. B. ein Verkäufer von engliſcher Wichſe ein Schild, worauf ein großer Stiefel ſtand mit einem Haushahn davor, welcher ſein Bild in dem blanken Stiefel erblickte, und dadurch, zum Kampfe gereizt, ſich in eine ſchlachtfertige Stellung ſetzte. Auf einem anderen Schilde befand ſich ein Mann, der im Begriff war ſich zu raſiren; in Ermangelung eines Spiegels hatte er einen, mit der Wichſe des Verkäufers blank geputzten Stiefel vor ſich auf den Tiſch geſetzt, welcher ſein Bild zurückgab. Auf allen Schildern wird man von der Wohlfeilheit der Waaren benach-

richtigt, zuweilen, daß ſie zum Einkaufspreiſe oder gar darunter verkauft werden.

Sowohl im Winter als im Sommer bietet Newyork auch in Hinſicht der Vergnügungen eine große Abwechſelung dar. Im Sommer geht man in großen Maſſen mit den Dampfbooten auf den Fiſchfang nach Sandy Hook, oder long Island Sund, oder nach Albany und Philadelphia. Täglich gehen die eleganten, vortrefflich eingerichteten Dampfboote nach Albany, jedes mit 2 bis 300 Paſſagieren beiderlei Geſchlechts angefüllt, die blos zum Vergnügen jeden Sommer einige Dutzendmal nach Albany eine Reiſe von 160 Meilen machen. Die auserleſenſten Erfriſchungen und eine wohlbeſetzte Muſik dürfen nie fehlen. Auf dem Verdeck tanzt man die ganze Nacht hindurch, unter einem leinenen Zelte, Cottillons und Quadrillen, und reiſ't auf dieſe Art tanzend die Nacht über 100 Meilen.

Ein andersmal beluſtigen Wettrennen zu Pferde, zu Fuß, und zu Waſſer in Dampfbooten und Fahrzeugen mit Rudern das nach dieſen Dingen ſo begierige Publikum. Auch gibt es in der Stadt eine Menge öffentlicher

Gärten, die des Abends erleuchtet werden und in denen zuweilen Tanzmuſik iſt. Im Winter wechſeln Schlittenfahrten mit Bällen, Konzerten, Theeparthien, Schauſpiel, Pickenicks und Ronts ab. Kurz, die großen Städte der neuen Welt wetteifern mit denen der alten in ſinnlichen Vergnügungen, und ſuchen es ihnen wo möglich noch darin zuvor zu thun.

Die Bevölkerung von Newyork nimmt ſehr ſchnell zu; im Jahr 1790 betrug ſie 60,000 Seelen, 1800 — 90,000, 1810 — 120,000, 1820 — 135,000 und gegenwärtig beträgt ſie über 150,000. Es iſt merkwürdig, daß der Staat und die Hauptſtadt in gleichem Verhältniß zunehmen, und die Bevölkerung der Stadt immer ein Zehntel der Seelenzahl des ganzen Staats ausmacht.

Dreizehntes Kapitel.

Der große Eriekanal, Rocheſter, die Brücke von Carthago. Der Fall des Niagara. Fahrt auf dem Susquehannah-Strom.

Wir verließen Newyork am 16. September mit dem ſchönen Dampfboot, the chancellor.

Es waren mehr als 300 Paſſagiere beiderlei Geſchlechts am Bord, die alle aus der gebildeten Klaſſe zu ſeyn ſchienen. Sobald es finſter wurde, fing man unter dem Zelte an, Quadrillen zu tanzen, welches bis um 4 Uhr des Morgens fortgeſetzt wurde. Man ſagte uns, daß ſich einige Damen einen großen Theil des Sommers auf dieſen Dampfbooten aufhielten, um das Vergnügen einer immer abwechſelnden Geſellſchaft und der Tanzparthien zu genießen. Wir waren am nächſten Morgen um 8 Uhr in Albany, und hatten die Fahrt in 18 Stunden zurückgelegt. Von Albany aus, ſetzten wir ſogleich unſere Reiſe nach Weſten mit der Stage (Eilwagen) fort. Wir ſpeiſ'ten in Skenektady, einem blühenden Städtchen am Ufer des Mohak-Fluſſes, berühmt durch das Union College, die am zahlreichſten beſuchte Lehranſtalt der vereinigten Staaten. Unſere Reiſegeſellſchaft ſprach den Rum- und Cognac-Flaſchen, welche nie bei der Tafel fehlen dürfen, ſo fleißig zu, daß uns in allem Ernſte für die Folge bange wurde. Wirklich betrug ſich einer der drei Herren, welche nebſt uns die Reiſegeſellſchaft ausmachten, im Wagen ſo unartig gegen mich und

meine Frau, daß ich mit ihm in Streit gerieth. Die beiden anderen Herren befahlen zu halten, dann öffneten ſie den Wagenſchlag, warfen den Betrunkenen heraus, und riefen dem Poſtillon zu, wegzufahren, was er im Gallopp that. Hiemit war die Sache abgemacht. Wir fuhren beſtändig durch das reizende Thal die Ufer des Mohaks entlang, welches ganz von den Abkömmlingen der Deutſchen und Holländer bewohnt iſt. Die kleinſten Dörfchen prangen mit den Namen berühmter deutſcher und holländiſcher Städte; wir paſſirten dieſen Tag Berlin, Mannheim, Mainz, Amſterdam, Leyden u. ſ. w. Ueberhaupt hat man in Amerika eine gewiſſe Sucht, den kleinſten Dörfchen die Namen der größten Städte alter und neuerer Zeit beizulegen, weshalb man auch im Newyork-Staate in einem einzigen Tage von Paris über Jeruſalem, Cairo, Perſepolis, Palmira, Babylon, Carthago, Athen nach Rom reiſen kann. Auch haben die alten großen Feldherrn ihren Namen hergeben und bei der Taufe armſeliger Dörfchen Gevatter ſtehen müſſen. Die Flecken Cicero, Pompejus, Cato, Brutus, Hannibal,

Manlius, Scipio, Fabricius, u. ſ. w. liegen dicht zuſammen.

Die Deutſchen im Mohak-Thale ſchienen uns ein rohes ungeſchliffenes Volk, das in Hinſicht der Bildung weit hinter den Anglo-Amerikanern zurückſteht. Die Letzteren ſpotteten vorzüglich über einen Gebrauch dieſer Deutſchen, welchen ſie Bündling nannten, und der darin beſteht, daß Mädchen und Jünglinge bei ihren Feſten die Nacht in Einem Bette, jedoch unentkleidet, zubringen. Hinter Mannheim wurde das Thal ſehr lebhaft; mehrere tauſend Menſchen waren mit dem Ausgraben des großen Erie-Kanals beſchäftigt. Dieſer Kanal iſt 350 Meilen lang und verbindet vermittelſt des Hudſon-Stromes das Atlantiſche Meer mit dem Erie-See. Er nimmt ſeinen Anfang zu Albany und ſteigt bis Buffalo, am Erie-See, 640 Fuß, welches durch 80 ſehr ſchöne, aus blauen Werkſteinen aufgeführte Schleuſen bewirkt wird. Um die Krümmungen des Mohak-Fluſſes und die Berge zu vermeiden, iſt er viermal auf prächtigen, aus gehauenen Steinen erbauten Schwibbogen quer über dieſen Fluß geleitet. Zu Little Falls iſt der Uebergang durch einen ein-

zigen, 180 Fuß weiten Bogen ausgeführt, und zwar auf Koſten eines Privatmannes, welcher in dem Städtchen Little Falls ein Baſſin graben ließ, das 2000 Schritte im Umfange hat, mit Werkſteinen aufgemauert iſt, und mittelſt des erwähnten Uebergangs mit dem Kanal in Verbindung ſteht, dem es als ein Hafen dient. Unterhalb Little Falls fand man viele Schwierigkeiten den Kanal den Fluß entlang zu leiten, weil ſich dieſer auf einer Strecke von zwei Meilen durch ſteile Felſen drängt. Man mußte deshalb auf dieſer ganzen Länge eine Mauer im Flußbette aufführen und die Erde zu dem Bette des Kanals von einer bedeutenden Entfernung herbeifahren. An manchen Stellen mußte man mit großen Schwierigkeiten durch die Felſen hauen.

Wir langten um 10 Uhr in Utika, einer der ſchönſten Landſtädte Amerikas, an. Unſere europäiſchen Landſtädte ſind in Vergleich mit den amerikaniſchen nur ſchmutzige Löcher, und verhalten ſich zu ihnen wie ein abgetragenes altfränkiſches Kleid zu einem neuen eleganten Koſtüm.

Der Kanal geht mitten durch Utika und iſt in der Stadt zu beiden Seiten aufge-

mauert. Da er von hier ſchon fahrbar wird, ſo nahmen wir am folgenden Tage Plätze auf dem Paſſagierſchiff, welches täglich von Utika nach Rocheſter geht. Die Boote, von zwei Pferden gezogen, gehen Tag und Nacht, und legen in 24 Stunden 100 Meilen zurück. Man hat darin eine vortreffliche Tafel und alle Bequemlichkeiten eines guten Wirthshauſes. Man fährt ſehr billig und zahlt blos jedes Hundert Meilen drei Dollars, die Beköſtigung mitgerechnet. Wir beſtanden ungefähr aus 40 Paſſagieren am Bord; die Geſellſchaft war ſehr munter und froher Laune, bis ein ſchreckliches Ereigniß uns alle in die tiefſte Trauer und Beſtürzung verſetzte. Es war ein ſehr ſchwüler Nachmittag, und wir alle litten durch die drückende Hitze. Eine junge liebenswürdige Dame bückte ſich zu dem kleinen Fenſterchen hinaus, um ihr Schnupftuch zu ihrer Abkühlung ins Waſſer zu tauchen, in dem Augenblick, als das Schiff unter einer Brücke wegging, und hart an einen Pfeiler ſtreifte. Dieſer ergriff die Frau, ehe ſie im Stande war ſich zurückzuziehen, und riß ihr den Kopf mit der ganzen Schulter vom Rumpfe. Der blutige verſtümmelte Körper fiel ins Zimmer,

wobei Allen ein Schrei des Entſetzens entfuhr. Ihr Gatte, welcher ihren Säugling auf ſeinen Armen ſchaukelte, ließ das Kind fallen und ſank nebſt mehrern anweſenden Damen ohnmächtig hin. Wir ließen die unglückliche Familie in Rom zurück, in deſſen Nähe dieſer traurige Zufall ſich ereignete. Wir ſtiegen bei den Salzwerken am Onandoya-See aus, welche dieſen unentbehrlichen Artikel in ſolcher Quantität liefern, daß der Scheffel von 100 Pfd. zu 25 Cents (10½ Sgr.) verkauft wird. Der ganze Apparat dieſer Salzwerke beſteht in eiſernen Keſſeln, die ungefähr 200 Maß halten, worin das Salzwaſſer eingekocht wird. Wir gingen nach dem, eine Stunde von hier entfernten, Städtchen Manlius, wo meine Frau einige Freundinnen hatte; ſie gedachte hier eine Zeitlang zu verweilen, um die Wirkung der berühmten Heilquelle, welche bei Manlius entſpringt, auf unſern kranken Sohn zu verſuchen. Nach einem Aufenthalt von einigen Tagen ſetzte ich die Reiſe auf dem Kanal nach Weſten fort. Der erſte bedeutende Ort, wo wir anlangten, war Auburn, eine blühende Stadt, mit einem Staatsgefängniß, das auf die nemliche Art wie das zu Newyork

eingerichtet iſt. Hier beginnt das Country of the Lakes (Land der Seen), die fruchtbarſte und blühendſte Gegend der vereinigten Staaten. Die vielen Seen, deren Ufer ſich ſanft terraſſenförmig erheben und abwechſelnd mit Wäldern, Kornfeldern und niedlichen Dörfchen umringt ſind, geben der Gegend etwas unbeſchreiblich Anmuthiges, das von allen Reiſenden, welche dieſe Gegend beſuchten, anerkannt worden iſt. Das Land iſt ſo fruchtbar, daß es die Ausſaat von Weizen vierzigfältig zurückgibt. Ein Farmer baut mit zwei Knechten 3 — 4000 Büſchel Weizen, nebſt einer verhältnißmäßigen Quantität Mais und Hafer. Dieſe Farmers haben eine Einnahme von 1000 — 3000 Dollars, und es ſcheint, daß der üppige Boden auch die Menſchen üppig mache; denn man ſieht ſelbſt die Dienſtmagd in oſtindiſchen, mit breiten Garnituren und Guirlanden beſetzten Kreppkleidern, und mit feinen italieniſchen Federhüten geſchmückt. Wir kamen Nachmittags Geneva vorbei, welches eine reizende Lage auf dem Ufer des ſchönen Seneka-Sees hat, und langten gegen Abend zu Canandaqua an, wo ich übernachtete. Dieſer Flecken liegt an dem See glei-

chen Namens und erhebt ſich ſanft am Abhange eines Hügels, welchen die einzige, zwei Meilen lange Straße Canandaquas hinaufläuft. Ohngeachtet dieſer Ort aus Holz erbaut iſt, ſo iſt er doch das ſchönſte Landſtädtchen, das ich je geſehen habe. Faſt alle Häuſer ſind mit Säulen, Portikos und Gallerien verziert und ſchneeweiß angeſtrichen. Sogar die Kirchen ſind von Holz in gothiſchem Geſchmack erbaut, wobei der Stein ſehr täuſchend nachgeahmt iſt. Der Gaſthof, worin ich übernachtete, war überaus prächtig und konnte ſich wohl mit den beſten Gaſthöfen in den großen Städten Deutſchlands meſſen. Der Wirth erzählte mir, daß er 1500 Dollars jährliche Miethe gebe: ein Umſtand, welcher die Wohlhabenheit dieſer Gegend darthut. In Europa würde dieſe Miethe in einem Landſtädtchen etwas Unerhörtes ſeyn. Am folgenden Tage erreichte ich gegen Mittag Rocheſter am Geneſſee, einem bedeutenden Fluß des Newyork-Staates. Der Fleck, worauf die Stadt ſteht, war vor zehn Jahren noch ein Erlenſumpf, und jetzt wohnen hier 8000 fleißige Menſchen, die meiſtens Fabrikgeſchäfte treiben. Der Geneſſee-Fluß ſtürzt ſich in die

Mitte der Stadt mit großem Brauſen von einem 95 Fuß hohen Felſen hinunter; 200 Schritte oberhalb dieſes Sturzes iſt der Kanal auf acht, aus Sandſteinen erbauten Bogen über den Fluß geführt, wodurch Rocheſter eigentlich in vier Theile getheilt wird. Der große Waſſerfall bringt dieſer Stadt einen nicht zu berechnenden Vortheil, weil durch Waſſerleitungen aus dem Fluſſe eine unendliche Menge von Maſchinen und Mühlen getrieben werden, denen es an Waſſer und Gefälle mangelt. Die Ufer des Fluſſes werden nach dem Falle immer wilder und romantiſcher. Der Fluß drängt ſich mit tobender Wuth, von Zeit zu Zeit kleine Kaskaden bildend, zwiſchen hohe Felſenwände hindurch, bis er bei Carthago, eine Viertelſtunde von Rocheſter, ſich wieder von einem 120 Fuß hohen Felſen in einen Abgrund ſtürzt, deſſen Tiefe Grauſen erregt. Hundert Schritte unterhalb des letzten Sturzes iſt eine hölzerne Brücke aus einem einzigen Bogen von 300 Fuß Weite über dieſen ſchauderhaften Abgrund geführt und zwar mit ſolcher Kühnheit und Erfindſamkeit, daß man nicht weiß, welche von dieſen Eigenſchaften man dabei am mei-

ſten bewundern ſoll. Die Ausſicht von dieſer Brücke iſt furchtbarſchön und ergreifend. Zuerſt wird man von Schwindel und Grauſen ergriffen und wagt nicht eher hinunter zu ſehen, bis man ſich allmählig an die Schrecken erregende Tiefe gewöhnt hat. Dieſe kühne Brücke, die durch das Donnern des Sturzes in einer beſtändig zitternden Bewegung gehalten wird, der gährende Abgrund, die ungeheuren ſteilen Felſenmaſſen und die aufſteigende Wolkenſäule bilden eine Scene, die vielleicht in der Natur nicht ihres Gleichen hat. Leider iſt dies Meiſterſtück der Baukunſt ſeitdem eingeſtürzt, und hat einen ſchwerbeladenen Frachtwagen mit Menſchen und Pferden zerſchmetternd in dem Abgrund begraben. In der Nähe dieſer Brücke liegt Carthago, ein armſeliges Dörfchen, bis wohin die Schiffe von Montreal und Quebeck den Fluß hinauf kommen, um das in großer Menge in dieſer Gegend erzeugte Weizenmehl einzuladen. Die Tonnen werden mittelſt einer ſinnreich eingerichteten Maſchine die hohen ſteilen Felſenufer hinunter in die Schiffe gebracht.

Nach einem Aufenthalte von ſechs Wochen ſetzte ich die Reiſe auf dem Kanal fort.

Die erſte Station hinter Rocheſter iſt Palmira, wo der Kanal den höchſten Punkt erreicht hat, und während einer engliſchen Meile, 40 Fuß tief, durch einen Felſen gehauen iſt. Wir langten Abends zu Batavia, einem hübſchen Städtchen in einer ſehr fruchtbaren Gegend, an. Die holländiſche Landkompagnie, welche noch 10 bis 12 Millionen Morgen des fruchtbarſten Landes in Newyork beſitzt, hat in dieſem Orte ihr Büreau und ihre Agenten. Obſchon ihr der Morgen Land nur einige Schillinge koſtet, den ſie für 8 Dollars wieder verkauft, ſo verliert ſie doch Kapital und Zinſen, indem die Büreaukoſten und die Gehälter der Agenten mehr Geld verſchlingen, als aus dem Verkauf des Landes gelöſ't wird. Während meines Aufenthalts in Batavia, welcher durch unvermuthete Geſchäfte verlängert wurde, fing es an zu frieren. Es fiel eine Menge Schnee, welcher den Boden zwei Fuß tief bedeckte; weshalb die Waſſerreiſen aufhörten und Schlittenfahrten an ihre Stelle traten. Am 10. Januar verließ ich Batavia mit dem Stage-Schlitten, in welchem ſich eine artige Geſellſchaft von ſechs jungen Ladys befand, welche die in Buffalo errichtete weibliche Erziehungsan-

ſtalt beſuchen wollten. Wir hatten das Unglück umgeworfen zu werden, und da durch den Fall der einzige Ausgang verſperrt war, ſo waren wir in einer bedrängten Lage und in Gefahr des Erſtickens, indem es einige Zeit währte, ehe Leute herbeikamen, um uns aufzurichten. Einem jungen Amerikaner, der in Verdacht ſtand, den Poſtillon zu dieſem Streich beſtochen zu haben, hatten die Ladys in dieſem Tumult Geſicht und Hände ſchrecklich zerkratzt. Er ſchien etwas verbrochen zu haben, denn alle jene Mädchen ſetzten ihm ſo zu, daß er Reißaus nehmen mußte. Wir Uebrigen kamen mit einigen blauen Flecken davon, und erreichten Abends wohlbehalten Buffalo. Auf allen Straßen wimmelte es von den Indianern der ſechs Nationen, die ſich verſammelt hatten, um eine Summe von 40,000 Piaſtern zu empfangen, welche die Regierung von Newyork ihnen für abgetretene Ländereien zahlt. Sie verſchwenden dieſes Geld ſogleich auf eine unſinnige Art und nehmen keinen Heller mit zu Hauſe; es ſchadet ihnen deshalb weit mehr als es ihnen nützlich iſt, weil dadurch ihre Sitten verdorben werden und ſie Geſchmack an geiſtigen Getränken bekommen.

Aber das iſt eben, was die auf ihr Land ſpekulirenden Amerikaner wollen, ein ſicheres Mittel ihren Untergang zu beſchleunigen, um ſich eines ſchönen fruchtbaren Erdſtrichs bemächtigen zu können, welchen ſie noch im Staate von Newyork beſitzen. Das indianiſche Dorf liegt eine Viertelſtunde von Buffalo in einer paradieſiſchen Gegend. Die aus Baumſtämmen erbauten Hütten liegen, im Schatten hoher Ulmen und Ahornbäume in einer blumigten Wieſe, auf den Ufern eines klaren Baches zerſtreut. Während meiner Anweſenheit wurde eine Indianerin hingerichtet, die des Verbrechens der Zauberei angeklagt war. Durch Stimmenmehrheit ihres Volks zum Tode verurtheilt, wurde ſie von einem mit der Hinrichtung beauftragten Eingebornen nach der Stadt geführt, und ganz trunken gemacht. Als ſie auf dem Heimwege an der Grenze ihres Gebiets angelangt waren, zog der Barbar ein kleines Beil hervor und tödtete ſie mit mehreren Hieben. Er wurde zwar von einigen Weißen ergriffen und ins Gefängniß geführt; allein er mußte auf die Reklamation der Indianer, nach dem beſtehenden Traktat, wieder freigegeben werden. Buffalo

iſt eine der ſchönſten Städte von Newyork und hat eine reizende, für den Handel vorzüglich vortheilhafte Lage, am Fuße des Erie-Sees auf dem Punkt, wo der Niagara-Strom mit großer Schnelligkeit ſich aus dem Erie ſtürzt. Obgleich man daſelbſt noch 17 Meilen von dem großen Katarakt des Niagara entfernt iſt, ſo hört man doch bei günſtigem Winde das Brauſen des Falls, und ſieht bei ſtillem Wetter die ſchwarze Wolkenſäule, welche durch den aufſteigenden Staubregen gebildet wird. Am 1. Februar fuhr ich, in Begleitung eines Quäkers, dahin. Zu Blackrock, zwei Meilen unterhalb Buffalo, ſetzten wir über den Strom, welcher hier noch ſo reißend war, daß wir, trotz aller Anſtrengung der Fährleute, eine halbe Meile weit hinunter trieben. Wir fuhren nun beſtändig das Ufer des Fluſſes entlang, welches ſich nur wenige Fuß über den Waſſerſpiegel erhebt. Mein Begleiter, welcher dieſe Gegend ſchon ſeit ſechszig Jahren kannte, war ein ſehr angenehmer Geſellſchafter. Er erzählte mir, daß der Waſſerfall ſich, ſeitdem er ihn zuerſt geſehn, ſehr in ſeiner Geſtalt verändert und daß ſeine Höhe nicht allein abgenommen, ſon-

dern auch der ganze Fall ſich wenigſtens um 30 Fuß weit zurückgezogen habe. Sollte dieß wirklich der Fall ſeyn, ſo würde die merkwürdigſte aller Naturſcenen mit der Zeit verſchwinden; es würden die ungeheuren Inlandſeen trocken werden, ſo daß man da, wo jetzt ſtolze Schiffe die Wellen durchſchneiden, und vor einigen Jahren ein blutiges Seetreffen geliefert wurde, künftig den Landmann mit dem Pfluge ſeinen Acker beſtellen ſehen wird. Einige Meilen unterhalb Blackrock theilt ſich der Strom und bildet eine Inſel, die neun Meilen lang und drei breit iſt. Sie gehört einem reichen Juden von Newyork, Namens Noak, Herausgeber des National-advocate (einer beliebten Zeitung), welcher ſie gekauft hatte, um ſeinen in alle Welt zerſtreuten Glaubensgenoſſen darauf eine Zuflucht darzubieten, und ein neues Jeruſalem zu gründen. Allein die Juden ſcheinen nicht geneigt, ſtatt der Elle, das Beil zu ergreifen, um eine Wildniß zu einem gelobten Lande umzuſchaffen. Unterhalb dieſer Inſel vereinigt ſich der Strom wieder und erſcheint kurz vor dem Fall, wo er über drei Meilen breit iſt, in ſeiner ganzen Majeſtät, welches aber nicht lange währt;

denn plötzlich engt er ſich zuſammen und fängt an unruhig zu werden. Dieſe Unruhe nimmt zu; eine Welle drängt und tummelt ſich über die andere, bis die ganze Oberfläche des Waſſers, in einen weißen Schaum aufgelöſ't, brauſend und ziſchend mit Pfeilesſchnelle dem eigentlichen Falle zuſtrömt, der ſenkrecht von einem 150 Fuß hohen Felſen iſt. Einige hundert Schritte vor dem Falle theilt die Ziegeninſel den Strom; doch ſtürzt ſich nur eine unbedeutende Waſſermaſſe an dem amerikaniſchen Ufer den Felſen hinunter. Von dieſem Ufer führt eine Brücke nach der Inſel, worauf ſich ein Kaffeehaus befindet, das aber blos von Fremden beſucht wird, weil der Uebergang über die Brücke 25 Cents koſtet. Es war eine Stunde vor Sonnenuntergang, als wir bei dem Katarakt anlangten, wo eine zauberiſche Scene ſich vor unſeren Blicken ausbreitete; alle Bäume und Geſträuche der Ziegeninſel und der angrenzenden Wälder waren mit Eiszacken behangen und mit Eiskruſten umgeben, welche, aus dem kriſtallhellen Waſſer des Staubregens gebildet, mit dem ſchönſten Farbenſpiel in der Abendſonne glänzten. Der aufſteigende Staubregen bildete Regen=

bogen in allen Richtungen. Viele Bäume waren durch die Schwere des ſich ihnen angehängten Eiſes niedergebrochen. Auf der kanadiſchen Seite des Falls ſind zwei Gaſthöfe, die in Hinſicht der Pracht und Eleganz den beſten in Europa zur Seite geſetzt werden können. Sie ſind im italieniſchen Geſchmack erbaut, mit Säulen und Gallerien umgeben. Man hat aus ihnen die ſchönſte Ausſicht auf den Fall, deſſen donnerndes Getöſe die Fenſter beſtändig klirren macht.

Ich war angenehm überraſcht, eine deutſche Familie aus Hamburg hier anzutreffen, welche von Philadelphia hergekommen war, um dies Schauſpiel der Natur zu ſehen, und mit denen ich den Rückweg nach Buffalo antrat. Wir ſtiegen am folgenden Morgen auf einer Wendeltreppe kaum 400 Schritte unterhalb des Falles die ſteilen Felſenwände hinunter, und ließen uns nach der andern Seite überſetzen. Das Waſſer iſt hier noch in einer ſo ſtürmiſchen Bewegung, daß viel Muth dazu gehört, ſich dem Nachen anzuvertrauen. Hier unten überſteigt das Brauſen und der Tumult alle Beſchreibung; nur durch Winken kann man ſich einander verſtändlich machen.

Ein kleiner Fußpfad führt die Felſenwand entlang bis unter die ſtürzende Waſſerſcheibe, wohin man ſich im Winter nicht wagen kann, weil man ganz durchnäßt wird.

Wir kehrten auf der amerikaniſchen Seite heim, was wir aber bald bereueten, weil wir die ganze Reiſe bis Buffalo in einem dicken Walde zurücklegen mußten, ohne eine menſchliche Wohnung anzutreffen. Am 1. März langte ich wieder in Manlius an. Wir blieben daſelbſt noch bis zum 1. April, und begannen alsdann unſere Reiſe nach den ſüdweſtlichen Staaten, wo wir uns niederzulaſſen gedachten. Wir nahmen zuerſt unſere Richtung nach Cayuga, einem Städtchen an einem See gleichen Namens, worüber eine zwei Meilen lange Brücke führt. Wir ſchifften uns hier auf einem Dampfboot ein, welches täglich nach dem, am Ende des Sees 35 Meilen von Cayuga gelegenen Städtchen Ithaka fährt. Das Boot war mit Paſſagieren angefüllt, welche zu einem Feſte nach Ithaka wollten. Wir nahmen in Aurora, welches ungefähr auf halbem Wege liegt, noch einige Paſſagiere ein, und erreichten um drei Uhr Nachmittags Ithaka. Dieſer Ort liegt

in einem paradieſiſchen Thale, das von Bergen und Felſen eingeſchloſſen iſt, von deren Klippen ſich eine Menge Bäche, die reizendſten Kaskaden bildend, hinunterſtürzen.

Die ſchönſte von allen bildet die Kaskadilla, ein anſehnlicher Fluß, der ſeinen Namen von den vielen terraſſenförmigen Fällen trägt, welche er einen 500 Fuß hohen Felſen hinunter macht. Die Maler von Philadelphia und Newyork kommen hieher, um ihre Pinſel mit den Schönheiten der Natur vertraut zu machen. Unſer Gaſthof war, des Feſtes wegen, voll von Fremden. Schon früh am Morgen des folgenden Tages wurden wir durch die Trommeln der paradirenden Miliz geweckt, welche, nach einigen verdorbenen Evolutionen, zur Methodiſtenkirche marſchirte. Mittags war großes Diner, wobei mir, als einem Fremden, die Ehre widerfuhr, neben dem Präſidenten des Feſtes, einem Senator des Kongreſſes, meinen Sitz zu erhalten. Sobald man ſich geſetzt hatte, ging der Wirth herum und verſicherte ſich von allen Gäſten ohne Unterſchied im voraus ſeiner Bezahlung. Nach der Mahlzeit wurden Toaſte ausgebracht, mit einem dreimaligen Hurrah, Trompeten,

Trommeln und Abfeuern eines Sechspfünders begleitet, wobei jedesmal ein großes Glas Wein geleert wurde. Die Amerikaner, dieſes Getränks ungewohnt, wurden bald ſo betrunken, daß ſich das Feſt in einen wilden Lärm auflöſ'te und mit blutigen Köpfen endigte.

Wir nahmen am folgenden Morgen unſern Weg, mit der Stage, nach Owego, welches 30 Meilen von Ithaka in einem Thale am Ufer des großen Susquehannah-Fluſſes liegt. Das ſchöne heitere Frühlingswetter verleitete uns zu dem Entſchluſſe, in einem Nachen den Strom hinunter zu fahren. Wir kauften zu dem Ende ein Skiff, eine Art Fahrzeug, das aus drei breiten, ſehr zweckmäßig gebogenen und glatt polirten Brettern beſteht, und ſo leicht iſt, daß ein Mann es im Nothfalle allein tragen könnte. Dieſe Skiffs gehen mit einer ungewöhnlichen Leichtigkeit und Schnelligkeit durchs Waſſer, und man kann damit eine große Strecke Wegs in einem Tage zurücklegen. Auch ging unſere Fahrt den Strom hinunter trefflich von Statten. Wir erreichten ſchon den erſten Abend Roſville, an der Grenze von Penſylvanien. Die Leute ſchüttelten bedenklich die Köpfe, als wir ihnen

erzählten, daß wir mit unſerem kleinen Fahrzeuge den Strom 300 Meilen weit hinunter fahren wollten. Sie ſchilderten uns die Gefahren dieſes Stroms mit ſo übertriebenen Schreckniſſen, daß wir kein Wort davon glaubten und unſere Reiſe getroſt fortſetzten. Der Susquehannah ſchlängelt ſich hier, wie die Moſel, durch ein enges Thal, von hohen Gebirgen und ſteilen Felſen eingeſchloſſen.

Ungeachtet der großen Einſamkeit der unbewohnten Ufer, mußten wir doch die Mannigfaltigkeit der jeden Augenblick veränderten Scene bewundern. Bald fuhren wir langſam den breiten majeſtätiſchen Strom hinunter, und ſchoſſen dann plötzlich mit Pfeilesſchnelle um eine Ecke eine Felſenbank hinab, wo die ganze Gegend ein verändertes Anſehen gewann. Solche Stellen konnte man ſchon in weiter Ferne brauſen hören, und noch erſtaune ich zuweilen darüber, wie wir ſie ſo kaltblütig in unſerm kleinen Nachen hinuntergleiten konnten.

Die ſeltſam aufgethürmten Felsmaſſen erinnerten uns an die Ruinen der alten Burgen Deutſchlands; ſie waren ihnen oft ſo täuſchend ähnlich, daß wir in der Dämmerung

zuweilen wirklich die Trümmer alter Veſten zu ſehn glaubten. Die Uferbewohner des Susquehannahs nähren ſich damit, Schiffsbau-holz in Flößen den Strom hinunter nach Baltimore zu bringen. Ihre Dürftigkeit ſtach grell gegen den Reichthum der eben verlaſſenen üppigen Newyorker am Cayuga-See ab. Am vierten Tage unſerer Fahrt erreichten wir Aſylum, welches der Marſchall Lefebre des nouettes mit mehrern verbannten franzöſiſchen Offizieren erbaut, aber wieder verlaſſen hatte. Die wenigen Franzoſen, welche noch da wohnten, verſagten uns ein Nachtlager, wogegen uns die Amerikaner immer mit vieler Freundlichkeit aufnahmen. Wenn man die Wildheit und Unfreundlichkeit dieſer Gegend betrachtet, ſo drängt ſich einem unwillkührlich der Gedanke auf, daß nur Verzweifelung dieſen Offizieren eingeben konnte, einen ſo düſtern, unwirthlichen, von Felſen eingeſchloſſenen Ort zu ihrem Aufenthalt zu wählen. Die Hütte des tapfern unglücklichen Marſchalls, aus übereinandergelegten Baumſtämmen erbaut, ſteht jetzt öde und verlaſſen da. Das Loos dieſes Mannes war ſehr hart. Von Hunger aus dieſer Wildniß mit ſeinen Offizieren ver-

trieben, ging er nach Alabama, wo ihnen der Kongreß Ländereien mit der Bedingung angewieſen hatte, daſelbſt Olivien und Reben zu bauen, welche weder in Alabama noch irgend ſonſt wo in den vereinigten Staaten gedeihen. Hier bearbeitete der Marſchall mit der Hacke, in der ſengenden Hitze eines brennenden Klimas, ſeinen Acker. Als er endlich vom Könige begnadigt wurde, und in die Arme ſeiner geliebten Gattin und ſeiner zahlreichen Familie zurückeilen wollte, litt er Schiffbruch an der Küſte Irlands, und ertrank nahe an dem Ziele ſeiner Sehnſucht. Am ſiebenten Tage erreichten wir Wilkesburg, ein artiges Städtchen; wir waren froh, ein gutes Wirthshaus hier zu finden, da wir ſeit Owego in elenden Hütten von Baumſtämmen hatten übernachten müſſen, deren Bewohner zuweilen am Nothdürftigen Mangel litten. In dieſer Gegend findet man gute Steinkohlen, welche den engliſchen an Güte nicht nachſtehen.

Am neunten Tage unſerer Fahrt paſſierten wir Northumberland, wo ſich der nördliche und ſüdliche Susquehannah vereinigen. Der Strom wird dadurch über eine Meile

breit, aber die Schifffahrt um ſo gefährlicher, wegen der vielen aus dem Waſſer ragenden Felſen, zwiſchen denen eine ſtarke Strömung iſt. Zuweilen war der Fluß wie mit Felſen beſäet; ſo daß man, ganz davon eingeſchloſſen, keinen Ausweg mehr ſah. Oft ſchien es uns ein Wunder, daß unſer leichter Nachen nicht an den Felſen zertrümmerte, wogegen wir einigemal mit ſolcher Gewalt geſchleudert wurden, daß wir die Faſſung für den Augenblick verloren. Zu Northumberland fängt die Gegend an gut angebaut zu werden, das Thal erweitert ſich und wird ſehr freundlich. Am vierzehnten Tage erreichten wir Harrisburg, das Ziel unſerer Waſſerfahrt. Hier überließen wir unſer Fahrzeug den Wellen, weil es ſo zerſplittert und leck geworden war, daß es Niemand geſchenkt haben wollte.

Harrisburg iſt eine ſchöngebaute, anſehnliche Stadt, der Sitz der Regierung von Penſylvanien, und faſt ganz von Deutſch-Amerikanern bewohnt. Das Capitol (Repräſentanten-Haus), welches erſt kürzlich aufgeführt worden, iſt ein großer in einem edlen Style gebauter Pallaſt. Eine prächtige bedeckte Brücke führt über den, hier eine und eine Viertel-

meile breiten, Susquehannah-Strom nach Carliſle, welches 16 Meilen von Harrisburg in der Mitte der deutſchen Bevölkerung liegt, und wo wir uns einige Zeit auszuruhen beſchloſſen hatten.

Vierzehntes Kapitel.

Exkurſion nach Virginien. Charlottesville Monticello. Die Univerſität.

Carliſle iſt eine wohlgebaute Stadt, mit einer bedeutenden Lehranſtalt, Dikinſons-Collegium genannt. Die Bevölkerung der Stadt beſteht größtentheils aus Irländern. Die Umgegend iſt faſt ausſchließlich mit Deutſchen bewohnt, deren Urſprung aus den unterſten Klaſſen der Schwaben und Pfälzer unverkennbar iſt. Es ſind fleißige und ehrliche Landleute, die durchaus keinen Werth auf Bildung und Wiſſenſchaften legen, daher ſie ihren Kindern nur eine höchſt nothdürftige Erziehung geben, und, als eine natürliche Folge,

die Laſtthiere der anderen Kaſten bleiben. Sie haben wenig Einfluß auf die Regierung des Staats, an der ſie auch wenig Antheil nehmen. Das große Thal, worin Carlisle liegt, welches durch Oſtpenſylvanien, Maryland, Virginien, über 600 Meilen nach Südweſten hin ſich erſtreckt, iſt die Hauptniederlaſſung der Deutſchen, welche zwei Drittel der Bevölkerung davon ausmachen.

In Carlisle wurde ich von dem kalten Fieber, der beſtändigen Geißel dieſes Landes, heimgeſucht. Ein deutſcher Apotheker, Namens Fahnenſtock, gab mir eine Mixtur, wonach das Fieber plötzlich ausblieb, jedoch eine Körperſchwäche zurückließ. Kleine Tagereiſen zu Fuß auf einer Tour nach Virginien ſtellten meine Kräfte wieder her. Ich hatte mir unter den ſüdlichen Staaten immer ein blühendes Land vorgeſtellt, aber wie ſehr hatte ich mich geirrt! So wie ich nur den Boden der Sklaverei betreten, begegneten mir, ſtatt der bisher geſehenen wohlgekleideten Landleute, nur zerlumpte Neger. Statt der gutangebauten Farms mit niedlichen Wohnhäuſern und Scheunen, ſah ich nur Wildniſſe, worin vernachläſſigte Felder und armſelige Negerhüt-

ten um das zerfallene große Wohnhaus des Plantagenbeſitzers zerſtreut lagen. Der Boden iſt an vielen Stellen durch ſchlechte Kultur ſo abgemagert, daß er nur noch hie und da einer halbverdorrten Tanne kümmerliche Nahrung gibt.

In Leesburg, dem erſten Städtchen, welches ich in Virginien erreichte, war das Wirthshaus mit betrunkenen Menſchen angefüllt; aus jeder Ecke ſchallten Flüche: God dam your soul sir! J bet you ten dollars my coc can whipp yours. (Gott verdamme eure Seele, Herr! Ich wette zehn Dollars, mein Hahn kann den eurigen beſiegen). Es ſollte nämlich ein großes Hahnengefecht Statt finden, und von allen Seiten brachten die Neger rüſtige Kämpfer, mit ſtählernen ſcharfgeſpitzten Spornen bewaffnet, herbei. Eine große Menge ſchwarzer und weißer Menſchen verſammelte ſich im Hofe, das blutige Schauſpiel zu ſehen. Zuerſt wurden die Namen der Kämpfer und ihr Pedigree (Stammgeſchlecht) bekannt gemacht, worauf die Wetten der verſchiedenen Partheien abgeſchloſſen wurden. Die Streithähne, ſo wie die Renner, tragen in Amerika die Namen berühmter Feldherrn alter und

neuer Zeit. So ſah man in dem Hofe des Gaſtwirths zur goldenen Glocke Napoleon mit Hannibal, Prinz Eugen mit Alexander und Marſchall Soult mit Brutus kämpfen.

Der Ausgang eines ſolchen Treffens hängt mehr vom Zufall, als von der Tapferkeit der Kämpfer ab. Denn oft fällt ſchon im erſten Ausfall einer der Streiter, von den Waffen ſeines Gegners tödtlich getroffen, nieder. Glückliche Streiter werden mit 40 — 50 Dollars bezahlt. Beim Verkauf wird ein Verzeichniß ihrer Ahnen mitgegeben. Z. B. der Vater des berühmten Vandamme war der große Nero, welcher in dem Gefecht bei Lindlays einen vollkommenen Sieg davon trug, ſein Großvater war Caligula u. ſ. w.

Virginien hat ſehr wenige Städte im Innern; jede County gewöhnlich nur einen Flecken, welcher aus dem Courthaus, einigen Kramladen und Wirthshäuſern beſteht. Außer in den Flecken und Dörfern, die in Virginien weit entfernt von einander liegen, findet man daſelbſt keine Wirthshäuſer. Als ich Leesburg verlaſſen hatte, wurde es Abend, ohne daß ich ein Wirthshaus getroffen hatte. Da ich, um Erkundigung deshalb einzuziehen, in

einem anſehnlichen Hauſe einkehrte, ſo erhielt ich ſogleich die freundliche Antwort: here is no tavern in the Neighbourhood, but you are wellcome Sir, to stop the night at my House. (Es iſt kein Wirthshaus in der Nähe, aber ſeyd willkommen in meinem Hauſe). Ich wurde aufs Beſte bewirthet und von den ſorgfältig geputzten Ladys angenehm unterhalten. Sie hatten nichts von dem blöden zurückhaltenden Weſen, welches den Fremden bei den Dorfladys der öſtlichen und Mittelſtaaten ſo oft in Verlegenheit ſetzt. Einen ſonderbaren Kontraſt mit der Eleganz der Damen bildeten ein halb Dutzend bei der Tafel aufwartender zerlumpter Negermädchen. Ein grobes Kleid, das bis an die Hüften vorn und hinten aufgeriſſen und ſo ſchmutzig war, daß man weder die Farbe, noch den Stoff mehr entdecken konnte, machte ihre ganze Garderobe aus. Die armen Geſchöpfe kamen in Verlegenheit, wenn ſie ſich bücken ſollten; dann thaten ſich die Riſſe wie ein paar Bettgardinen auseinander und eröffneten einen Proſpekt, der für die Damen wohl eben nichts Angenehmes haben konnte. Bei dem ſonſt ſo liebenswürdigen Charakter der Virginier muß

man bedauern, daß ſie zu träge und nachläſſig ſind, um ihre Neger gehörig zur Reinlichkeit, Ordnung und einer zweckmäßig vertheilten Arbeit anzuführen, und daher ihnen eine anſtändige Kleidung und Unterhalt zu geben nicht vermögen. In ganz Virginien fand ich dieſelbe Gaſtfreiheit. Man könnte den ganzen Staat durchreiſen, und dabei ſehr anſtändig leben, ohne einen Heller zu verzehren.

Nach zehn kleinen Tagemärſchen, welche mir durch die Gaſtfreiheit und Freundlichkeit der Einwohner aufs Angenehmſte verkürzt wurden, erreichte ich Charlottesville, den Sitz der Univerſität von Virginien. Es iſt ein angenehm gelegenes Städtchen am Rivanna-Fluß, und wegen der drei Expräſidenten der vereinigten Staaten: Jefferſon, Monroe und Madiſon, welche in der Nachbarſchaft wohnen, ſehr beſucht.

Der alte Jefferſon wohnt auf der Spitze des Berges Monticello, eine halbe Stunde von Charlottesville. Seine geſchmackvoll verzierte Wohnung bildet eine Rotunde mit Säulen umgeben, woran zwei gegeneinander überliegende Flügel gebaut ſind. Beim erſten Eintritt glaubt man eher in ein Naturalienkabinet,

14

als in eine Präſidentenwohnung zu kommen; denn wo man nur das Auge hinwendet, ſieht man Seltenheiten der drei Naturreiche. Ich wurde durch den Paſtor der engliſchen Kirche von Charlottesville beim Präſidenten eingeführt, und zum Mittageſſen eingeladen. Der alte Herr war ſehr geſprächig. Die Univerſität, ſein Werk, lag ihm vorzüglich am Herzen. Das aufrühreriſche Betragen der Studenten, welche einige Profeſſoren geſteinigt hatten, ſchmerzte ihn ſehr. Mehr als dreißig der Rädelsführer waren deshalb relegirt worden.

Die Univerſitätsgebäude ſind nach Jeffersons Entwurf und unter ſeiner Leitung erbaut, und in Hinſicht der Pracht und Größe ganz dieſes Staatsmannes würdig. Sie beſtehen aus vier parallel laufenden Reihen Gebäude, deren jede 300 Schritte lang iſt. In den beiden mittlern Reihen, welche auf dem Rücken eines Hügels liegen, befinden ſich die Hörſäle, und die Wohnungen der Profeſſoren. Jede Reihe beſteht aus 4 Pavillons, die 3 Stockwerk hoch und mit koloſſalen Säulen umgeben ſind. Die Pavillons ſind durch Gallerien mit einander verbunden, die, ein Stock-

werk hoch, mit platten Dächern und ebenfalls mit Säulengängen verziert ſind. Die Capitäler der Säulen, ſo wie die anderen Hauptverzierungen hat man von Rom kommen laſſen. Die beiden äußern Reihen der Gebäude liegen tiefer an der Seite des Hügels, ſo daß ſie der Anſicht der Hauptgebäude nicht ſchaden. Ihre 8 Pavillons ſind zu Speiſehäuſern eingerichtet. Die Wohnungen der Studenten ſind in den Gallerien; ihre Zahl beläuft ſich auf 500, welches auch ungefähr die Zahl der Studirenden ausmacht. Das Bibliothekgebäude iſt eine große Rotunde und liegt in der Fronte des mittlern Hofes; ihr gegenüber, am andern Ende des Hofes, liegt eine ähnliche Rotunde, worin der Gottesdienſt abgehalten wird. Die Gebäude haben 400,000 Dollars gekoſtet. Die Profeſſoren beziehen 2—3000 Dollars Gehalt, der Rektor 5000. Die Gebäude ſind auf Koſten des Staats erbaut, welcher außerdem der Univerſität einen jährlichen Zuſchuß von 30,000 Dollars bewilligt hat.

Während meiner Anweſenheit in Charlottesville wurde ein großes Pferderennen veranſtaltet. Sechs der beſten Renner, wovon

drei Newyorker und drei Virginier waren, lieſen um den Preis von 6000 Dollars. Man hatte zu dem Ende in einem Tabacksfelde einen Kreis geebnet, deſſen Umfang genau eine Meile betrug. Die Pferde wurden von zehnjährigen Knaben geritten; die Sättel wogen kaum zwei Pfund, und die Hufeiſen nur ein paar Loth. Nachdem man um die Plätze, welche die Renner einnehmen ſollten, geloos't hatte, wurden ſie zwiſchen zwei Pfählen gut gerichtet. Auf ein gegebenes Zeichen ſprangen alle zugleich an. Gleich beim erſten Gang blieben drei Pferde ſo weit zurück, daß ſie für distanced (unfähig zum fernern Rennen) erklärt wurden. Beim zweiten Lauf um den Kreis blieb auch das vierte zurück. Das drittemal blieb der Sieg lange zweifelhaft, bis der virginiſche Renner durch einen Krampf plötzlich gelähmt wurde. Der Newyorker, die Eclipſe genannt, gewann den Preis. Er hatte das letztemal die Meile in einer Minute und 42 Sekunden zurückgelegt, und war jeden Satz 26 Fuß weit geſprungen. Dieſe Wettrennen ſind, ſo wie das Hahnengefecht, ein Lieblingsvergnügen der Virginier; eine unzählige Menge Menſchen verſammeln ſich dabei, welche alle

kleine Wetten, das Rennen betreffend, unter ſich abſchließen.

Die Gegend von Charlottesville bringt vortrefflichen Taback hervor, der in Europa unter dem Namen James River-Taback bekannt iſt. Es gibt hier Pflanzer, die jährlich mehr als 1000 Zentner bauen. Wegen der niedrigen Preiſe des Tabacks herrſcht eine große Geldnoth unter ihnen; viele ſehen ſich genöthigt, einen Theil ihrer Neger nach Louiſiana zu verkaufen, um den übrigen Unterhalt geben zu können.

Bei meiner Rückreiſe nach Carlisle überſtieg ich die ſüdweſtliche Gebirgskette, und kam in das große, von Deutſchen bevölkerte Thal, wo man nur wenige Sklaven mehr antrifft. Im Allgemeinen verabſcheuen die Deutſchen, zu ihrem Ruhme, die Sklaverei eben ſo ſehr als die Engländer ihr geneigt ſind. Freilich gibt es Deutſche, die Sklaven hatten, aber ſie behandeln ſie alsdann mehr als Dienſtboten.

Fünfzehntes Kapitel.

Weſtliche Staaten. Pittsburg. Der Ohio. Cinſinati. Salzwerke. Louisville ꝛc. ꝛc.

Im Anfange des September-Monats, der ſchönſten Jahrszeit in dieſen Staaten, begannen wir unſere Reiſe nach dem Weſten. Die erſten dreißig Meilen ging unſer Weg durch das große Thal zwiſchen den Südweſt- und blauen Bergen, welches mit Städten und Dörfern wie beſäet iſt. Die Amerikaner vergleichen dieſes wirklich ſchöne Thal gern mit dem Thal von Tempe. Es iſt unſtreitig die reichſte und beſtangebaute Gegend der vereinigten Staaten. Ueberall prangten die Maisfelder, auf denen die Halme ob der Laſt der Kolben, die zuweilen 1½ Fuß lang und in Verhältniß dick ſind, faſt unterlagen. Der geringſte Ertrag iſt 40 Büſchel, an manchen Stellen werden bis 70 Büſchel von einem Morgen eingeerndtet. (Ein Büſchel iſt drei Viertel Berliner Scheffel). Die grünen Kolben ſind, in Waſſer gekocht und mit Butter und Salz gegeſſen, eine Lieblingsſpeiſe der Amerikaner.

die Obſtbäume brachen faſt unter der Laſt ihrer Früchte. Allenthalben war man beſchäftigt, die Aepfel zwiſchen Cylindern, die durch ein Pferd in Bewegung geſetzt werden, zu zermalmen. Sie werden entweder zu Cider gekeltert, oder es wird Appelbrändy (Aepfelbranntwein) aus ihnen gemacht. Man muß über die Menge Wirthshäuſer erſtaunen, welche man an dieſer Straße, die von Philadelphia nach Pittsburg führt, antrifft. Auf einer Strecke von 30 engl. Meilen zählten wir deren 52. Die Villages oder Flecken beſtehen gewöhnlich nur aus einer Menge Taverns (Wirthshäuſern), Grog Schops (Branntweinſchenken), einigen Kramladen und Handwerksſtätten, nebſt Kirchen und Schulgebäuden. In den Taverns hat Alles ſeinen beſtimmten Preis. In den beſten zahlt man für ein Mittagseſſen vier, und für ein Frühſtück oder Abendbrod drei Schillinge, in ſchlechten Dorfkneipen nur zwei Schillinge für eine Mahlzeit (ein Schilling iſt fünf Silbergroſchen und 3 Pfenninge).

Trotz dieſer hohen Preiſe, welche nicht mit der Wohlfeilheit der Lebensmittel in Verhältniß ſtehen, iſt die Bedienung ſchlecht genug. Der Wirth iſt gewöhnlich ein Major,

Colonel oder General der Miliz, welcher ſeinen Gäſten merken läßt, daß es eine Ehre für ſie iſt, bei ihm zu logiren. Mit Ausnahme guter Wirthshäuſer in großen Städten, erhält der Reiſende ſelten ein Zimmer für ſich allein, und muß noch oft das Bett mit einem Andern theilen. Will man ſich des Morgens waſchen, ſo muß man entweder zum Brunnen, oder auf den Hausflur gehen, wo man ein Waſchbecken und Handtuch findet.

Die Lady, der Gentleman, Knecht und Magd, alle waſchen ſich nach einander im nämlichen Gefäße und trocknen ſich mit demſelben Tuche ab.

Die deutſchen Gaſtwirthe daſelbſt ſind noch weit gröber und inhumaner als die iriſchen und engliſchen; daher kehren auch gewöhnlich nur Fuhrleute bei ihnen ein. Ueberhaupt ſind die deutſchen Amerikaner in der Regel ungebildet und unwiſſend, weshalb auch die engliſche Bevölkerung keine ſonderlich gute Meinung von den Deutſchen hat. Treffen ſie einen gebildeten Deutſchen an, ſo halten ſie ihn für einen Frenchman (Franzoſen), oder wenigſtens für einen Deutſchfranzoſen. Man findet daher eine weit beſſere Aufnahme, wenn

man ſich für einen Franzoſen ausgibt, welches auch häufig von den Deutſchen geſchieht. Doch hegt die gebildete Klaſſe der Amerikaner, beſonders die mit der deutſchen Literatur bekannte, eine gute Meinung von Deutſchland und ſeinen Bewohnern. Wir erreichten Abends den Fuß der blauen Berge, welche die erſte Reihe der Allegani-Gebirge bilden, und übernachteten in Camelstown, einem kleinen gutgebauten Flecken.

Am folgenden Morgen erſtiegen wir das blaue Gebirge. Sobald wir das Plateau erreicht hatten, ließen wir unſere durch das Steigen ermüdeten Pferde ein wenig ausruhen. Das ſo eben verlaſſene Thal lag wie ein ſchönes Panorama in beſtändiger Abwechſelung von Städten, Dörfern, Fluren und Auen zu unſeren Füßen. Man ſieht in dieſen Gebirgen alle europäiſchen Holzarten; doch ſind die Bäume nicht ſo ſtämmig und groß, wie die unſrigen. In den Thälern ſind die Eiche, die Eſche, der Ahorn-, Kaſtanien-, Wallnuß-, Hickory- und Maulbeerbaum die gewöhnlichſten Holzarten. Sobald man das große Thal verlaſſen hat, hört der Wohlſtand auf; auch ſind die Thäler im Gebirge wenig

bevölkert. Nachdem man die erſte Kette, die blauen Berge genannt, erſtiegen hat, zeigt ſich die zweite ungleich höhere, die den Namen Seidling Hills trägt. Die Kunſtſtraße, welche über dieſes Gebirge führt, iſt ſehr bequem und zu allen Zeiten mit großen vier- und ſechsſpännigen Frachtwagen bedeckt. Um ſich einen Begriff von dem Leben auf dieſer großen Straße zu machen, erwähne ich, daß im vorigen Jahre über 14,000 ſechsſpännige Wagen, jeder mit 40—50 Zentnern beladen, zwiſchen den beiden Städten Pittsburg und Philadelphia paſſierten. Die Fracht beträgt drei Dollars den Zentner, für 300 Meilen, welches die Entfernung beider Städte von einander iſt. Nimmt man hiezu die zahlreichen Landkutſchen, auswandernde Familiengruppen und Reiſende zu Pferde und zu Fuß, ſo hat man eine geräuſchvolle bunte Scene um ſich, die ſich auf eine Länge von 300 Meilen erſtreckt.

Solche Familiengruppen, von denen einige ſich einen beſtimmten Wohnort zur Heimath erwählt hatten, andere aber auf gut Glück in die weſtlichen Wildniſſe hineinzogen,

blos weil eine lügenhafte Zeitung dieſe oder jene Gegend, aus Auftrag eines Landſpekulanten, als ein irdiſches Paradies ausmalte, hatten wir beſtändig vor und hinter uns. Ein kleiner Wagen, ſo leicht, daß man ihn beinahe ſelbſt ziehen könnte, doch ſtark genug, die Habſeligkeiten und den Proviant der Familie zu tragen, beſpannt mit zwei magern Pferden und in deren Ermangelung, mit zwei Ochſen oder Kühen, macht ihren ganzen Reichthum aus; außer vielleicht einer Baarſchaft von 100 Dollars, um eine Viertel-Sektion Land zu dem Gouvernements-Preis von $1\frac{1}{4}$ Dollars den Morgen anzukaufen. Die ganze Familie geht zu Fuß hinter dem Fuhrwerk her, welches ein Verdeck von Leinwand hat, um den Regen abzuhalten. Zuweilen macht ein Karren, mit einem Pferde beſpannt, oder wohl gar nur ein Pferd mit einem Packſattel, das einzige Transportmittel aus. Bei einbrechender Nacht wird gehalten, neben der Landſtraße in einem Walde ein Feuer angemacht, um welches ſich die Familie lagert, ihr Eſſen zubereitet und einnimmt, und alsdann, in wollene Decken gehüllt, einſchläft; während dem ſich die Pferde oder Ochſen ihre

Nahrung ſuchen, ohne ſich jedoch weit von ihren Herren zu entfernen.

Auf dieſe Art wandern die dürftigſten Familien mehrere tauſend Meilen zu ihrem eingebildeten Paradieſe, und finden eine menſchenleere, unangebaute Wildniß, wo das kalte Fieber, die ſchlechte Koſt und andere Plagen in kurzer Zeit die Hälfte der Familie aufs Krankenlager werfen, oder der Tod ihren Leiden ein Ende macht. Die Amerikaner ſind überhaupt ein auswanderungsluſtiges Volk; ſelbſt in günſtigen Umſtänden können ſie einen Wechſel ihrer Lage, den ſelbſt bei uns der Unternehmendſte nur, durch Mißgeſchick getrieben, wagen würde, mit leichtem Sinn betrachten. Hunger, Krankheiten und Entbehrungen aller Art, die unzertrennlichen Begleiter dieſer Wanderungen, ertragen ſie mit vielem Gleichmuth.

Wir kamen dieſen Tag bis Bedford, das Wisbaden von Amerika. Die hier entſpringende warme Schwefelquelle ſoll ſehr heilſam bei gichtiſchen und rheumatiſchen Zufällen ſeyn. Die Brunnenhäuſer ſind ſchöne, zwei Stockwerk, enthaltende Gebäude, die in einem Halbzirkel um einen mit Trauerweiden bepflanzten

kleinen See gebaut ſind. Die Stadt liegt am Juniata-Fluſſe in einem ſchönen Thale und zählt 2000 Einwohner. Die Zahl der Badegäſte beträgt insgemein über 300. Wir erſtiegen am folgenden Tage die eigentlichen Alleganis, die höchſte der fünf Gebirgsreihen, welche die Scheidewand zwiſchen den öſtlichen und weſtlichen Staaten bildet. Auf dem Plateau, das fünf engl. Meilen breit iſt, empfanden wir eine merkliche Kälte. Von hier aus überſieht man die andern Gebirgsketten, die, öſtlich und weſtlich mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt, und mit mannigfaltig geſtalteten Kuppen in blauer Ferne emporragen. Jenſeits dieſer Gebirge iſt die Luft feuchter und das Klima ſo verſchieden, daß, wenn auf der öſtlichen Seite alle Pflanzen aus Mangel an Regen vertrocknen, die weſtliche Seite durch Ueberſchwemmungen leidet.

Sobald man das Gebirge zurückgelegt hat, kömmt man wieder in eine fruchtbare, gut angebaute Gegend. In Greensburg, noch 30 Meilen von Pittsburg, fanden wir die Wirthshäuſer ſo voll, daß wir kaum ein Unterkommen finden konnten. Es war gerade Election (der Wahltag) eines Repräſentanten.

Bei dieſen Wahlen ſind die politiſchen Partheien ſehr thätig, um einen ihrer Anhänger zu der vakanten Stelle zu verhelfen. Die Irländer bekleiden faſt alle Aemter, indem die Deutſchen ſelten unter ſich einig ſind, auch oft viele die Parthei ihrer Landsleute bei der Wahl verlaſſen, und zu den Irländern übergehen. Dieſe Wahltage ſind zugleich Feſttage, wo in allen Tavernen an der Table d'hôte geſchmauſ't wird. Unſere Tiſchgeſellſchaft beſtand aus ungefähr 60 Perſonen. Alle aßen mit großer Eile, ſelten ſprach Jemand mit ſeinem Nachbar. Der Eine fing mit dem Rindfleiſch, der Andere mit dem Braten, ein Dritter mit Fiſchen und ein Vierter mit Kartoffeln an. Es wurde blos Rum, mit Waſſer vermiſcht, getrunken. Teller werden nicht gewechſelt. Rooſtbeef, Frikaſſée, Stockfiſch, Salat, Eingemachtes, Alles wird von Einem Teller gegeſſen. Nur beim Pudding, den man zuletzt aufträgt, werden reine Teller gegeben; ſilberne Gabeln, Meſſer, Löffel oder anderes Silbergeſchirr ſind eine Seltenheit, auch Servietten nicht gebräuchlich. Nach geendigter Mahlzeit zieht man das Taſchentuch heraus, wiſcht ſich den Mund ab, und geht Einer nach

dem Andern davon. Ein Europäer ſitzt gemeiniglich ſchon allein an der Tafel, ehe er halb geendigt hat; man möchte deshalb ſagen, daß die Amerikaner die Speiſen ohne zu kauen verſchlängen.

Nach dem Eſſen wurde getanzt; Irländer, Schotten und Deutſche ſprangen nach dem Tone einer Geige in einem zum Erſticken mit Menſchen angefüllten Saale herum. Die dicken robuſten Schwabinnen, glühend vor Hitze, nahmen ſich drollig genug bei dem, ihrer Nation fremden, hüpfenden Country dance aus.

Pittsburg machte ſich uns ſchon in weiter Ferne durch die dicken Rauchwolken bemerkbar, welche über dieſer Stadt hängen, und durch die vielen mit Kohlen geheizten Dampfmaſchinen in den Manufakturen hervorgebracht werden. Dieſe Stadt hat eine zur Schifffahrt ganz geeignete Lage auf einer Erdzunge durch den Zuſammenfluß der Allegani- und Monongahela-Flüſſe gebildet, welche nach dieſer Vereinigung den gemeinſchaftlichen Namen Ohio erhalten. Sie iſt regelmäßig gebaut und hat ſchöne Häuſer, welche aber wegen des niederfallenden Kohlenſtaubes ſchwarz

und ſchmutzig ausſehen. Selbſt Geſicht, Hände und Wäſche kann man keinen Augenblick rein davon erhalten. Der Kohlenverbrauch zu Pittsburg iſt ungeheuer wegen der Glashütten und vielen Dampfmaſchinen, wodurch die Mühlen und Maſchinerien allerlei Art in Thätigkeit geſetzt werden. Unter anderen zählt man hier 3 Glaswerke, 4 Papierfabriken, mehrere Eiſengießereien, Drahtzüge, Baumwollenſpinnereien, Strumpfwebereien, Bleiweiß-, Vitriolöl- und Stahlwaaren-Fabriken u. ſ. w. Man rechnet, daß die Pittsburger Manufakturen jährlich für den Werth von fünf Millionen Dollars Waaren liefern.

Die Dampfboote, welche man hier erbaut, ſind wegen ihrer vorzüglichen Maſchinerie die vollkommenſten und ſtärkſten von ganz Amerika; ſie gehen mit großer Leichtigkeit und Schnelligkeit die reißendſten Flüſſe hinauf. Man hat ſogar dreimaſtige Seeſchiffe hier erbaut, und beladen nach Weſtindien geſchickt: wohl ein Fall ohne Beiſpiel, daß man 2500 Meilen weit vom Meer, (die Entfernung Pittsburgs zu Waſſer von der Mündung des Miſſiſippi) ein Seeſchiff erbaut hat.

Pittsburg hat ungefähr 12,000 Einwohner, worunter ein Drittel Deutſche ſind. Zwei ſchöne, mit Dach und Fenſtern verſehene Brücken führen über die Allegani- und Monongahela-Flüſſe, von denen der erſtere 500 und letzterer 600 Schritte breit iſt. Durch einen günſtigen Zufall trafen wir eine ſehr liebenswürdige amerikaniſche Familie, welche die Reiſe nach Louiſiana in unſerer Geſellſchaft zu machen wünſchte. Da der Ohio zu Pittsburg ſelten eher als im Winter ſchiffbar für Dampfboote iſt, ſo machten wir es, wie auf dem Susquehannah: wir kauften, mit unſeren neuen Reiſegefährten in Kompagnie, eine Art Fahrzeug, welches man Keelboot nennt. Es war 30 Fuß lang und 6 Fuß breit, und hatte ein Verdeck und eine Seitenbekleidung, ſo daß man bequem aufrecht darin gehen konnte, und vor dem Einfluß des Wetters vollkommen geſichert war. Die Keelboote ſind auf die Art wie die Waſſer-Diligenzen auf dem Rhein gebaut, aber weit leichter. Am 16. September ſchifften wir uns nebſt der Familie Bradley in unſerem neuen Fahrzeuge ein. Wir waren im Ganzen 12 Perſonen, wovon 3 noch kleine Kinder.

Der Ohio iſt unſtreitig einer der ſchönſten Flüſſe Amerikas; von Pittsburg bis zu ſeiner Vereinigung mit dem Miſſiſippi, eine Strecke von 1200 Meilen, fließt er durch ein herrliches fruchtbares Thal, worin viele Naturmerkwürdigkeiten beachtenswerth ſind. Er nimmt in ſeinem Laufe eine Menge großer ſchiffbarer Flüſſe auf. Seine Breite beträgt 1000 Schritte und ſeine Tiefe 30 Fuß. Unterhalb Louisville iſt er beſtändig über 2000 Schritte breit. Von Cincinati bis zu ſeiner Mündung (700 Meilen) wird ſelbſt beim niedrigſten Waſſerſtande die Dampfſchifffahrt nicht unterbrochen.

Der Fluß fließt ſo ſanft und gefahrlos, daß wir uns des Nachts ruhig im Nachen ſchlafen legten, und es den Wellen überließen uns weiter zu führen.

Bei Sonnenaufgang waren wir zu Marietta, einem artigen Städtchen, wo der Muskinzum, ein bedeutender ſchiffbarer Fluß, ſich in den Ohio ergießt.

Marietta iſt merkwürdig wegen alter Feſtungswerke, deren Urſprung man nicht ergründen kann. Das Hauptwerk iſt ein viereckigtes Fort von 4000 Schritten im Umfange.

Die Wälle ſind 12 Fuß hoch und 36 Fuß breit; an den vier Ecken ſind kleine Baſtione aufgeführt. Nach allen Seiten ſind durch die Courtinen, und zwar durch eine jede, drei Thorwege angebracht, die durch Ravelins gedeckt ſind. Der größte Thorweg iſt nach der Flußſeite; er iſt durch einen bedeckten Weg geſchützt, der 200 Fuß breit, und deſſen Erdwälle 20 Fuß hoch ſind. Dieſer bedeckte Weg führt bis zum Ufer des Fluſſes. Gegen Oſten iſt eine Art runder Citadelle, deren Wälle 30 Fuß hoch ſind; die Graben ſind 8 Fuß tief und 15 Fuß breit. Sie hat 120 Fuß im Durchmeſſer, und einen Thorweg nach der Seite des Forts hin, welcher 20 Fuß breit iſt. Den vier Seiten des Forts gegenüber, liegen, auf einer geringen Entfernung vom Hauptwerk, vier kleine Redouten, die auf die nämliche Art aufgeführt ſind. Da die amerikaniſchen Eingebornen durchaus nichts von der Befeſtigungskunſt kennen, ſo vermuthet man allgemein, daß hier in alten Zeiten ein weit civiliſirteres Volk gewohnt haben müſſe, welches durch irgend ein großes Naturereigniß untergegangen ſey. Dieſe Vermuthung wird noch durch viele Ausgrabungen von antiken Geräthen, irdenen

Töpfen u. ſ. w. beſtärkt. Unweit dieſer alten Feſtung iſt ein runder Grabhügel, 75 Fuß hoch, deſſen Baſis 180 Schritte und deſſen Gipfel 40 Schritte im Umfange hat, und mit einer majeſtätiſchen Eiche, die 4 Fuß im Durchmeſſer hält, gekrönt iſt. Er ſteht auf einer großen Ebene iſolirt, hat keinen Graben, und woher die Erde genommen, aus welcher er aufgeführt iſt, kann man nicht entdecken.

Der nächſte Gegenſtand, welcher unſere Aufmerkſamkeit feſſelte, war der Rock of Antiquity (antiker Felſen), eine 500 Fuß hohe, iſolirt ſtehende Felſenmaſſe, am Ufer des Fluſſes. Er wird ſo genannt wegen der vielen Hieroglyphen und Figuren, welche man in dem Stein eingegraben findet.

Unſere nächſte Station war Point Pleaſant an der Mündung des Kenhawa-Fluſſes. Nicht weit von dieſem Städtchen iſt ein bedeutendes Salzwerk, worin täglich 600 Büſchel Salz gemacht werden. Die Art, wie man zu den Salzquellen gelangt, iſt ſehr merkwürdig. Man gräbt durch Erde und Sand 15 Fuß tief und kommt alsdann zu einem ſoliden Felſen, welcher mit einem Bohre, das 3 Zoll im Durchmeſſer hat, 90 Fuß tief durch-

bohrt wird. Während dem Bohren ſtößt man auf mehrere Adern ſüßen Waſſers, welches durch die blechernen Röhren zurückgehalten wird, die man in den Löchern anbringt. In dieſen Röhren werden Pumpen geſetzt, vermittelſt deren das Salzwaſſer in die Keſſel gepumpt wird. Zuweilen, wenn das Bohr zuerſt auf das Salzwaſſer traf, ſprang es über 20 Fuß hoch aus dem Felſen heraus. Die Stärke dieſes Waſſers iſt erſtaunlich: 12 Pfund Waſſer geben ein Pfund Salz; in anderen amerikaniſchen Salzwerken geben 60—80 Pfund Waſſer nur ein Pfund. Unterhalb Point Pleaſant liegt Galliopolis, das i. J. 1790 durch franzöſiſche Koloniſten erbaut wurde. Dieſe argloſen ehrlichen Landleute wurden ein Opfer der amerikaniſchen Landſpekulanten. Nachdem ſie ihr Land baar bezahlt und ihr Vermögen und ihre Kräfte darauf verwendet hatten, ſich eine Heimath zu verſchaffen, wurden ſie durch eine mächtige Landkompagnie um ihr Eigenthum betrogen und vertrieben. Sechszig Meilen unterhalb des Kenhawa ergießt ſich der Sandy River in den Ohio, er macht die Grenze zwiſchen Virginien und Kentuki; ſeine Ufer ſind mit dem großen

Rohr (arundo gigantea) bedeckt, das bis 30 Fuß hoch und von der Dicke eines Arms wächſt. Es iſt ein ſchönes Immergrün; ganze Heerden Kühe nähren ſich damit im Winter. Es wächſt ſo dicht zuſammen, daß man nur mit vieler Mühe ſich durchdringen kann. Uebrigens iſt es auch gefährlich ſich hineinzuwagen, indem man ſogleich verirrt iſt, und ſich nicht wieder herausfinden kann. Eine Menge Rehe, Bären und welſche Hühner halten ſich in dieſen Rohrbüſchen auf. Von den letztern ſchoſſen wir täglich einige, die ſo fett waren, daß ſie beim Herunterfallen auseinander platzten. Nicht weit von der Mündung Sandy-Rivers iſt eine merkwürdige Oeffnung in der Erde, woraus eine Menge brennbarer Luft ſtrömt, und zwar mit ſolcher Stärke, daß der Sand um die Höhlung dadurch in eine kochende Bewegung geſetzt wird. Wenn man mit einem Lichte ſich dem Luftzuge bis auf einige Fuß nähert, ſo entzündet ſich daſſelbe und brennt mit einer 6 Fuß hohen und 2 Fuß im Durchmeſſer ausmachenden Flamme, welche nach einer halben Stunde wieder erlöſcht; doch hat man ſie ſchon drei Tage lang brennen ſehen. Einſt ſtieg eine ungeheure Feuerſäule aus dem Flußbette

auf, welche mehrere Stunden lang aus dem Waſſer brannte und es zum Kochen brachte. Noch iſt daſelbſt eine merkwürdige Bleigrube, deren Erde ſo reichhaltig iſt, daß 100 Pfd. davon 80 Pfund reines Blei geben.

Am 19. September kamen wir Alexandria vorbei, ein ſchönes aufblühendes Städtchen an der Mündung des Scioto-Fluſſes, auf deſſen Ufern ſich ebenfalls merkwürdige Ueberreſte alter indianiſcher Feſtungen vorfinden, wovon einige über 100 Morgen Flächenraum enthalten. Am 22. erreichten wir Cincinati, der ſchönſte und blühendſte Ort in den weſtlichen Staaten. Dieſe Stadt iſt von der Größe Pittsburgs, wovon ſie 526 Meilen zu Waſſer entfernt iſt. Sie treibt einen bedeutenden Handel und hat große Fabriken. Die Gegend umher iſt außerordentlich fruchtbar, welches bei der Induſtrie der Landleute, eine erſtaunliche Wohlfeilheit der Lebensmittel verurſacht. Wir verproviantirten uns daſelbſt von Neuem, und kauften auf dem Markte die Tonne des feinſten Weizenmehls von 200 Pfd. zu zwei Dollars; eine Tonne Maismehl zu 6 Schillingen, gemäſtete Truthähne zu einem Schilling; Schweinefleiſch zu 1½ Cents, ungefähr ſieben

Pfennig das Pfund, und ſo alles in gleichem Verhältniſſe. Obſt iſt im größten Ueberfluſſe vorhanden, beſonders gedeihen hier Aepfel, Birnen und Pfirſiche, wovon viel Cider und Branntwein gemacht und zum Verkauf nach Louiſiana ausgeführt wird. Der hieſige Pfirſichbranntwein iſt eins der ſchmackhafteſten Getränke, welches die Amerikaner noch dem alten Cognac vorziehn. Man erſtaunt über die ſchnelle Bevölkerung dieſes (Ohio) Staates. J. J. 1790 kamen die erſten Koloniſten, und gegenwärtig zählt man daſelbſt über 800,000 Einwohner. Man ſieht beim erſten Blick, daß Ohio kein Sklavenſtaat, ſondern von Neu-Engländern und Deutſchen bevölkert iſt: Wohlſtand, Induſtrie, einfache Sitten und Religioſität ſind überall ſichtbar. Die Landleute kleiden ſich in ſelbſtverfertigte Wollen- und Baumwollenzeuge, und machen ſich ſogar ihre Schuhe und manche Haushaltungs- und Ackergeräthe ſelbſt.

Hundert Meilen unterhalb Cincinati an der Mündung des Kentuki-Fluſſes liegt Bevair, eine Schweizer-Kolonie, welche hier einen Weinberg von 24 Morgen Größe anlegte. Aber die Trauben verfaulen größtentheils, ehe

ſie zur Reife gelangen, welches allenthalben in den vereinigten Staaten der Fall iſt, wo man bisjetzt den Weinbau verſucht hat. Dieſes Faulen nimmt mit Juli ſeinen Anfang, wenn die große Hitze und die vielen Regengüſſe, eine ſchwüle, feuchte und verdorbene Luft, die auch auf den menſchlichen Körper ſehr unangenehm und erſchlaffend wirkt, eine ſchnelle Fäulniß aller Vegetabilien verurſachen. Von den wenigen Trauben, welche zur Reife gelangen, erhält man nur einen ſehr mittelmäßigen Wein. Die meiſten Familien haben deshalb den Ort verlaſſen und ſich am Wabaſch in Illinois angeſiedelt, wo ſie, ſtatt Wein, Weizen, und zwar mit beſſerem Erfolge anbauen. Der Kentuki-Fluß, wovon der Staat ſeinen Namen trägt, fließt durch eine üppige reiche Gegend; ſeine Ufer ſind mit Städten und Dörfern bedeckt. Kentuki iſt ein indianiſches Wort und bedeutet die blutige Erde; es iſt wahrſcheinlich, daß es dieſen Namen durch die vielen blutigen Fehden erhalten hat, welche die öſtlichen und weſtlichen Indianer um ſeinen Beſitz gefochten haben, der ihnen wegen ſeines zahlreichen Wildpretts ſehr wichtig war.

Nirgends behaupteten die Eingebornen ſich ſo hartnäckig gegen die Uebermacht der Weißen, als in Kentuky. Sie lieferten den erſten Koloniſten manches blutige Treffen und belagerten ſie oft in ihren aus Baumſtämmen errichteten Forts. Der größte Theil der Einwohner ſind Virginier, die ihre Sklaven mit hieher gebracht haben; ſie ſtehen in moraliſcher und intellektueller Hinſicht den Bewohnern der öſtlichen Staaten weit nach. Ueberhaupt wohnt in Kentuki viel ſchlechtes Geſindel, und die yankee pedlars (hauſirende Neu-Engländer), gegen welche unſere Schacherjuden in der Kunſt zu betrügen nur armſelige Stümper ſind, finden daſelbſt ihre Meiſter. Die Regierung in dieſem Staate ging darin mit einem guten Beiſpiel vor, daß ſie für 6 Millionen Dollars Papiergeld ausgab, ohne auch nur einen Dollar-Fond zu beſitzen. Auf den Noten hieß es: Public faith pledged. Durch einen Akt der Aſſembly waren die Einwohner verbunden es in Zahlung anzunehmen; ausdrücklich der Conſtitution der vereinigten Staaten zuwider. Der Name Kentukian iſt in manchen Staaten ein Schimpf, womit die roheſten Trunkenbolde belegt wer-

den. Uebrigens iſt der Kentuki-Staat einer der fruchtbarſten der Union; ſein Klima iſt angenehm und geſund, auch iſt er berühmt wegen der vielen Salpeter- und Schwefelhöhlen, welche eine ungeheure Quantität dieſer Minerale jährlich erzeugen. Auch findet man viele Salzquellen, in deren unmittelbaren Nachbarſchaft ungeheure Knochen des Mamuth ausgegraben worden ſind. Die Menge dieſer Knochen laſſen vermuthen, daß das Mamuth-Thier hieher kam, um Salzwaſſer zu ſuchen, und durch ſein enormes Gewicht in den dieſe Quellen umgebenden Sümpfen verſank und umkam. Von einem Farmer zu Vevair wurden uns folgende von ihm ſelbſt ausgegrabene Ueberreſte dieſes jetzt aus der Welt verſchwundenen Ungeheuers gezeigt: Zwei untere Kinnladen, deren jede 48 Pfund wog; eine große Menge Zähne, wovon ein jeder 12—20 Pfd. wog; ein Hauer von 150 Pfund, von 10 Fuß Länge und 23 Zoll im Umfang, nebſt einem kleineren von 100 Pfund, der 21 Zoll im Umfang hatte; eine Klaue, deren Zehen 4 Fuß lang waren.

Wir nahmen zwei gutgekleidete Kentukians zu Vevair in unſeren Nachen auf, welche

mit uns nach Louisville fahren wollten. Wir erreichten dieſe blühende Handelsſtadt am 25.; ſie iſt 700 Meilen zu Waſſer von Pittsburg entfernt.

Louisville iſt in einem ſo pompöſen Styl gebaut, daß man beim Eintritt eher eine Reſidenz, als eine kleine Landſtadt vermuthen ſollte. Ohngeachtet der ungeſunden Luft und der beſtändig herrſchenden Wechſel- und Gallenfieber, die durch die umliegenden Sümpfe verurſacht werden, vergrößert ſich dieſer Ort ſehr ſchnell. Wir hatten beſchloſſen hier einige Tage zu verweilen, weshalb wir unſere Wohnung in einem Gaſthof nahmen.

Am folgenden Morgen wurden einige 80 Negerſklaven den Meiſtbietenden verkauft. Eine Negerfamilie, die aus Vater, Mutter und vier Kindern, unter denen ein ſchon erwachſenes Mädchen war, beſtand, wurde zu 1600 Kentuki-Dollars ausgeboten, (die nur 800 in Silber werth ſind). Da ſich, ohngeachtet dieſes niedrigen Ausgebots, kein Käufer fand, erklärte ich dieſe Summe geben zu wollen, und zu meiner Verwunderung wurde ſie mir zugeſchlagen. Nach dem Kauf wünſchte man

mir Glück zu meinen Negern und empfahl mir zu gleicher Zeit ſie wohl zu hüten, indem ſie ſchon oft davon gelaufen wären, weshalb Niemand habe bieten wollen. Wirklich trugen mein Quambo und ſeine Frau alle Merkmale ſchrecklicher Züchtigungen an ihrem benarbten Körper. Sobald ſie mein waren, fingen ſie über die Mißhandlungen, welche ſie von ihren vorigen Herren erlitten hatten, bitterlich zu klagen an. Sie gelobten mit thränenden Augen, mir treu zu dienen, mich als Vater zu lieben und niemals davonzulaufen. Sie haben in der Folge Wort gehalten und eine ſo treue Anhänglichkeit und Liebe zu mir bezeigt, daß ich niemals Urſache gehabt habe meinen Kauf zu bereuen. Doch hat die milde freundliche Behandlung, welche ich ihnen angedeihen ließ, gewiß einen großen Einfluß auf ihr nachheriges gutes Betragen gehabt, und ſie zu guten Menſchen gemacht.

Wir verließen Louisville am 2. October. Wegen des Zuwachſes unſers Perſonals hatten wir ein kleines Kanot kaufen müſſen, das zur Seite unſers Fahrzeuges befeſtigt wurde und ſowohl zum Aufenthalt unſerer Neger als zur Küche dienen mußte. Unmittelbar unter-

halb Louisville ſchießt der Ohio mit großer Schnelligkeit brauſend eine Felſenbank hinunter, die 2 engliſche Meilen lang iſt und 26 Fuß Fall hat. Ein Steuermann aus Louisville brachte uns unverſehrt hinunter, wobei wir jedoch nicht ohne Angſt waren, gegen die an vielen Stellen aus dem Waſſer ragenden Felſen geſchleudert zu werden. Wir landeten des Abends in der Mündung des bedeutenden Blue Rivers. Nahe bei unſerem Landungsplatze waren mehrere Salzquellen. Es ſcheint faſt, als ob die Thiere das Salzwaſſer lieben; denn dieſe Quellen waren ein Verſammlungsort der Rehe, Bären und anderer kleinerer Thiere und Vögel. Am meiſten ſetzten uns ganze Wolkenzüge wilder Tauben in Verwunderung, welche ſich in ſo ungeheurer Anzahl auf den Bäumen dicht an den Salzquellen niederließen, daß ſie die dickſten Zweige von den Bäumen abbrachen, unter welchen ſie in Menge todt blieben. Wir erlegten dieſen Abend einen Bären und am folgenden Morgen drei Rehe, mehrere welſche Hühner und eine große Anzahl wilder Tauben, ſo daß wir auf lange Zeit mit Wildprett verſorgt waren. Die Ufer des Ohio

fangen hier an niedrig zu werden, die Bevölkerung läßt nach. Sie bieten nicht mehr die mannigfaltigen und belebten Scenen wie die Ufer des oberen Ohio dar. Das Auge wird durch das ewige Einerlei ermüdet, weil man täglich nichts als eine große ſpiegelglatte Waſſerfläche mit einer Menge buſchigter Inſeln und mit niedrigen wälderreichen Ufern ſieht. Im Frühjahr ſind dieſe Ufer größtentheils überſchwemmt; das in den Vertiefungen zurückbleibende Waſſer bildet Sümpfe, aus denen Miasmen aufſteigen, welche die Gegend ſehr ungeſund machen. Man möchte ſagen, der Menſch gewöhne ſich ſelbſt an Krankheiten; denn wenn man dieſe Uferbewohner, die mehr den Todten als Lebendigen ähnlich ſehen, fragte, ob ſie nicht eine ſo ungeſunde Gegend zu verlaſſen wünſchten, ſo antworteten ſie ſtets: Pardon sir! our country is very healthy, we have on'ly à little the a'gue but that is nothing, we are used to it. (Um Verzeihung, Herr! unſer Land iſt ſehr geſund, wir haben blos ein wenig das kalte Fieber, aber daran ſind wir gewöhnt).

Sechszehntes Kapitel.

Fahrt auf dem Miſſiſippi und Bayou Plaquemine. Ankunft zu Atakapas.

Am 15. October erreichten wir die Mündung des Ohio und kamen nun in dem großen Miſſiſippi an. Der Zuſammenfluß dieſer mächtigen Ströme gewährt einen impoſanten Anblick. Auf dem Punkt, wo ſie zuſammentreffen, kräuſelt ſich das Waſſer und geräth in eine ſeltſame Bewegung, als ob es ſich der Vereinigung widerſetzen wolle. Man muß bedauern, daß dieſe Gegend den jährlichen Ueberſchwemmungen ausgeſetzt, daher noch völlig unbewohnt iſt, und vielleicht noch lange bleiben wird.

Der erſte Anblick des Miſſiſippi rechtfertigte nicht die Ideen von Größe, welche wir uns von dieſem berühmten Strom gemacht hatten. Man iſt gewohnt, die Größe eines Fluſſes nach ſeiner Breite zu beurtheilen, und in dieſer Hinſicht ſteht der Miſſiſippi dem Ohio unterhalb Louisville nach. Aber in Hinſicht der Tiefe, Schnelligkeit des Laufs, und der

Waſſermaſſe, welche er dem Ozean zuführt, übertrifft ihn vielleicht kein anderer Strom der Welt.

Der Miſſiſippi ſchien im Steigen begriffen zu ſeyn; ungeheure Holzmaſſen, welche bedeutende Inſeln bildeten, trieben mit großer Schnelligkeit den Strom hinunter. Große Bäume mit Wurzeln und Zweigen, die ſo eben erſt losgeriſſen zu ſeyn ſchienen, hinderten uns nicht wenig den verderbendrohenden Planters auszuweichen. Dieſe Planters ſind Bäume, die ſich mit den Wurzeln im Bette des Miſſiſippi feſtgeſetzt haben, und mit den Zweigen aus dem Waſſer ragen. Gewöhnlich wird das Fahrzeug zertrümmert, welches das Unglück hat auf ſie zu ſtoßen. Aber ſchon in der Ferne wird man vor ihnen durch ein ſtarkes Brauſen des Waſſers gewarnt. An dieſen Planters erkennt man erſt recht die reißende Schnelligkeit dieſes Stroms. Wie ein Pfeil ſchießt man bei ihnen vorüber, das Waſſer fliegt mehrere Fuß hoch auf, indem es gegen ſie trifft. Einige dieſer Bäume ſind in beſtändiger gewaltſamer Bewegung, indem ſie ſich mit großer Geſchwindigkeit und Kraft untertauchen und wieder emporkommen. Man

nennt ſie Sawyers (Säger), weil ihre Bewegungen denen einer auf und niedergehenden Brettſäge ähnlich ſind. Der Neuangekommene ſtaunt über die Maſſe Holz, welche dieſer Strom mit ſich führt, und man muß es ſehen, um ſich eine Idee davon machen zu können. Zuerſt erſchraken wir, wenn wir mit furchtbarem Krachen ganze Strecken des Waldes ſich in den Strom ſtürzen ſahen. Einmal, da wir uns zufällig in der Nähe eines ſolchen Einſturzes befanden, fehlte wenig, daß nicht unſer Fahrzeug von den hieraus entſtandenen Wellen verſchlungen wäre. Durch dieſe Unbeſtändigkeit der Ufer, verbunden mit den jährlichen Ueberſchwemmungen, iſt die Gegend von der Mündung des Ohio bis Natſches, eine Strecke von 700 Meilen, eine noch faſt menſchenleere Wildniß. Dieſe Ueberſchwemmungen, welche im Mai und Junius Statt finden, machen das Miſſiſippi-Thal faſt unbewohnbar. In dieſer Zeit findet man in einer Breite von 20 Meilen kein trockenes Land, ausgenommen an einigen Stellen, wo das Hochland ſich bis unmittelbar an den Fluß erſtreckt. Hin und wieder ſieht man auf den höchſten Ufern eine Hütte, wo ſich ein Holzhauer angebaut hat,

um die Dampfboote mit Holz zu verſorgen. Vierzig Meilen unterhalb der Ohio=Mündung liegt Neu=Madrid, ein höchſt armſeliger Flekken, welcher wegen ſeiner ungeſunden Lage faſt ganz verlaſſen iſt. J. J. 1812 wurde er durch ein Erdbeben großentheils zerſtört. Die Wälder tragen hier allenthalben noch Spuren dieſer Naturſcene, indem Bäume nach allen Richtungen hin verwirrt durcheinander hängen. Die Einwohner Neu=Madrids gedachten noch mit Schrecken der furchtbaren Wirkungen dieſes Erdbebens. Ganze Inſeln des Miſſiſippi verſanken. Das Waſſer war in der größten Bewegung, das im Flußbette liegende Holz kam herauf und zertrümmerte faſt alle Schiffe. Sogar die wilden Thiere und Vögel waren erſchrocken und ſchienen bei den Menſchen Schutz zu ſuchen; letztere ſetzten ſich ihnen auf die Schultern und Köpfe. Wir landeten 20 Meilen unterhalb Neu=Madrid auf einer mit Holz dicht bewachſenen Inſel. Wir machten ein großes Feuer an, und kampirten die Nacht unter freiem Himmel. Wir hatten heiteres liebliches Wetter, welches uns die langwierige Fahrt durch dieſen unermeßlichen ſumpfigen Wald noch erträglich machte. Einen unange=

nehmen Eindruck machte die Menge von friſchen Gräbern auf uns, welche allenthalben bei den Ufern ſichtbar waren.

Die Dampfboote bringen im Sommer immer viele Fieberkranke von Neu-Orleans mit, die meiſt alle hier ihr Grab finden. Die Leichen werden dicht am Strome ohne Sarg eingeſcharrt, und ein Pfahl mit einem Brett, worauf der Name und Wohnort des Verſtorbenen geſchrieben iſt, auf das Grab geſteckt.

Bei günſtigem Wetter ſetzten wir unſere einſame Fahrt fort. Des Nachts kampirten wir unter freiem Himmel, zuweilen fanden wir auch eine verlaſſene Hütte, deren Inneres aber ſo abſchreckend ausſah, daß wir den Aufenthalt im Freien vorzogen. Am 24. paſſirten wir Warrington, ein kleines Dörfchen, das ſehr durch Ueberſchwemmungen leidet. Wir übernachteten wieder auf einer ſehr ſchönen Inſel von drei bis 4 Stunden im Umfange. Unſer Reiſegefährte Bradley ſchlug vor, dieſe Inſel in Beſitz zu nehmen und uns hier anzubauen. Ich wäre es zufrieden geweſen, allein die Frauen wollten nichts davon hören. Dieſe Inſeln, deren es in Miſſiſippi eine ungeheure Menge gibt, beſitzen einen ſehr frucht-

baren leichten Boden, der mit wenig Mühe kultivirt werden kann; auch ſind ſie den Ueberſchwemmungen weniger ausgeſetzt, als die Ufer des feſten Landes. Die Luft ſoll auch geſunder auf ihnen ſeyn. Man kann ſich dieſe Inſeln, und auch das Land an den Ufern des Miſſiſippi, ohne weiteres aneignen, indem der Kongreß erklärt hat, daß ſie wegen der Ueberſchwemmungen nicht die Koſten der Vermeſſung werth ſeyen; mithin ſtehen ſie dem erſten beſten, der ſich hier niederlaſſen will, zu Dienſten.

Am 11. Tage unſerer Fahrt auf dem Miſſiſippi erreichten wir Natſches, wo die Gegend eine ganz andere Geſtalt bekömmt.

Natſches hat eine reizende und zwar eine am Miſſiſippi ganz ungewöhnliche Lage. Es liegt auf einem Hügel, der ſich ſenkrecht 300 Fuß über die Waſſerfläche erhebt. Man hat von hier eine unbegränzte Ausſicht auf den Fluß, welchen man eine große Strecke hinauf und hinunter mit ſeinen Inſeln, Krümmungen, Wäldern und Plantagen überſieht.

Die Stadt hat 400 meiſtens elegante von Ziegeln gebaute Häuſer, breite gerade Straßen und mehrere ſchöne öffentliche Gebäude. Sie

beſitzt großen Reichthum und treibt bedeutenden Handel. Faſt jedes Jahr wird ein Theil der Einwohner ein Opfer des gelben Fiebers, welches hier oft furchtbarer wüthet als in Neu-Orleans. Hiedurch wird die Behauptung widerlegt, daß das gelbe Fieber blos längs der Seeküſte herrſche, da doch Natſches 400 Meilen vom Meere entfernt iſt. Es iſt merkwürdig, daß die kleine Unterſtadt am Fuße des Hügels weit geſunder iſt als die Oberſtadt und oft vom Fieber verſchont bleibt. Das Steigen und Fallen des Miſſiſippi beträgt zu Natſches 50 Fuß ſenkrecht; tiefer hinunter iſt es aber nicht mehr ſo bedeutend, weil das Waſſer durch eine Menge Kanäle zu beiden Seiten des Stroms einen Abfluß hat. Einige dieſer Kanäle ſind ſchiffbar und ergießen ſich direkt ins Meer. Hundert Meilen unter Natſches zu Pointe coupée fangen die levées (Dämme) an, wodurch der Strom in ſeine Ufer eingezwängt iſt. Von hier bis Neu-Orleans, eine Strecke von 200 Meilen, bietet die Gegend einen wahrhaft paradieſiſchen Anblick dar, welcher den Reiſenden um deſto mehr überraſcht, wenn er 700 Meilen mit wenig Abwechſelung durch einen ſumpfigen

Wald zurückgelegt hat. Die beiden Ufer haben das Anſehen eines ununterbrochenen eleganten Dorfs.

Plantage iſt neben Plantage. Die ſtattlichen Häuſer der Pflanzer, umgeben mit üppig prangenden Blumenſtauden und duftenden Orangenbäumen; die ſchönen Zuckerpflanzungen, die blumigten Baumwollen-, Indigo- und Reisfelder; die ungeheure ſpiegelglatte Waſſerfläche mit den vielen ſchönen Dampfſchiffen und Barken, der heitere milde Himmel, und der ſüße Duft, den man hier einathmet, machen einen unbeſchreiblichen Eindruck und entzücken den Neuankommenden.

Betrachtet man dagegen dieſen ungeheuren Strom, welcher Tauſende von Flüſſen aufnimmt, wie er, in einem Bette von einer Meile in der Breite, eine erſtaunliche Menge Holz und große Bäume mit Wurzeln und Aeſten hinwegführt, wie er reißend über einen Boden ſtrömt, deſſen Fläche bedeutend unter der Fläche ſeiner Gewäſſer liegt und der ihn an beiden Seiten nichts entgegenſetzt als einen ſchwachen Wall von lockerer Erde, der kaum 6 Fuß hoch iſt und nur eine unbedeutende Dicke hat; ſo kann der Fremde, der

zuerſt in dieſem Lande ankömmt, vor Erſtaunen über die Sorgloſigkeit und Gelaſſenheit der an dieſen Ufern wohnenden Pflanzer ſich nicht laſſen. Allein die Durchbrüche dieſer Dämme, welche nichts ſeltenes ſind, verurſachen keine ſolche Verwüſtungen als man wohl vermuthen ſollte, indem das Land vom Ufer abwärts abſchüſſig iſt, daher die Waſſermaſſe ſich ſogleich verbreitet und in den Sümpfen verliert.

Sollte indeſſen unglücklicherweiſe während der größten Höhe des Waſſers, wo der Strom am Rande der Erdwälle hinſtreicht, (über welche nicht ſelten die Wellen ſchlagen) ein Orkan entſtehen, welcher die Gewäſſer anſchwellen, das herumtreibende Holz mit Gewalt auf die Ufer ſchleudern, und mithin die Erdwälle zertrümmern würde; ſo müßte das Land mit einer entſetzlichen Flut bedeckt werden, welche nichts als Verwüſtung und Ruin nach ſich ziehen würde. Zum Glück iſt ein ſolches Ereigniß unwahrſcheinlich, indem die Orkane nicht vor Auguſt beginnen, und zu dieſer Zeit das Waſſer ſchon beträchtlich gefallen iſt.

Die Plantagen am Miſſiſippi enthalten 160—640 Morgen Land. Sie ſind ſehr lang und ſchmal, damit eine jede eine Fronte am Ufer des Stroms bilde. Das Land iſt unmittelbar am Miſſiſippi am höchſten, es iſt abſchüſſig nach den Sümpfen hin, welche eine Viertelſtunde von den Ufern des Stroms beginnen. Die Häuſer ſind alle dicht an den Strom gebaut, nicht ſowohl wegen der Schifffahrt, als auch um das Waſſer zu benutzen, weil die Einwohner kein anderes Trinkwaſſer haben. Man hat zu dem Ende Tropfſteine, durch welche es filtrirt und vom Schlamme gereinigt wird. Ohne dieſe Zurichtung iſt es widerlich zu trinken. Es iſt bisweilen ſo trübe, daß, wenn man des Abends ein Glas damit anfüllt, am anderen Morgen ein Achtel ſeines Inhalts aus dem zu Boden geſunkenen Schlamme und Erde beſteht. Die Kreolen überhäufen das Waſſer des Miſſiſippi mit den größten Lobſprüchen und legen ihm die heilſamſten Eigenſchaften bei; unter andern ſoll es eine fruchtbar machende Wirkung auf das ſchöne Geſchlecht ausüben: die mit Kleinen bedeckten Ufer des Stroms ſprechen allerdings für dieſe Behauptung. Es hat aber wirklich den ſeltnen

Vorzug, daß es auf der See nicht verdirbt, wovon ich ſelbſt die Erfahrung gemacht habe, indem während meiner letzten langwierigen Seereiſe von 84 Tagen, in einer heißen Jahrszeit, unſer aus dem Miſſiſippi geſchöpftes Waſſer ſo friſch blieb, als ob ſo eben erſt die Fäſſer damit gefüllt wären. Dreißig Meilen unterhalb Pointe coupée liegt Baton rouge, eine anſehnliche, wohlgebaute Stadt, welche eine ſehr ſchöne Lage auf dem ſich ſanft bis zu einer Höhe von 60 Fuß über den Waſſerſpiegel erhebenden Ufer hat. Zwiſchen Baton rouge und Plaquemine, auf einer Entfernung von 24 engl. Meilen, begegneten wir 18 Dampfſchiffen, wovon einige über 500 Tonnen groß waren. Die Dampfſchiffe gehen mit großer Schnelligkeit den Miſſiſippi hinauf. Sie benutzen dazu den Gegenſtrom (Contre-courant), welcher ſich allenthalben an dem konvexen Ufer findet. Ohne dieſen Gegenſtrom würde es faſt unmöglich ſeyn, gegen die Gewalt des Stroms hinaufzufahren. Die Zahl der Dampfſchiffe, die regelmäßig die Reiſe nach Orleans machen, beläuft ſich auf 120.

Am 28. erreichten wir den Bayon Plaquemine, den reißendſten Ausfluß des Miſſi-

ſippi. Er trägt ſeinen Namen von einer Art Dattelpflaumen, die in großer Menge an ſeinen Ufern wachſen.

Der Zug des Waſſers an ſeiner Mündung iſt ſo ſtark, daß oft Schiffe aus dem Miſſiſippi hineingezogen und nicht ſelten zertrümmert werden. Sobald wir hineingeſteuert waren, riß uns das Waſſer mit einer entſetzlichen Wuth fort, welches in dieſem ſchmalen, ſich ſchlängelnden Fluſſe höchſt gefährlich ſchien; wir wurden zuweilen mit großer Gewalt gegen die Ufer geſchleudert. Wenn unſer Fahrzeug nicht ſtark genug geweſen wäre, ſo würde es ſicher dieſe Stöße nicht haben aushalten können. Nach einer Fahrt von ungefähr 6 Meilen auf dieſem Bayon, eben als wir um eine ſcharfe Ecke bogen, ſahen wir den Weg durch einen ungeheuren Cypreſſenbaum verſperrt, welcher ſich quer durch den Fluß mit beiden Enden in den Ufern feſtgeſetzt hatte. Unſer Untergang ſchien unvermeidlich, indem wir nur noch kaum 30 Schritte davon entfernt waren und mit Pfeilesſchnelle darauf lostrieben. Aber durch die Biegung des Stroms hatte ſich ein Gegenſtrom gebildet, und es gelang uns mit der größten Anſtrengung un-

ſern Nachen hineinzubringen, welcher mit einer ſolchen Gewalt aus dem Strom gegen das Ufer geſchleudert wurde, daß er krachte und einen ſtarken Leck bekam. Nach einer kurzen Berathſchlagung entſchloſſen wir uns einen Kanal um den Baum herum zu graben, der breit und tief genug wäre, unſern Nachen durchzulaſſen. Wir machten dazu hölzerne Spaten und ſetzten unſere Neger ans Werk, welche in drei Stunden damit fertig waren. Der lockere Boden und das reißende Waſſer erleichterten ihnen die Arbeit. Wir hatten noch 6 Meilen bis zu dem einſam gelegenen Wirthshauſe eines Deutſchen, Namens Meyer. Die Gewalt des Waſſers war ſo ſtark, daß wir dieſe ſechs Meilen in drei Viertelſtunden zurücklegten. Gegen unſer Erwarten fanden wir in dieſer traurigen Einöde ein bequemes und anſtändiges Wirthshaus und in dem Wirthe, einem Straßburger von Geburt, einen ſehr gefälligen und gebildeten Mann.

In dieſem Hauſe, wo wir übernachteten, hätte man ſich wieder nach Deutſchland verſetzt glauben können. Alle Meubel waren dort gemacht, die Zimmer mit Kupferſtichen, deutſche Landſchaften vorſtellend, verziert; wir fan-

den deutſche Zeitungen und Bücher in Menge. Hr. Meyer lebte mit einer jungen reizenden Kreolin, die ihren Mann verlaſſen hatte; ſeine erſte Frau, eine Deutſche, war todt. Er erkärte uns, daß es durchaus unmöglich ſey, den Weg nach den Attakapas ohne Wegweiſer zu finden, weil wir durch ein wahres Labyrinth von Kanälen, Seen und Flüſſen müßten, wo ſich manchesmal diejenigen verirrten, die den Weg ſchon oft gemacht hätten; ferner, daß bis zu den Attakapas, eine Entfernung von 60 Meilen, keine menſchliche Seele wohne, und kein Fleckchen trockenes Land, der Ueberſchwemmung wegen, zu finden ſey. Er rieth uns, einige Wilde aus dem nahen indianiſchen Dorfe mitzunehmen, welche den Weg gut kannten. Da aber unſere Frauenzimmer ungern mit dieſen halbnackten Barbaren reiſen wollten, ſo gab uns Hr. Meyer zwei Neger mit, welches uns gut zu Statten kam, weil wir meiſt immer den Strom gegen uns hatten.

Wir fanden wirklich dieſe Wildniß als ein wahres Labyrinth von Bayons, Seen und Kanälen, welche Tauſende von Cypreſſeninſeln bildeten, die aber alle überſchwemmt, und nur

an den aus dem Waſſer ragenden Bäumen zu erkennen waren. Zuerſt gingen wir den Grande Rivière hinauf, einen anſehnlichen Fluß, der aber nur eine ganz unmerkliche Strömung hat. Nichts kann einſamer ſeyn als dieſe Gegend, wo man zwiſchen den überſchwemmten Wäldern fährt, von deren Bäumen das ſchwarzgraue ſpaniſche Moos (Tillandſia) wie ein Trauerflor herabhängt, Zweige und Blätter verbirgt und das düſtere Anſehen der Gegend noch vermehrt. Die einzigen Geſchöpfe, die ſich ſehen ließen, waren die ſcheußlichen Krokodille, welche zu Hunderten die Oberfläche des Waſſers bedeckten. Bei Anbruch der Nacht banden wir unſer Fahrzeug an einen Baum, und da kein Land zu finden war, mußten wir die Nacht auf dem Waſſer bleiben. Die Muskitos, welche ſich den Tag über leidlich verhalten hatten, fingen nun an uns ſchrecklich zu plagen. Wir machten ein Feuer im Innern unſeres Schiffs an, um dieſe Quälgeiſter durch Rauch zu vertreiben. Sobald es finſter war, wurde unſere Aufmerkſamkeit durch einen unbeſchreiblich ſeltſamen Lärm geſpannt; bald hätte man es mit einigen Dutzend ſich herumbeißenden Hunden, bald

wieder mit eben ſo vielen miauenden Katzen vergleichen mögen. Die Neger ſagten uns, daß eine Art großer Eulen ſich des Nachts hier herumbiſſe und dieſen Lärm verurſache. In der Nacht kamen die Krokodille und holten die Ueberreſte unſerer Mahlzeit, welche draußen liegen geblieben waren, von dem Bord unſeres Nachens. Wir hatten die Zugänge zu dem Inneren verſperrt und kehrten uns wenig an dieſen Beſuch. Bei Tagesanbruch ſetzten wir unſere Waſſerreiſe fort, und kamen nach einigen Stunden in einen großen See mit vielen Inſeln. Der Anblick dieſer prächtigen Waſſerfläche war für uns, da wir Tagelang in den dichten überſchwemmten Wäldern wie vergraben geweſen waren, dem Anbruch eines hellen Tages nach nächtlichem Dunkel gleich. Jede Abgeſchiedenheit von fernen Gegenſtänden bringt ein drückendes Gefühl der Beſchränkung hervor. Tagelang zwiſchen 100 Fuß hohen Bäumen zu fahren, ohne einen Blick auf die umliegende Gegend, iſt in einem hohen Grade beängſtigend, welches diejenigen, die nicht ſelbſt dieſe Erfahrung gemacht haben, ſich ſchwerlich vorzuſtellen vermögen.

Gegen Abend kamen wir in den Bayou Illowaſch, welcher ſo ſtark ſtrömte, daß unſere Ruderer alle ihre Kräfte aufbieten mußten, um den Nachen den Strom hinauf zu bringen. Am folgenden Tage paſſirten wir eine Menge kleiner Seen, die mit den mannigfaltigſten Gattungen von Waſſervögeln bedeckt waren. Am vierten Tage unſerer einſamen Fahrt, welche zuletzt durch enge Kanäle zwiſchen dichten überſchwemmten Cypreſſenwäldern ging, landeten wir, zu Aller Freude, in der großen Prairie (Wieſe) der Attakapas, an einem Orte, Portage Guidrie genannt. Der ſich uns nun darbietende Anblick war im höchſten Grade überraſchend. Auf einmal befanden wir uns in einer unabſehbaren Ebene, wo unzählige Heerden der ſchönſten Kühe und Pferde bis über die Kniee im duftenden blumigten Graſe weideten. In regelmäßiger Entfernung lagen die ſchönen Plantagen, wie Inſeln im Meere, zerſtreut; die blühenden, mit Zuckerrohr und Baumwolle angebauten Felder, die niedlichen Häuſer, halb verſteckt durch die, ſie umgebenden prächtigen Katalpa- und Lilla-Bäume, die Gruppen von Magnolia, Lorbeer, Pacean, und zahlreichen anderen Arten im-

mergrüner Bäume, geben der Gegend etwas ſo Reizendes, daß unſere kleinen Amerikaner, welche nie eine offene flache Gegend geſehn hatten, ganz in Entzücken ausriefen: Here is the Paradise, o let us settle in this elegant country. (Hier iſt das Paradies; o laß in dieſem herrlichen Lande uns niederlaſſen!)

Die Kleinen ahnten wenig, daß in kurzer Zeit dieſes herrliche Land ein Grab für ſie ſeyn würde. Wir bewunderten vorzüglich das ſchöne Hornvieh, das eine ganz andere Geſtalt als das der nördlichen Staaten hatte, welches ſich von unſerm europäiſchen wenig unterſcheidet. Daſſelbe war den Hirſchen ähnlich: die Kühe hatten lange dünne Beine, einen ſchlanken Körperbau und armdicke, 2½ Fuß lange Hörner. Sie ſind meiſt von ſchwarzer und gelber Farbe, ſehr kurzhaarig, glatt und rund. Sie weiden mit ihren ſaugenden Kälbern, welche man in dem hohen Graſe kaum bemerken kann, in Heerden von 3—4000 zuſammen. Man kann ſich ihnen bis auf höchſtens 300 Schritte nähern, aber alsdann fliehen ſie in geſtrecktem Galopp davon. Die Pferde, welche in eben ſo großen Heerden weiden, ſind klein, aber gut gebaut und ſehr

auf die Dauer. Man läßt ſie bis zum ſechs-ten Jahre wild umherlaufen, dann werden ſie eingefangen und gezähmt. Die Stuten blei-ben gewöhnlich wild, weil man ſich ihrer nur ſelten zum Reiten oder Fahren bedient. Die Kreolen, beſonders die unverheiratheten, hal-ten es für unſchicklich eine Stute zu reiten.

Man muß die Gewandtheit der Kreolen beim Einfangen dieſer wilden Pferde bewun-dern. Auf einem geübten Renner holen ſie in kurzer Zeit das einzufangende Pferd ein, und werfen ihm einen ſtarken Strick, aus trocke-nem Kuhfell gedreht, um den Hals, den ſie nie verfehlen; dieſer Strick wird im Laufen immer ſtärker zugezogen, bis das Pferd aus Mangel an Athem niederſtürzt. Ochſen, Scha-fe, Schweine und Ziegen habe ich auf dieſe Art fangen ſehen. Schon als Kinder üben ſich die Kreolen, den Strick zu werfen, indem ſie ihre Hühner, Enten und Gänſe auf dieſe Art fangen und nicht ſelten ſo erwürgen. In den großen Hornviehheerden beſtand früher der ganze Reichthum des weſtlichen Louiſianas. Erſt vor 20 Jahren hat man hier angefangen Zucker und Baumwolle zu bauen. Noch gibt es Pflanzer, die ungeheure Heerden beſitzen.

Ein gewiſſer Kreole, Namens Mutton zu Lafayette, beſitzt 15,000 Ochſen und Kühe, und 6000 Pferde; Wycalf, ein Amerikaner zu Opelouſas, 20,000 Kühe und 5000 Pferde.

Siebenzehntes Kapitel.

Gaſtfreiheit und Gefälligkeit der Kreolen. Unſere Niederlaſſung am Pont des Breaux. Bauart der Häuſer u. ſ. w.

Wir trennten uns von unſeren amerikaniſchen Reiſegefährten, die zu ihren nahe wohnenden Bekannten gingen, und kehrten in einem ſehr gut eingerichteten Gaſthofe ein, welcher von einem Gaskonier, Namens Labiche, aus Toulouſe, gehalten wurde.

Unſere Ankunft in dieſen von Fremden wenig beſuchten Niederlaſſungen war kaum bekannt, als wir von allen Seiten Beſuche erhielten. Am zweiten Tage lud einer der reichſten und älteſten Pflanzer, Namens Pierre Brouſſard, uns ein, ſein Haus wie das unſrige zu betrachten, ſo lange bis wir eine Wohnung ausgemittelt hätten, wozu er uns ſeine

Hülfe verſprach. Am folgenden Morgen ſchickte er ein Kabriolet, uns abzuholen, nebſt einem Wagen zum Transport unſerer Effekten.

Das Kabriolet war mit zwei kleinen Pferden beſpannt, der Kutſcher ein kleiner Neger. Sobald wir eingeſtiegen waren, gingen die Pferde im Galopp davon. Erſchrocken fragten wir den Kleinen, ob er die Pferde nicht halten könnte; aber er antwortete lächelnd, daß ſie es nicht anders gewohnt wären. Der Boden iſt ſo eben und die Räder laufen ſo ſanft durch das üppige Gras, daß man kein Umwerfen zu befürchten braucht. Wir hatten eine Stunde bis zur Wohnung von Monſieur Pierre, der Weg ging durch die anmuthige Wieſe.

Wir wurden von der Familie Brouſſard mit vieler Artigkeit empfangen. Die ungezwungene Höflichkeit, das muntere Weſen und die offene Gutmüthigkeit der Kreolen hatte für uns viel Anziehendes, beſonders da wir uns ſeit mehreren Jahren an das verſchloſſene, kalte und abgemeſſene Betragen der Anglo-Amerikaner hatten gewöhnen müſſen.

Monſieur Pierre war ein neunzigjähriger Greis, und noch ſo rüſtig, daß er die wilde-

ſten Pferde ritt. Als ein ſechszigjähriger Wittwer hatte er ſich mit einem ſechszehnjährigen reichen und ſchönen Mädchen wieder verheirathet, und noch 10 Kinder mit ihr gezeugt. Er hatte von beiden Frauen 18 lebende verheirathete Kinder, nebſt 178 Enkeln und Urenkeln: alle in blühenden Vermögensumſtänden. Pierres Schwiegervater, ſein Nachbar, 104 Jahr alt, ging noch täglich aus, um die Feldarbeiten ſeiner Sklaven ſelbſt zu leiten. Ueberhaupt ſcheint hier das Alter nicht die ſonſt gewöhnlichen Schwächen und die Abſtumpfung der Sinne, in dem Grade wie bei uns, mit ſich zu führen. So konnten z. B. Pierre und mehrere ſehr alte Männer, mit denen ich bekannt geworden bin, noch ohne Brille leſen, auch ſchienen ſie noch im völligen Beſitz des Gedächtniſſes zu ſeyn. Dies Klima ſcheint den Alten und Kindern vorzüglich günſtig; junge Leute, in der Blüthe ihres Alters und voller Kraft, waren die gewöhnlichen Opfer der bösartigen Fieber. Eigentlich ſcheint das Klima blos den Neuankommenden in den erſten Jahren ihres Hierſeyns ungünſtig zu ſeyn.

Die Kreolen behaupten, daß die Eingewanderten, wenn ſie erſt akklimatiſirt wären,

und die erſten Fieber, wovon keiner befreit bleibt, überſtanden hätten, länger lebten, als die im Lande Geborenen. Wir bemerkten auch wirklich, daß die älteſten Leute Franzoſen und Ackadier waren. Dieſe Arkadier bewohnten ſonſt die Provinz Neu-Schottland, welche früher den Franzoſen gehörte und von ihnen Arkadien genannt wurde. Als ſie von den Engländern erobert wurde, wollten ſich die Arkadier nicht unterwerfen, daher ſie vertrieben und auf engliſchen Schiffen nach Nantes in Frankreich gebracht wurden. Die franzöſiſche Regierung ſchickte dieſe armen halbnackten Menſchen nach Louiſiana, wo ihnen Ländereien angewieſen und Samenkorn und Ackergeräthſchaften gegeben wurden. Sie bilden noch jetzt den ärmſten unwiſſendſten Theil der Bevölkerung von Louiſiana, und werden bei allen Gelegenheiten von den Abkömmlingen der Franzoſen mit Verachtung behandelt.

Wir wurden am folgenden Tage nach unſerer Ankunft bei Brouſſards zum Ball eingeladen, welcher von einem Pflanzer der Nachbarſchaft, wegen der Vermählung ſeiner Tochter, gegeben wurde. Die Damen fuhren in Kabriolets, die Herren waren zu Pferde. Trotz

der finſtern Nacht gings im Galopp davon. Wir fanden den Ballſaal ſchon gefüllt, und waren nicht wenig erſtaunt, die Kreolinnen ſo glänzend gekleidet zu ſehen, weil ſie gewöhnlich nur Kleider von ſelbſtgemachtem baumwollenen Zeuge tragen. Alle erſchienen in Kleidern von franzöſiſchem Krepp, in roth- und gelbſeidenen Unterkleidern, und geziert mit Guirlanden von künſtlichen Blumen. Zwei Maîtres de Ceremonie empfingen uns und führten uns zu den Sitzen. Sie beſtimmten jedem Tänzer ſeine Dame und ordneten die Quadrillen und Franzaiſen, welches die einzigen Tänze waren, die aufgeführt wurden. Die Kreolinnen tanzen, wie die Franzöſinnen, mit natürlicher Grazie und Leichtigkeit. Nie nehmen ſie ſich ſo ſehr zu ihrem Vortheile aus, wie auf den Bällen. Man bemerkt dann ihre braunliche Haut nicht. Ihre großen ſchwarzen Augen, ihr ſchönes ſchwarzes, mit Roſen durchflochtenes Haar, ihre ausdrucksvollen Züge und ihre natürliche Lebendigkeit machen ſie ſehr reizend, und ſelbſt die Amerikaner finden ſie intereſſanter als ihre blaſſen Landsmänninnen, die zwar an Verſtand und Bildung den Kreolinnen weit überlegen ſind,

ihnen jedoch an natürlicher Anmuth, fröhlicher Laune und Lebhaftigkeit weit nachſtehen.

Die Erfriſchungen, die von Zeit zu Zeit von den Negerinnen gereicht wurden, beſtanden in Wein, Punſch und Kuchen. Die Umgebungen des Saals und die Muſik ſchienen mit der glänzenden Geſellſchaft in gar keinem Verhältniß zu ſtehen. Zwei alte Neger, die mit ihren Geigen das Ohr beleidigten, bildeten das Orcheſter. Statt der Tapeten hatte der Saal rohe Lehmwände; die Erleuchtung beſtand aus einem in der Mitte des Saals hängenden hölzernen Armleuchter mit 6 Talglichtern. Ueberhaupt findet man hier nicht den Luxus der Kreolen am Miſſiſippi. Die Häuſer ſind ſchmutzig und im Allgemeinen ärmlich meublirt; doch ſieht man viele Geräthe, als Gabeln, Löffel, Bowlen u. ſ. w. von feinem Silber. Kurz nach Mitternacht wurde Kaffee getrunken, worauf die Geſellſchaft aufbrach. Wir blieben noch 3 Wochen bei unſerem freundlichen Wirth und zogen dann mit unſerm ganzen Haushalt nach einer leerſtehenden Plantage am Pont de Breaux, (einer Brücke über dem Teſche-Fluß) die Pierre Brouſſard gehörte, und eine ſehr angenehme Lage an der

Landſtraße hatte. Wir fanden ein bequem eingerichtetes, noch neues Haus, welches wir in der Folge mit 160 Morgen Land für den mäßigen Preis von 1000 Piaſtern kauften.

Die Häuſer in Louiſiana, die in den Städten ausgenommen, haben alle einerlei Bauart. Sie ſind nur ein Stockwerk hoch, groß, mit geräumigen Zimmern und einer rund um das Haus laufenden bedeckten Gallerie verſehen. Sie ſtehen auf fünf bis ſechs Fuß hohen Pfeilern, damit die Luft einen freien Durchzug habe; dies iſt beſonders zweckmäßig, weil die Feuchtigkeit, verbunden mit der großen Hitze, dieſe aus Cypreſſenholz erbauten Häuſer ſonſt bald zerſtören würde. Die Wände ſind von Lehm, mit ſpaniſchem Moos vermiſcht. Dies ſpaniſche Moos (Tillandſia) dient zugleich, als Pferdehaar, zu Matrazen und Sophas; es hat die nämliche Elaſtizität und Unverwüſtlichkeit, und auf den erſten Anblick würde man es kaum vom Pferdehaar unterſcheiden können. Ich bin der Meinung, daß es mit Vortheil nach Europa ausgeführt werden könnte, wo es wegen ſeiner Wohlfeilheit bald die Pferdehaare verdrängen würde. Die Gallerien der Häu-

ſer ſind in dieſem brennenden Klima nicht allein der angenehmſte Aufenthalt, ſondern ſie dienen auch dazu die Häuſer kühl zu erhalten, weil die Sonne nicht die Wände erhitzen kann. Hier ißt, trinkt man, und hält ſich die Tageszeit über auf. Das Bedürfniß der Keller kennt man nicht; auch iſt der Boden zu ſumpfig zur Anlegung derſelben.

Achtzehntes Kapitel.

Kultur des Zuckerrohrs, der Baumwollenſtaude und der Indigo-Pflanze.

Der Anbau des Zuckerrohrs in Louiſiana, welcher im Anfange mit vielen Schwierigkeiten verbunden zu ſeyn ſchien und deshalb ſchon einmal wieder aufgegeben war, vermehrt ſich mit jedem Jahre.

Das Zuckerrohr iſt der Maispflanze oder dem türkiſchen Weizen ſehr ähnlich. Es wächſt 8—9 Fuß hoch und iſt von der Dicke eines gewöhnlichen Beſenſtiels. Es hat, wie andere Rohrarten, auf Entfernungen von 4—8

Zoll Kniee, aus welchen, wenn es gepflanzt wird, die jungen Sprößlinge hervorſchießen. Man pflanzt es im Januar und Februar auf folgende Art. Nachdem der Boden gepflügt und geeggt iſt, werden mit dem Pfluge drei Fuß von einander entfernte Furchen gezogen. In dieſe Furchen wird das Rohr, der Länge nach, gelegt und 4 Zoll tief mit Erde bedeckt. Es ſchlägt Wurzel und ſchließt mit Frühlings-anfang aus der Erde empor. Es kränkelt im Mai und Juni wegen der herrſchenden Dürre; dann muß es ſorgfältig gepflegt und das Un-kraut mit dem Pfluge und der Hacke vertilgt werden. Im Juli fängt es an Kräfte genug zu gewinnen und das Unkraut zu erſticken. Binnen drei Monaten wächſt es, begünſtigt von den Regengüſſen und der alsdann allge-waltig herrſchenden Hitze, in die Höhe, wird zuſehends dick, ſtellt im Oktober einen mit In-begriff ſeiner die Blüthe umgebenden Blätter 9 Fuß hohen Stamm dar, und iſt ſchon zu Anfang dieſes Monats gut zu ſchneiden und auszuarbeiten. Sobald das Rohr zeitig iſt, welches man an der Blüthe erkennt, wird es geſchnitten und nach der Mühle gebracht. Dieſe beſteht aus zwei Cylindern von Gußeiſen,

welche durch Pferde in Bewegung geſetzt werden. Zwiſchen dieſe Cylinder wird das Rohr geſteckt nnd ſo ausgepreßt. Der ſüße Saft läuft in einen unter der Mühle angebrachten Behälter und wird von da ſogleich in die Keſſel geleitet, wo er zu Zucker eingekocht wird.

Ein Morgen Land, der, gut eingerichtet, im Februar gepflanzt, und gut gepflegt wird, iſt im Stande neun Monate darauf, mit Novembers Anfang, einen Ertrag von 2000 Pfd. Zucker, und zwei Oxhoft Syrup zu geben. Dieſer Ertrag, zu dem gegenwärtigen, niedrigſten Preiſe angeſchlagen, nämlich 6 Piaſtern für den Zentner, und 12 Piaſtern für den Oxhoft Syrup, macht eine Summe von 144 Piaſtern oder 204 Thalern unſeres Geldes. Jedoch iſt der Ertrag der Schnittlinge oder die Erndte des zweiten Jahrs nicht ſo bedeutend. Ein Pflanzer, deſſen Gut und Wirthſchaft ſich in gutem Stande befinden, und der 100 Morgen Rohr gepflanzt hat, wovon die eine Hälfte in Setzpflanzen, die andere in Schnittlingen vom vorigen Jahre beſteht, kann mit 40 Negern in einem gewöhnlichen Jahre 160,000 Pfund Zucker, und 160 Oxhoft Syrup gewinnen, welches 4000 Pfd.

Zucker und 4 Oxhoft Syrup auf einen Neger macht. Verkauft er nun dieſe Erndte zu dem niedrigſten Preiſe, für 6 Piaſter den Zentner Zucker, und 12 Piaſter den Oxhoft Syrup, ſo hat er eine Einnahme von 11,520 Piaſtern, oder 288 Piaſtern für die Arbeit eines jeden Negers. Seine Ausgaben für Beſoldung eines Aufſehers, Inſtandſetzung der Geräthſchaften, Plantagen-Gebäude, und Anſchaffung des nöthigen Viehs, ꝛc. ꝛc. belaufen ſich höchſtens auf 1500 Piaſter: ihm bleibt alſo als Frucht ſeiner Bemühungen ein jährlicher reiner Ueberſchuß von 10,000 Piaſtern oder 14,000 Thalern. Aber die erſten Anlagen zur Betreibung einer ſolchen Zuckerplantage ſind bedeutend, und würden ungefähr betragen:

Für 40 Neger zu 500 Piaſtern jeden,	20000
300 Morgen Land zu 5 Piaſtern	1500
Gebäude, Mühlen und Keſſel . .	6000
Ackergeräthſchaften, Zugvieh u. ſ. w.	2500
Dollars	30,000

Das Zuckerrohr muß in Louiſiana alle 2 oder 3 Jahr von neuem gepflanzt werden. Das erſte Jahr gibt es die beſte Erndte, das zweite ſchon eine bedeutend geringere und das dritte Jahr kaum ein Drittel des Ertrags der

erſten Erndte; daher man auch in Louiſiana gewöhnlich alle zwei Jahr die Zuckerrohrpflanzungen erneuert. Nächſt dem Zucker iſt Baumwolle ein Hauptartikel des Anbaues in Louiſiana. Der Baumwollenſamen wird im März oder April gepflanzt. Das Land wird vorher gepflügt und geeggt, dann werden, wie beim Zuckerbau, mit dem Pfluge Furchen gezogen, 8 Fuß weit von einander, worein der Same geſtreut und 2 Zoll tief mit Erde bedeckt wird. Sobald die jungen Pflanzen einige Stärke erhalten haben, werden ſie, wo ſie zu dick ſtehen, ausgerupft, ſo daß ſie 6 — 8 Zoll weit auseinander zu ſtehen kommen. Das Unkraut, welches in dieſem Lande ſehr ſchnell wächſt, muß ſorgfältig durch beſtändiges Pflügen, Hacken und Jäten, bis wenigſtens im Juni, vertilgt werden; um dieſe Zeit werden die Pflanzen mächtig genug das Unkraut zu erſticken. Die Baumwollenpflanze hat Aehnlichkeit mit einer jungen Birke; gleich ihr, treibt ſie Zweige nach allen Richtungen; ſie wird in Louiſiana 6 — 7 Fuß hoch und hat unten einen Stamm von 1½ Zoll im Durchmeſſer. Sie treibt im Juni große rothe und weiße Blumen, faſt wie einfache Stockroſen ausſehend,

welche abfallen, und an deren Stelle ſich Kapſeln von der Größe eines kleinen Apfels bilden. Im Auguſt fangen dieſe an, ſich auf die Art wie eine grüne Wallnußſchale zu öffnen. Sobald ſich eine hinlängliche Anzahl geöffnet hat, beginnt die Erndte. Die Neger gehen alsdann durch die Reihen, und pflücken die Baumwolle, welche bis zur Hälfte aus der geöffneten Kapſel heraushängt, in Säcke, welche ſie an den Hals befeſtigt haben. Zweihundert ſechszig Kapſeln geben ein Pfund reine Baumwolle. Ein Neger kann täglich 100 Pfd. mit dem Samen, welches 25 Pfd. gereinigte Baumwolle bleibt, ſammeln.

Mittelſt einer Kammmaſchine, welche von 2 Pferden in Bewegung geſetzt wird, reinigt man die Baumwolle von Samen, Staub und Blättern. Eine ſolche Maſchine kann täglich 800 Pfd. reinigen. Die unbemittelten Pflanzer, die keine Mühle bauen können, geben einen Piaſter für 100 Pfd. zu reinigen und einzupacken.

Ein Morgen Land, mit Baumwolle bepflanzt, gibt in einem gewöhnlichen Jahre 300 Pfd. reine Baumwolle, welche zu dem gegenwärtigen Preiſe von 10 Piaſtern für 100 Pfd.,

einen Ertrag von 30 Piaſtern geben. Ein guter Neger kann die Pflege und Unterhaltung von 5 Morgen mit Baumwolle bepflanzt beſorgen, mithin ſeinem Herrn eine Einnahme von 150 Piaſtern zuwege bringen. Jedoch iſt der Baumwollenbau weit unſicherer als der Zuckerrohrbau, indem Raupen, unmäßige Regengüſſe und andere Unfälle oft der Baumwollenzucht ſchaden und den Ertrag verringern. Eine Zuckerplantage iſt daher weit vortheilhafter als der Baumwollenbau; aber zur Anlage der erſteren gehört ein großes Kapital, wozu die meiſten Pflanzer keine Mittel beſitzen. Auch wächſt in Louiſiana über 200 Meilen vom Meer entfernt kein Zucker mehr; zudem iſt dieſer Bau ſehr mühſelig. Während einer Zeit von 6 Monaten, vom Anfange Oktobers bis Ende März, iſt der Zuckerpflanzer mit dringenden Geſchäften überladen. Der Baumwollenpflanzer kann dagegen die Beſtellung ſeiner Ländereien, welche im März und Februar anfängt, gemächlich und ohne beſonderen Drang hintereinanderweg verrichten. Er fängt um die Mitte Auguſt an, ſeine Baumwolle einzuſammeln, und ſetzt dieſes Geſchäft im September, Oktober, November bis mitten

im Dezember fort. Er hat zu dieſem Bau nur ein paar Ochſen, einen Pflug und eine Hacke nöthig.

Louiſiana produzirt jährlich 25000 Ballen Baumwolle, den Ballen zu 400 Pfd. macht 10 Millionen Pfd. à 10 Piaſter die 100 Pfd. macht 1,000,000

auf 200 Plantagen 20 Millionen Pfd. Zucker zu 6 Piaſter die 100 Pfd. macht 1,200,000

Zwanzigtauſend Oxhoft Syrup zu 12 Piaſter den Oxhoft macht 240,000

Summa der Ausfuhr 2,440,000 Piaſter.

Die Indigopflanze wird in Louiſiana noch wenig gebaut. Sie gedeiht nicht mehr ſo gut wie ſonſt, auch bringt ihr Anbau wegen der geſunkenen Preiſe des Indigos keinen großen Vortheil. Dieſe Pflanze hat Aehnlichkeit mit dem Klee. Sie wird in Reihen gepflanzt und jährlich 2—3 mal geſchnitten. Die abgeſchnittenen Pflanzen werden in eine mit Waſſer angefüllte Ciſterne geworfen. Nach einigen Tagen fängt ſie an zu gähren, das Waſſer wird erſt grün, dann blau und wirft endlich Blaſen: ein Zeichen, daß die Gährung

reif iſt. Das Waſſer wird nun in eine tiefer angebrachte Ciſterne abgelaſſen, worin es wieder klar wird und der Indigo zu Boden fällt. Zum Trocknen wird er in Stücke zerſchnitten und in die Sonne gelegt.

Neunzehntes Kapitel.

Negerſklaven, Freigelaſſene, und farbige Leute.

Die Sklaven in Louiſiana beſtehen aus den Kreolenſklaven (den im Lande gebornen), den amerikaniſchen (den aus den nördlichen Staaten eingeführten) und den aus Guinea eingebrachten; von letzteren ſind nur noch wenige am Leben.

Man theilt ſie wieder in folgende Klaſſen:

1. Schwarze Neger, Afrikaner unvermiſchten Bluts;
2. Mulatten, von Weißen und Negern erzeugt;
3. Griffs, von Mulatten und Negern erzeugt;

4. Quarteronen, von Mulatten und Weißen erzeugt;
5. Zambos, von Negern und Indianern erzeugt, die hier jedoch ſelten ſind.

Unter die farbigen Leute gehören noch die Meſtizen: Abkömmlinge der Weißen und Indianer; Quatſchinas: Abkömmlinge der Mulatten und Indianer u. ſ. w.

Die Klaſſe der Negerſklaven iſt die zahlreichſte und am wenigſten beglückte. Unter ihnen ſind die Kreolenneger die gewandteſten und den chroniſchen Krankheiten des Klimas am wenigſten unterworfen; aber ſie ſind auch die größten Faulenzer und die ärgſten Schelme.

Die anglo-amerikaniſchen Sklaven ſind fleißiger, ſchicken ſich beſſer zum Feldbau, und ſind nicht ſo liederlich als die Kreolenneger; aber ſie werden häufig ein Opfer der hitzigen Fieber in dem erſten Jahre ihrer Verſetzung hieher.

Die Neger ſowohl als die anderen farbigen Klaſſen ſind von geſunder ſtarker Natur, feſtem Körperbau und wohlgeſtaltetem mittleren Wuchs; ſie haben indeß grobe Lineamente, und, mit Ausnahme der Quarteronen und einiger Mulattinnen, keine gefällige Ge-

ſichtsbildung. Sie ſind eine Art Menſchen, welche die Natur durch die Geiſtesſtimmung, durch die Geneigtheit, ſich leiten und lenken zu laſſen, durch ihre moraliſche Unfähigkeit und einen angebornen Hang zu einem blos leidenden Zuſtande, ganz eigentlich zur Sklaverei beſtimmt zu haben ſcheint. Hierin ſind die Neger ganz andere Menſchen als die Indianer, die urſprünglichen Bewohner Amerikas, welche allem Zwange, aller Unterwürfigkeit in eben dem Grade feind ſind, in dem die Neger ſich dazu hinneigen. Wenn die Natur den Negern die nämlichen Triebe zugetheilt hätte, wie den Indianern, ſo iſt nichts gewiſſer, als daß ſie, ſtatt maſchinenmäßig und umſonſt den immer wiederkehrenden Feldarbeiten, der ſtrengen Mannszucht und den ſchweren Strafen, welche ſie treffen, wenn ſie derſelben entgegen handeln, zu unterwerfen, im erſten Anfall, und von freien Stücken, die Plantagen, wo ſie ſo unaufhörlich und ohne Profit arbeiten, und wo ſie doch übrigens nicht gefeſſelt ſind, verlaſſen, und tief im Innern des Landes, gleich den Wilden, um ſo mehr unabhängig leben würden, als ſie bei ihrer Neigung zum Nichtsthun und ihren wenigen Bedürfniſſen immer

Urſache hätten, eines ſolchen Entſchluſſes froh zu werden.

Die Ungewißheit eines zuverläſſigen Unterhalts bei einer ſolchen Lebensart, oder auch die Vergleichung ihres Zuſtandes mit dem der Wilden, wo ſie, nach Erwägung aller Umſtände, dem ihrigen noch den Vorzug geben könnten, kann die Neger nicht allein bewegen ihrem Joche treu zu bleiben, weil ihre Begriffe nicht einmal ſo weit reichen, als daß ſie ſich in dieſer Hinſicht um die Zukunft bekümmerten. Die hauptſächlichſte Triebfeder ihres Thuns und Laſſens, welche das eigentliche Weſen ihres Charakters ausmacht, iſt jener unwiderſtehliche Hang zur Knechtſchaft, der ſie daran feſſelt, wie der Hund an ſeinen Herrn, der Ochſe anſ ein Joch gefeſſelt iſt: ein Zuſtand, dem ſie ſich bisweilen auf Augenblicke entziehen, um ſich auf allerlei falſche Wege zu verirren, aber bald, wie betäubt, reuig zurückkehren. Sie ſind mit allen den Fehlern durchgängig behaftet, die mit der Knechtſchaft in Verbindung ſtehen: ſie ſind diebiſch, faul, ausgelaſſen, lügenhaft, unempfindlich und feige, aber von Grund aus nicht bösartig.

Die Neger, obſchon ſtets zum Arbeiten genöthigt, werden doch nicht mit übermäßiger Arbeit abgemattet, ausgenommen zur Zeit der Zuckerfabrikatur in den Siedereien, wo in einem Zeitraum von zwei bis drei Monaten die Maſſe der Arbeiten wirklich außer Verhältniß zu der Zahl der Arbeiter iſt. Sie werden zwar alsdann gut genährt, dagegen iſt aber zu jeder anderen, minder überhäuften Zeit ihre Nahrung höchſt erbärmlich.

In Louiſiana, welches nicht jenen Ueberfluß an Lebensmitteln hat, als die nördlichen Staaten, und wo ſich der Hauptanbau auf Baumwolle und Zucker beſchränkt, beſteht die feſtgeſetzte Ration für jeden Neger monatlich aus einer Tonne Mais, ungefähr 100 Pfund in den Aehren; wie denn der Mais das einzige Lebensmittel iſt, wovon in dieſem Lande die Erndten noch eben ergiebig genug ſind, daß ſich daraus der unentbehrliche Unterhalt für die Sklaven ziehen läßt.

Der Reis, die Bohnen und Patatten würden nicht zureichen, nur den vierten Theil dieſer Leute zu ernähren, oder man müßte denn die Anpflanzung dieſer Lebensmittel zum

Nachtheil der Hauptartikel vermehren, wozu aber die Pflanzer keine Luſt haben.

In den Stunden, welche der Neger für ſich hat, muß er dieſes türkiſche Korn, worin faſt ſeine ausſchließliche Nahrung beſteht, aus- kernen, ſtoßen, beuteln, oder nach Maßgabe der verſchiedenen Zurichtung waſchen. Den- noch muß er von Tagesanbruch bis zu Mit- tag auf dem Felde zubringen, und zwar im Winter wie im Sommer. Er nimmt ſein Frühſtück mit, welches er um 8 Uhr genießt. Zu Mittag hat er zwei Stunden Zeit ſich ſeine Mahlzeit zu bereiten; dann ſetzt er die Arbeit bis zum Anbruch der Nacht für ſeinen Herrn fort.

Selbſt des Sonntags bringt der Neger ſeine Zeit nicht müßig zu, ſondern arbeitet an einem Stückchen Land, wo er zu ſeinem Profit einige Lebensmittel gepflanzt hat, oder vermiethet ſich zum Holzſpalten und zu ande- ren Arbeiten, um ſich einige Kleidungsſtücke zur Bedeckung ſeiner Blöße anzuſchaffen, weil diejenigen, welche ihm von ſeinem Herrn ge- geben werden, dazu nicht hinreichen.

Die Negerinnen erhalten für jedes Kind, das entwöhnt iſt, eine halbe Ration Mais.

Für die kleineren wird die Milch der Mutter für hinlänglich erachtet, welche auch während dieſer Zeit an ihre gewöhnliche Arbeiten gebunden bleibt. Ein ſolcher Zuwachs von Laſt und Beſchwerlichkeit treibt dieſe unglücklichen Weſen oft zur Verzweifelung, und es iſt nichts Ungewöhnliches, daß ſie ſich in ihrer Schwangerſchaft der unreifen Frucht durch allerlei Mittel entledigen, wodurch ihre geizigen Herren nicht ſelten Mutter und Kind zugleich verlieren.

Dieſe Gewohnheit, verbunden mit ihren Ausſchweifungen und der elenden Nahrung, macht, daß ſich die Neger in Louiſiana nicht in dem Verhältniſſe vermehren, wie in den mehr nördlichen Staaten; dagegen nimmt die Bevölkerung der Weißen daſelbſt ſtärker zu, als in irgend einem anderen Staate. Wenn die Sklaven des Abends von ihrer Arbeit kommen, ſo gehen ſie zu ihren Weibern, falls ſie deren zu Hauſe, oder auf den angrenzenden Plantagen haben, die ihnen dann das ärmliche Nachtmahl, welches ſie ſehr ſpät wach erhält, bereiten. Darauf legen ſie ſich ſchlafen, einige Nachtſchwärmer ausgenommen, die, weil ſie in ihrer Heimath keine Weiber finden,

auf ein glückliches Abenteuer ausgehen, aber zuweilen von einer Patrouille benachbarter Pflanzer gleich wieder heimgeſchickt werden, die ihnen eine derbe Züchtigung von 40—50 Peitſchenhieben, welche aber bald wieder vergeſſen wird, mit auf den Weg gibt. Faſt jeden Abend hört man die zu dem Ende geſchwungenen großen Peitſchen, deren Knallen eine Meile weit hörbar iſt, nebſt dem Jammern und den Bitten dieſer armen Teufel.

Die gewöhnliche Nahrung der Neger beſteht in einem Brei von zerſtoßenem Mais ohne Salz oder Schmalz; zuweilen haben ſie ein Stückchen Wildprett dazu, welches ſie glücklicherweiſe erlegten und deſſen Auswahl ihnen nicht viel zu ſchaffen macht. Alles, was Fleiſch heißt, iſt ihnen gut genug; wilde Katzen, Waldratten, Eichhörnchen gehören zu ihren Leckerbiſſen. Aber nicht immer begnügen ſie ſich hiemit; wenn ſie ihre Herren auf einem Ball verſammelt wiſſen, ſo kapern ſie ſich gewöhnlich ein Lämmchen, oder ein Ferkel, oder einen Truthahn, was dann in großer Verſammlung die nämliche Nacht gebraten und geſchmauſ't wird.

Sie ziehen auch Federvieh und Schweine, eſſen aber ſelten davon, und löſen lieber Geld daraus. Eben dieſes thun ſie auch mit den Eiern, um ſich etwa ein Kleidungsſtück oder eine Flaſche Tafia (Zuckerbranntwein) anzuſchaffen, nach welchem ſie ſo begierig ſind, daß ſie faſt dafür durchs Feuer laufen. Auch von Taback, ſowohl zum Rauchen als Schnupfen, ſind ſie große Freunde.

Zu ihrer Kleidung wird ihnen das ganze Jahr hindurch nichts weiter gegeben, als eine Jacke und ein Paar Hoſen von Baumwollenzeug, das von den Negerinnen geſponnen und gewebt wird. Für den Winter erhalten ſie eine ſchlechte wollene Decke, aus welcher ſie ſich eine Art Mantel oder Kopot machen. Viele Herren treiben die Knauſerei ſo weit, daß ſie die armen Neger ſich erſt dieſe Decke durch Sonntagsarbeit verdienen laſſen.

Die Negerhütten beſtehen aus Brettern und Pfählen von Cypreſſenholz, die aufrecht nebeneinander in die Erde geſtellt werden, und nur eine ſchwache Schutzwehr gegen Wind und Regen ſind. Im Hintergrunde iſt ein Feuerherd mit hölzernem Rauchfang. Ein viereckiger bretterner Kaſten, worin ſie ihre Hab-

ſeligkeiten bewahren und der zugleich als Bank dient; ein zerbrochener eiſerner Topf und ein hölzerner Napf nebſt einem ausgehöhlten Kürbis, der die Stelle eines Waſſereimers vertritt, machen den ganzen Hausrath aus. Der Fußboden iſt die bloße Erde, worauf ſie ſich des Nachts, in eine wollene Decke gehüllt, hinſtrecken.

Die Heirathen der Neger können, da ſie blos mündliche Uebereinkunft zwiſchen den Liebenden ſind, bei jeder Veranlaſſung ohne Umſtände wieder aufgelöſ't werden. Doch trennen ſich Mann und Weib ſeltener freiwillig, als man unter ſolchen Umſtänden vermuthen ſollte. Nur werden ſie häufig durch Verkauf nach entlegenen Plantagen getrennt, und in dieſem Falle ſuchen ſie gleich ein anderes Liebchen. Sie ertragen mit großer Gleichgültigkeit ſolche Trennungen, und vergeſſen ſehr bald ihr erſtes Weib und ihre Kinder. Ueberhaupt ſcheinen die Gatten keine wahre Neigung zu einander zu fühlen, und ihr einziger Zweck bei dieſen Uebereinkünften ſcheint Befriedigung des Geſchlechtstriebs zu ſeyn. Sie haben ihre Weiber meiſt auf Plantagen der Umgegend, weil dies ihnen einen Vorwand gibt, ſich von

Samstag Abend bis Montag Morgens von ihrem Lager zu entfernen, um ihre Weiber zu beſuchen. Die Kinder der Sklaven gehören den Herren der Mütter; weder der Herr des Vaters, noch, wenn ein freier Weißer der Vater ſeyn ſollte, kann den geringſten Anſpruch auf das Kind einer Sklavin machen.

Die Neger und Mulatten ſind im höchſten Grade wolluſtig. Die Sklavinnen aller Farben bieten ihre Reize für eine Kleinigkeit feil; verheirathet oder unverheirathet macht keinen Unterſchied; ſogar Mädchen von zwölf Jahren bewerben ſich ſchon oft um den möglichſt höchſten Preis. Oft verleitet ſie hiezu, was man bei allem ihren Elend kaum denken ſollte, die Sucht ſich zu putzen, welche ſie auf keine andere Art befriedigen können. Ihre Lieblingsfarbe iſt weiß; wenn ſie ſich ein Sonntagskleid anzuſchaffen im Stande ſind, ſo muß es weiß ſeyn, wozu ihr kohlenſchwarzes Geſicht und ihre Hände ſich kontraſtirend genug ausnehmen. Oft geben ſie den Weißen, wenn ſie Bekannte ſind, aus bloßer Luſt, undeutlich zu verſtehen, daß ſie ein Schäferſtündchen mit ihnen zu feiern wünſchen.

Die Strafen der Neger ſind, je nachdem das Verbrechen mehr oder minder ſchwer iſt, das Eiſen und die Peitſche. Man kann eben nicht ſagen, daß ſie in dieſen Fällen grauſam oder hart behandelt würden; z. B. ein Diebſtahl, der in Europa den Thäter auf die Galeere und in gewiſſen Ländern an den Galgen bringen würde, wird hier blos mit Peitſchenhieben und mit Tragen eines eiſernen Halsbandes beſtraft. Und in Hinſicht der Züchtigungen, welche zur Aufrechthaltung der Ordnung und Mannszucht, oder wegen unterlaſſener Arbeiten den Neger treffen, ſind die Soldaten und Matroſen in manchen Ländern ziemlich den nämlichen, oft noch ſtrengern Strafen unterworfen. Aber zuweilen verfahren einige tyranniſche Pflanzer ſehr willkührlich und grauſam mit ihren Negern. So wurde mir erzählt, daß ein gewiſſer Pierre Breau vor mehreren Jahren alle ſeine Neger grauſam zu Tode gemartert, ohne daß die Obrigkeit davon Notiz genommen hätte. Er ließ einige von ihnen in einem Faſſe herum rollen, welches inwendig ganz mit Einen Zoll langen Spitzen durch die Stäbe getriebener Nägel verſehen war; Andere ließ er lebendig bis an den Hals

in die Erde graben und verhungern. Bei groſſen Verbrechen macht man mit den Negern keinen langen Prozeß In meiner Nachbarſchaft wurde ein Franzoſe, welcher eine Branntweinſchenke hielt, von einem Neger erſchlagen, weil er ihm, den Geſetzen gemäß, keinen Tafia ohne Erlaubnißſchein verkaufen wollte. Der Thäter wurde ergriffen und von dem Hauſe des Gemordeten ohne weiteres ſogleich gehängt. Die Freigelaſſenen ſind entweder die mit den Sklavinnen erzeugten Kinder der Weißen, die von ihren Vätern freigegeben werden, oder geliebte Sklaven, die bei dem Tode ihres Herrn ihre Freiheit erhalten. Manche dieſer Freigelaſſenen erwarben ſich Wohlhabenheit und Bequemlichkeiten; ja einige beſitzen große Zuckerpflanzungen von 80 — 100 Sklaven. Ungeachtet dieſes Reichthums ſind ſie von den Weißen verachtet, die keine Gemeinſchaft mit ihnen halten, ſogar in den Wirthshäuſern nicht mit ihnen an der nämlichen Tafel eſſen wollen. Aber dem größten Theil von ihnen gereicht die Freiheit zum Verderben. Denn ſobald ſie unter der Peitſche weg ſind, wollen ſie nicht mehr arbeiten, und fangen an zu ſtehlen; ſie werden nun einge-

zogen, gepeitſcht und, für die Koſten ihres Prozeſſes und ihrer Unterhaltung im Gefängniß, wieder verkauft, wo ſie alsdann nicht ſelten ein härteres Loos trifft als zuvor.

Zwanzigstes Kapitel.

Charakter, Sitten, Gebräuche und Religion der Kreolen in Louiſiana.

Die Abkömmlinge der Franzoſen und Spanier in Louiſiana nennen ſich Kreolen, wie ſich die Abkömmlinge der Britten in den übrigen vereinigten Staaten Amerikaner nennen; ſie ſind daher nicht, wie Einige irrigerweiſe glauben, eine farbige Menſchen-Raçe. Die Kreolen ſind gute Ehemänner, liebreiche Väter und gehorſame Söhne. Sie halten ihre Verpflichtungen treulich, und waren früher wegen ihrer Redlichkeit berühmt. Aber man klagt allgemein, daß, ſeit der Niederlaſſung der Amerikaner, von denen ſie täglich betrogen werden, auch ſie zu betrügen anfangen. Prozeſſe

kannte man früher faſt nur dem Namen nach, aber ſeitdem die amerikaniſchen Advokaten ſich hier eingeniſtet haben, iſt beinahe keine Familie mehr, die nicht in einen Prozeß verwickelt iſt.

Die Kreolen ſind gleichſam geborne Handwerker; ſie ſchicken ſich ſehr gut zu mechaniſchen Künſten und machen alles leicht nach, wobei es auf einen richtigen Blick und gewandte Finger ankömmt. Sie verfertigen ihre Meublen, Kabriolets, Ackergeräthſchaften, ſogar Schuhe und Kleider ſelbſt, ohne jemals eine Profeſſion gelernt zu haben. Aber bei all ihrer natürlichen Geſchicklichkeit zu chemiſchen Künſten, haben ſie wenig Liebe und Neigung zu den Wiſſenſchaften, wenig Aufmerkſamkeit auf alles, was ſie vielleicht feſſeln könnte. Sorgloſigkeit und Mangel an anhaltendem Fleiß ſind ſchuld, daß ſelbſt dieſe vortheilhaften Anlagen zu Handwerken nie ausgebildet, und daher auf weniges heruntergeſetzt werden. Kaum der ſechste Theil der Pflanzer, worunter ſelbſt reiche ſind, kann leſen oder ſchreiben. Bei ihrer Unwiſſenheit beſitzen ſie jedoch eine gewiſſe Politur, und viel Leichtigkeit und Ungezwungenheit in Anſtand und Benehmen,

welches die Mängel der Erziehung einiger=maßen verhüllt, und ſelbſt bei den Aermſten ſichtbar iſt. Sie ſind ſehr gefällig und gaſt=frei. Man trifft auf dem Lande ſelten ein Wirthshaus. Wenn man auf der Reiſe von der Nacht überraſcht wird, ſo kehrt man beim erſten beſten Pflanzer ein, und weiß im voraus, daß man ein Nachtquartier, gute Verpflegung und freundliche Geſichter findet. Man kann ihnen keine Bezahlung dafür aufdringen; ſchon das Anerbieten beleidigt ſie. Bei den Kreo=len am Miſſiſippi herrſcht dieſe Gaſtfreiheit, wegen der übergroßen Menge Reiſender, nicht.

Auch Geſelligkeit iſt den Kreolen eigen. Außer den vielen Bällen und Soupers haben ſie noch jeden Abend ihre kleinen Zuſammen=künfte, wo die Zeit mit Plaudern oder ihren Lieblingsſpielen, Dame Loup und trois sept, verbracht wird.

Die Kreolinnen ſind liebenswürdige Ehe=weiber, gute Hauswirthinnen und verſtehen ſich überhaupt gut auf alles was zur Oeko=nomie gehört. Sie halten ſich ehrbar, mäßig und wohlanſtändig. Sowohl in phyſiſcher als moraliſcher Hinſicht ſcheinen ſie viel vor ihren Männern voraus zu haben. Sie beſitzen un=

gleich mehr Stärke des Charakters und Scharfſinn, und behaupten daher ein Anſehen vor ihnen im Hauſe, welches aus dem Uebergewichte an Geiſt und Muth entſteht. So zuſammengeſchrumpft und unanſehnlich die Männer hier ſind, ſo ſtattlichgroß und fett ſind die Frauen. Schon die Mädchen zeigen eine Anlage zur Korpulenz, aber ſie ſind gewöhnlich eher verheirathet, als ſich dieſe Anlage ausbilden kann. Es fehlt ihnen durchgängig an den Geſchicklichkeiten, die einem Frauenzimmer zur Zierde dienen: ſie finden keinen Geſchmack am Zeichnen, Sticken, an Muſik, überhaupt an allem, was Fleiß oder Studium erfordert. Dagegen haben ſie eine um ſo größere Leidenſchaft für den Tanz, welche ſie im Winter im vollen Maße befriedigen; denn ſelten vergeht eine Woche, wo nicht 2—3 Bälle in der Nachbarſchaft Statt finden. Hier ſieht man Greiſe und Matronen luſtig zwiſchen dem jungen Völkchen herumhüpfen. Dieſe Tanzparthien werden von den Pflanzern der Reihe nach gegeben. Faſt in jedem Hauſe iſt dazu ein geräumiger Saal. Der Geber des Balls wird der Ballkönig genannt, die Dame, welche er zum erſten Tanz auffordert, Ballkönigin; ſie

ernennt durch eine Aufforderung zum Tanz den König für den nächſten Ball, und beſtimmt zugleich, wann dieſer Statt finden ſoll.

Aber ſolche Bälle reichen nicht hin, die Tanzluſt der jungen Mädchen zu befriedigen; ſchon früh Morgens rufen dieſe ihre Geſpielinnen zuſammen, um auf der Gallerie des Hauſes ein paar Quadrillen, welche ſie mit ihren lieblichen Stimmen begleiten, zu tanzen. Nöthigenfalls müſſen die jungen Negerinnen die Tänzer vorſtellen, die eben ſo tanzluſtig als ihre Gebieterinnen ſind, und an Geſchicklichkeit ſie oft übertreffen. Zuweilen gehts vom Tanz zum Bayon ins Waſſer. Das Baden iſt ihnen Bedürfniß geworden. Sie gehen in großer Anzahl zu 20—30 ins Bad. Durch den Lärm und ihre große Anzahl ſchrekken ſie die Krokodille weit hinweg, die ſich nie an ſie wagen. Eine ſolche Badegeſellſchaft hört man ſchon in weiter Ferne, und ſieht ſie zuweilen, im Stande der Natur, auf dem Ufer umherlaufen, jubeln und ſpielen. Ein männlicher Zuſchauer bringt ſie nicht ſehr außer Faſſung, wenn er beſcheiden bleibt. Sie ſchwimmen und tauchen alle, wie die Enten, und können ein Stück Geld von dem Boden

eines tiefen Waſſers heraufholen. So ſahe ich einſt einige erwachſene Mädchen auf der Brücke über den Teſche-Fluß, dicht an meiner Wohnung, ihren Muthwillen treiben. Eine von ihnen warf das Nähzeug der Anderen, welches in ein Taſchentuch geknüpft war, von der Brücke in den Fluß. Unglücklicherweiſe enthielt es eine Rolle Piaſter, wodurch es ſogleich zu Boden gezogen wurde. Sie beſann ſich keinen Augenblick, nachzuſpringen, unterzutauchen und es wieder heraus zu holen.

Man würde ſich übrigens irren, wenn man aus dem Angeführten ſchließen wollte, daß es mit ihrer Moralität ſchlecht beſchaffen ſey; im Gegentheil gibt es vielleicht keine züchtigere Mädchen und treuere Weiber, als die Kreolinnen.

Auch in dieſer Hinſicht ſtehen ſie über ihren Männern, welche, ſchon als Knaben von den Sklavinnen verführt und entnervt, als verheirathete Männer den Umgang mit ihnen fortſetzen. Deswegen ſind die meiſten Frauen auf ihre Negerinnen eiferſüchtig. Auch trägt dieſer Umſtand dazu bei, die Herrſchaft der Frauen über ihre ſchuldbewußten Männer

zu befeſtigen: eine Herrſchaft, wie kein Europäer ſie ſich gefallen laſſen würde.

Die Kreolinnen überlaſſen die Küche ganz den Sklavinnen, und darum iſt ſie auch ſehr ſchlecht beſtellt. Die Unreinlichkeit in den Häuſern fällt ſchon auf; wer aber mit Appetit eſſen will, bleibe ja von der Küche weg. Sie beſteht in einer abgeſonderten Hütte, deren Schmutz nur von dem der zerlumpten ſchwarzen Weſen übertroffen wird, die hier die Speiſen zubereiten. Ueberdies geben die Negerinnen im Sommer einen unerträglichen Biſamgeruch von ſich, der bei einigen ſo ſtark iſt, daß man ſie noch eine halbe Stunde nachher ſpüren kann, wenn ſie ſchon das Zimmer verlaſſen haben. Die Frauen ſind in einem ewigen Streit mit ihren Sklavinnen; das immerwährende Schelten, Toben, und mitunter auch Prügeln, macht ſie aufbrauſend, herriſch und giebt ihnen, zum Nachtheil ihrer ſonſtigen Liebenswürdigkeit, eine kreiſchende Stimme. Sie gewöhnen ſich dabei an das Fluchen, und gar ſeltſam klingt's, wenn ſolche Damen ihre eigenen Kinder: Sacré enfant de garce, oder sacré enfant de chienne ſchimpfen. Sicher bedenken ſie die Beziehung die-

ſes Schimpfs auf ſich ſelbſt nicht. Es iſt ein Uebel, das die Sklaverei nebſt ſo vielen anderen im Gefolge hat.

Die katholiſche Religion iſt hier die herrſchende, aber leider wenig geachtet. Die Kreolen tragen mehr den Namen Katholiken, als ſie es in der That ſind. Sie ſagen ſcherzend: Der Pfarrer ſieht uns nur dreimal im Leben: bei der Taufe, bei der Heirath und beim Tode. Franzöſiſche Atheiſten der Revolution haben auch hier ihre verderblichen Grundſätze ausgeſäet. Ein Theil der Pflanzer glaubt weder an einen Gott, noch an die Unſterblichkeit der Seele. Bei einem Geſpräch über dieſen Gegenſtand hörte ich einen alten Kreolen im Beiſeyn ſeiner Kinder ſagen: Un chien vivant vaut mieux, qu'un homme mort. Das Betragen einiger Prieſter iſt dazu geeignet, die Religion verächtlich zu machen. Sie ergeben ſich groben Ausſchweifungen, und leben mit Mulattinnen im Konkubinat. Als wir an einem Sonntagmorgen nach dem drei Stunden von uns entlegenen Flecken St. Martin zur Kirche fahren wollten, begegneten uns einige Kabriolets mit Damen auf dem Heimwege. Sie erkannten uns, und ſchrien uns

lachend zu: Retournez donc! Retournez donc! Il n'y aura pas de la messe. Monsieur le curé est malade.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Produkte des Thier- und Pflanzenreichs.

Faſt alle Hausthiere, vierfüßiges und Federvieh, kommen hier gut fort und finden ſich in großer Menge.

Unter den wilden Thieren ſind der Kongar oder amerikaniſche Tiger, der Bär, der Wolf, der Büffelochs, das Reh, der Piſchon (eine große Fuchsart), der Chaoni (eine kleinere Fuchsart), das Racoon (Waldkatze), das Opoſſum (Waldratte), drei Arten von Eichhörnchen, zwei Arten Kaninchen und mehrere Otterarten die mir bekannteſten.

Vögel finden ſich hier in großer Anzahl, und faſt alle Arten derſelben von dem großen Geier bis zum kleinen Kolibri, unter anderen:

der Calcis, die Eule, der Papagai, der Schwan, die Gans, das welſche Huhn, das Rebhuhn, der Faſan, die Schnepfe, das Waſſerhuhn, die Wachtel, die Holztaube, die Schwalbe, der Ortolan, der Kardinalsvogel, die Droſſel, der Königsvogel, der Spötter (ein guter Singvogel, welcher den Geſang der anderen Vögel nachahmt), der Staar, die Krähe; von welchen letzteren beiden Arten man ganze Wolkenzüge ſieht, welche die beſäeten und heranreifenden Maisfelder plündern. Der Karankro, ein häßlicher trauriger Vogel, welcher ſich von Gewürm und Aas nährt, und daher dieſem Lande ſehr nützlich iſt, hat die Größe eines, ihm überhaupt ſehr ähnlichen welſchen Huhns. Kolibris gibt es mehrere Arten. Den Winter über halten ſich mancherlei Zugvögel in großer Anzahl hier auf, z. B. wilde Enten von mehreren Gattungen, Gänſe, Reiher, Kraniche, Störche, Pelikane, Löffelgänſe, Grosbecs (Dickſchnäbel), Arkkroche (Krummſchnäbel) u. a. m. Dieſe gewähren eine angenehme und leichte Jagd. Ich durfte nur 2 — 3 Stunden zwiſchen den Sümpfen umherreiten, ſo hatte ich ſoviel geſchoſſen, als mein Pferd füglich tragen konnte.

Auch von Fiſchen gibt es hier eine Mannigfaltigkeit. Sie ſind, wie in allen warmen Ländern, von keiner beſondern Güte. Zu den beſten Gattungen gehören: der Kaßburgo, die Pattaſſa, die Barbe, die Groſſeguråle, der Karpfen, der Hecht und der Bars. Gute Auſtern und andere Muſchelthiere werden an den Küſten und in den Landſeen in Ueberfluß gefiſcht. Die Flüſſe wimmeln von ſchmackhaften Schildkröten, worunter die ſanftſchelligte (caille molle) die vorzüglichste iſt. Mit kriechenden Thieren, allerhand Ungeziefer und Inſekten iſt Louiſiana vielleicht reichlicher verſehen, als irgend ein anderes Land; hier ſcheint ihr Sammelplatz und Lieblingsaufenthalt zu ſeyn. Das größte und ſcheußlichſte kriechende Thier iſt der Alligator, eine Art Krokodill, welcher 12 — 14 Fuß lang, und im Verhältniß dick iſt. Er hat die Geſtalt einer Eidechſe, eine ſchuppichte ſchwarzgraue Haut, kleine häßliche Augen, und gibt einen ſtarken Biſamgeruch von ſich. Des Nachts kommen die Krokodille ans Land und ſchleichen um die Wohnungen der Menſchen herum. Außerhalb des Waſſers ſind ſie ſehr furchtſam, und ihre Bewegungen langſam und kriechend; im Waſſer

aber raſch und gefährlich für Menſchen und Thiere. Alle Landſeen, ſtillſtehenden Waſſer und ſelbſt Abzugsgraben ſind mit ihnen angefüllt.

Auf ſie folgen die unzählbaren Schlangenarten, worunter die Congo und die Klapperſchlange die gefährlichſten ſind. Letztere gibt beſonders in ihrem Biß ein verderbliches Gift von ſich, das in wenigen Stunden tödtet. Indeſſen iſt die Congoſchlange fürchterlicher, weil ſie nicht ausweicht, ſondern den Menſchen, der ihr nahe kommt, angreift, dahingegen die Klapperſchlange ſich zu entfernen ſucht, und nicht eher verwundet, bis ſie nicht mehr ausweichen kann, oder getreten wird. Noch gibt es hier eine Art Viper, eine kleine ſehr ſchöne buntgeringelte Schlange, deren Biß tödtlich ſeyn ſoll.

Von Kröten und Fröſchen ſind alle Sümpfe und Graben voll; ihr Geſchrei erfüllt die Luft bei Tage und Nacht, im Winter und Sommer.

Die größte aller Plagen in Louiſiana ſind die Moskitos und Brûlos (zwei Mückenarten), die deſto unerträglicher werden, je weniger man ſich ihrer erwehren kann. Den

Schlangen und Krokodillen kann man ausweichen: aber nicht den Anfällen der Moskitos. Die Folgen ihrer Stiche ſind kleine entzündete Geſchwülſte, die einen rothen Fleck hinterlaſſen, der ſich erſt nach einigen Tagen wieder verliert. Nur in der Nacht iſt man vermittelſt der Moskitobar oder Monstikaire, einer dicht verſchloſſenen Umgebung des Betts, von Gaze oder Muſſelin, vor ihnen geſchützt. Dagegen muß man ihnen in den glühenden Sommernächten den Genuß der friſchen Luft zum Opfer bringen. Jedoch ſind die Plantagen in den Wieſen, die weit von den Sümpfen und Holzungen liegen, von dieſer Qual befreit; an manchen Orten ſchläft man das ganze Jahr hindurch ohne Monstikaire.

Das Pflanzenreich bietet in Louiſiana eine eben ſo große Mannigfaltigkeit dar, als das Thierreich. Folgende Liſte der mir bekannteſten dort einheimiſchen Baum-, Stauden- und Pflanzenarten wird vielleicht für den Leſer nicht ohne Intereſſe ſeyn. Ich habe neben den botaniſchen ihre deutſchen, und wo ich keine deutſche Namen dafür wußte, die engliſchen hinzugefügt.

1. Quercus sempervirens — die Steineiche.

2. Quercus alba — Weiße Eiche.
3. Quercus nigra — Schwarze Eiche.
4. Quercus aquatica — Sumpfeiche.
5. Quercus prunus — Kaſtanieneiche.
6. Juniperus virginiana — Rothe Ceder.
7. Juglans nigra — Schwarzer Wallnuß.
8. Laurus Sassafras — Saſſafras.
9. Liquid amber — Gummibaum.
10. Ilex opaca — holly.
11. Nyssa intregifolia — Waſſergeman.
12. Dyospyros virginiana — Dattelpflaume.
13. Robinia pseud-acacia — Akazie.
14. Gleditsia tryacantos — Honigakazie.
15. Ulmus americana — die amerikaniſche Ulme.
16. Cornus florida — Hundeholz.
17. Cercis canadensis — red bud.
18. Prunus chicasan — wilde Pflaume.
19. Liriodendron tulipifera — Tulpenbaum.
20. Pinus palustris — Tannen von verſchiedenen Arten.
21. Corypha — der Kabsbaum.
22. Prunus virginiana — die virginiſche Pflaume.
23. Aesculus flava — die wilde Kaſtanie.
24. Ilex vomitoria — the black drink.

25. Salix nigra — Schwarze Weide.
26. Fraxinus nigra — Schwarze Eſche.
27. Populus deltoides — Baumwollenbaum.
28. Acer sacharinum — Zuckerahorn.
29. Acer negundo — Waſſerahorn.
30. Juglans illionoinensis — Pakkannuß.
31. Platanus occidentalis — Sykamore.
32. Juglans hykory — Hikorinuß von drei Arten.
33. Annona triloba — Papau (trägt eine ſüße Frucht.)
34. Cypressus disticha — Cypreſſe.
35. Magnolia grandiflora — Magnolie.
36. Bignonia catalpa — Katalpe.
37. Myrica inodora — (Von den Beeren dieſer Staude wird grünes Wachs gemacht.)
38. Fagus feruginea — Buche.
39. Fagus americana — Kaſtanie.
40. Fagus pumila — Chin copin.
41. Laurus benzoin — Gewürzholz.
42. Morus rubra — Maulbeerbaum.
43. Callicarpa americana.
44. Arundo gigantea — Amerikaniſches Rohr.
45. Arundo tecta — Kleines Rohr.

46. Smilax china — Chinawurzel.
47. Passiflora incarnata — Paſſionsblume.
48. Mimosa instia.
49. Phytolaca deandra — Bignonia radicans — Rhus radicans — Rhamnus frangula — Syderoxillon — Lysium salsum — Zanthoxilon clava Herculis — Croton — Stillingia — Ipecacuana — Jalap u. ſ. w.

Auch die Linde und mehrere Arten Lorbeer ſind hier einheimiſch.

Die Wälder in Louiſiana haben wegen der vielen immergrünen Bäume, im Winter wie im Sommer, das nämliche Anſehen. Die Bäume ſind faſt erſtickt durch die Menge Reben, Ranken, Lianen und Schmarotzerpflanzen, von denen ſie umſchlungen ſind, und unter deren Laſt ſie oft niederbrechen. Ungeheure Weinſtöcke, über einen Fuß im Durchmeſſer, deren Reben ſich in die Zweige der höchſten Bäume verſchlungen haben, bilden dichte Lauben, die den Strahlen der brennenden Sonne trotzen. Dieſe Reben, weit entfernt vom Stamme eines Baumes, in ſeine 100 Fuß über der Erde erhöhten Zweige verwebt, geben ſelbſt den Einwohnern des Landes ein

Räthſel, wie ſie ſich ſo hoch ohne die geringſte Stütze haben hinaufſchwingen können.

Die Fruchtbäume, welche von den Pflanzern kultivirt werden, ſind Pſirſiche, Aprikoſen, Feigen, Orangen und Pflaumenbäume. Aepfel, Birnen, Kirſchen, Mandeln und Oliven ſcheinen wegen der Feuchtigkeit des Bodens und der Luft nicht gedeihen zu wollen. Alle europäiſchen Küchengewächſe und Gemüſearten kommen in Louiſiana gut fort. Durch alle Monate kann man eine Abwechſelung von friſchem Gemüſe haben, obſchon die Pflanzer den Gartenbau ſehr vernachläſſigen. So hat man ſchon im Januar und Februar friſche Erbſen, Wurzeln, Kabs, Paſtinaken und Lattich; zu dieſen kommen im März und April: Bohnen, Gurken, Rettiche, Radieschen, Erdbeeren, Maulbeeren und Brombeeren von vorzüglichem Geſchmack; im Mai und Juni: Feigen, Pfirſiche, Pflaumen, Kartoffeln, Artiſchocken, Breitlauch, Zwiebeln, Sellerie, Peterſilie u. ſ. w.; im Juli und Auguſt: Tomatus, Pattaten, Yams-Wurzeln, Melonen, Cimbellins, u. ſ. w.; im September und Oktober: Pompkins, Pistaſchen und mehrere Arten Rankengewächſe, Trauben, Sukko, Pak-

kan⸗Wall und Hickori⸗Nüſſe u. ſ. w. Um dieſe Zeit fängt man an, die Gärten von neuem zu beſtellen.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Klima. Das gelbe Fieber. Traurige Wirkungen deſſelben auf den Verfaſſer. Abreiſe nach Europa.

Das Klima von Louiſiana iſt unſtreitig eins der ſchönſten in Amerika. Zwei Drittel des Jahrs hindurch herrſcht ein heiteres angenehmes Frühlings⸗ und Herbſtwetter; nur in den Monaten Juni, Juli, Auguſt und September iſt die Hitze unangenehm, und an einigen ſchwülen Tagen wirklich unerträglich. Im Winter verurſachen die kalten Nordweſtwinde Nachtfröſte und einige unangenehme Tage. Sie ſind um ſo fühlbarer, da ihrer nur wenige, und ſie plötzlich auf warmes heiteres Wetter folgen. In den kälteſten Tagen ſtehn Fenſter und Thüren offen, welches freilich durchaus nothwendig iſt, weil die Häuſer der Pflanzer, ſelbſt der wohlhabendſten, der Glas⸗

ſenſter entbehren. Nach meinen Beobachtungen iſt die Witterung hier ungefähr folgende:

Januar und Februar ſind heiter und kühl, hin und wieder mit Gewitterregen. März und April bringen heftige Regengüſſe mit ſtarken Gewittern. Mai, Juni bis Mitte Juli herrſcht anhaltende Dürre. Von Mitte Juli bis Mitte Auguſt hat man furchtbare Gewitter mit ſtarken Regengüſſen und ſchwüler feuchter Luft. Von Mitte Auguſt bis Dezember fällt höchſt ſelten Regen. Im Dezember iſt abwechſelnd regnigtes und heiteres Wetter.

Der Regen fällt hier immer in plötzlichen Güſſen, dann klärt ſich der Himmel ſchnell auf. Trübe Tage, an welchen die Sonne nicht zum Vorſchein kommt, kennt man in Louiſiana nicht: der Himmel iſt faſt beſtändig wolkenlos und mit dem reinſten Azurblau gefärbt.

Krankheiten zeigen ſich gewöhnlich mit Septembers Anfang, und hören im November, zuweilen erſt zu Anfang des Dezembers auf. Das gelbe Fieber richtet jedes Jahr in den Städten Louiſianas große Verwüſtungen an. Auf dem Lande herrſcht in dieſer Zeit das Gallenfieber, und zuweilen, beſonders bei den

Neuangekommenen, das gelbe Fieber. Dieſe ſchnelle und in ihren Fortſchritten ſo ſchreckliche Krankheit fängt mit einer lebhaften Röthe des Geſichts, brennendheißen trockenen Haut, heftigem Kopfweh und einem unerklärbaren Schmerz in den verſchiedenen Theilen des Körpers an. Das Fieber iſt anhaltend; vom zweiten bis zum dritten Tage nimmt es noch mehr überhand, und zeichnet ſich durch außerordentliche Hitze, gänzlichen Mangel an Transpiration und öfteres Naſenbluten aus. Darauf folgen unaufhörliches Erbrechen und Ausleerungen einer ſchwarzen Materie, die faſt wie Theer ausſieht. Nach einer ſichtlichen Abnahme aller Kräfte, nach ſtarker Gelbſucht und Anfällen von Wahnſinn, erfolgt gewöhnlich am ſiebenten oder achten Tage der Tod. Was dieſer ſchrecklichen Krankheit beſonders eigen zu ſeyn ſcheint, ſind die auffallenden Veränderungen der Hautfarbe der Patienten. In den erſten drei Tagen iſt das Geſicht über alle Maßen hochroth gefärbt, darauf bekömmt es durch einen plötzlichen Uebergang ein ganz ſchwarzgelbes Anſehen; über den Körper verbreiten ſich ſchwarze Flecken, welche nach dem Tode des Patienten zunehmen.

Die ſchwarze Materie, die ein ſolcher Kranker in ſeinen letzten Tagen ausleert, iſt ſo ſcharf und ätzend, daß die kleinſten Theilchen davon, die ihm beim Erbrechen auf die Lippen fallen und da hängen bleiben, wenn ſie nicht ſogleich abgewiſcht werden, die Haut zerfreſſen und ſchwarz färben. Auch in Kleidung und Wäſche macht dieſe Materie ſchwarze unauslöſchbare Flecken. Die Mittel, welche man gegen dieſe Krankheit anwendet, ſind: ſtarkes Aderlaſſen, Brechmittel, Merkur und Glauberſalz. Wenn aber die Krankheit einmal ſo weit gediehen iſt, daß die Haut ſchwarzgelb wird und ſich ſchwarze Flecken zeigen, ſo iſt ſchwerlich mehr Rettung zu hoffen. Die hieſigen Aerzte ſind ſich ſelbſt nicht einig darüber, ob das gelbe Fieber epidemiſch ſey oder nicht. Zufolge meiner eigenen Beobachtung glaube ich nicht, daß es im eigentlichen Sinne peſtilenzialiſch ſey. Doch ſoviel ſcheint ausgemacht, daß zu der Zeit, wo es herrſcht, ſich der Urſtoff in der Luft befinde und man ſich großer Gefahr ausſetzt, wenn man jemanden, der damit behaftet iſt, pflegt, wartet, und die mit ungeſunden Theilen geſchwängerte Luft einathmet. Die Symptome dieſer Krankheit

ſind nicht immer dieſelben; auch iſt ſie ein Jahr weit bösartiger, anſteckender und tödtlicher als das andere. Man kann ihr dadurch einigermaßen vorbeugen, daß man ſich weder der brennenden Sonnenhitze, noch der kalten Nachtluft ausſetzt; daß man mäßig ißt und trinkt; ſich keine zu ſtarke Bewegung macht, und vor allen den Leib offen hält. Auch mir fügte dies ſchreckliche Fieber einen unerſetzlichen Verluſt zu, indem es mir meine theure Gattin raubte.

Dieſer Fall traf mich um ſo ſchmerzlicher, als nach ſo vielen Widerwärtigkeiten und Trennungen das Glück uns endlich zu lächeln ſchien; aber dies Glück war nur wie die kurze Windſtille, die dem verheerenden Sturme vorangeht.

Wir hatten nun 6 Monate, und zwar in der ſchönſten Jahrszeit, in dieſen unermeßlichen duftenden Wieſen in Geſundheit, Ueberfluß an allem Nothwendigen und glücklicher Einſamkeit zugebracht.

Wir wohnten in einer reizenden Gegend am Ufer des Teſche-Fluſſes, unmittelbar an einer ſchönen Brücke, über welche die große Straße nach den Opelouſas führte. Unſer

Haus war mit ſchönen Zuckerrohr- und Baumwollenfeldern umgeben und von hohen immergrünen Magnoliabäumen beſchattet. Ein großer Garten lieferte uns zu jeder Jahrszeit friſches Gemüſe und Früchte in Ueberfluß. Wollten wir Fiſche oder Schildkröten eſſen, ſo durfte ich nur das Netz einige Stunden im Bayon ausſpannen. Eine kurze Jagdparthie verſchaffte uns ſo viel Enten und andere Arten Waſſervögel, als wir in drei Tagen verzehren konnten. Mit Rehbraten und Bärenſchinken verſorgten uns die Indianer. Unſere Baumwollenerndte verſprach einen reichlichen Ertrag. Auch waren unſere Wünſche in Hinſicht der Geſellſchaft befriedigt; denn wir lebten in einem guten Einverſtändniſſe mit vortrefflichen Nachbarn, zum Theil Franzoſen, durch die Revolution und den Sturz Napoleons aus Frankreich vertrieben. Die ausgezeichnetſten unter ihnen waren: der Graf von Rouſſillon, ein fein gebildeter höflicher alter Mann, welcher aus mir unbekannten Urſachen die Einkünfte von ſeinen Gütern in Frankreich hier verzehrte; der Doktor Bulliard aus Beſançon, ein vortrefflicher Arzt, der als Aide-Major in Napoleons Armee die Feldzüge in

Spanien und Rußland mitgemacht, mit dem General Allemand nach Amerika gekommen war, und an deſſen unglücklichen Expedition in Texas Theil genommen hatte.

Ferner: Colonel Latapie, ehemals Chef eines Huſaren-Regiments der franzöſiſchen Kaiſergarde. Er hielt einen kleinen Laden von allerlei unbedeutenden Artikeln, nebſt einer Wein- und Branntweinſchenke. Er trug noch immer ſeine Orden und einen mächtigen Schnurrbart, und konnte ſich, ohngeachtet ſeines militairiſchen Geiſtes, beſſer als viele ſeiner Kameraden, in ſeine drückende Lage finden. Lukullus, vormals Hufſchmied ſeines Regiments, war ſein Nachbar und täglicher Kunde. Da hier die Pferde nicht beſchlagen werden, ſo machte er Pflüge, und war in weit blühendern Umſtänden als ſein ehemaliger Colonel. Außer dieſen wohnten noch einige ſehr angeſehene liebenswürdige Kreolenfamilien, von dem alten franzöſiſchen Adel abſtammend, in unſerer unmittelbaren Nachbarſchaft. Z. B. Chevalier de l'homme, neuville de clouet, st. Marc d'Arby, und de la strape, mit denen wir einen geſelligen Umgang pflogen.

Meine Gattin hatte auf dringendes Erſuchen der benachbarten Pflanzer 10 junge Mädchen aus den angeſehnſten Familien zu ſich genommen, für deren Erziehung ihr 200 Piaſter jährlich für jede gezahlt werden ſollten.

Glücklich und mit den frohſten Hoffnungen und Ausſichten für die Zukunft, floſſen unſere Tage in ungetrübter Heiterkeit dahin, bis das gelbe Fieber und der unerbittliche Tod zwiſchen uns kam.

Das Gallenfieber und mitunter das ihm verwandte gelbe Fieber richteten dieſen Sommer große Verwüſtungen an. Schon hatte unſer Reiſegefährte von Pittsburg, Mr. Bradley ſeine beiden erwachſenen liebenswürdigen Töchter und ſeinen älteſten Sohn dadurch verloren. Nun war auch die Reihe an uns gekommen. Zuerſt bekam ich einen heftigen Anfall davon, wurde aber durch die thätigen Bemühungen des Doktors Bulliard ſchnell wieder hergeſtellt. Kaum konnte ich das Bette wieder verlaſſen, ſo ſank meine Frau, wahrſcheinlich ein Opfer ihrer treuen Pflege und Sorgfalt für mich, während meiner Krankheit, dahin.

Ihr Zuſtand, welcher anfangs nicht bedenklich geſchienen hatte, wurde bald hoffnungs-

los. Sie ertrug ihre Schmerzen ohne Klage, obgleich dieſe bisweilen ſo heftig wurden, daß Anfälle von Wahnſinn erfolgten, in welchem ſie ihr Leiden unerträglich fand. Schon am vierten Tage veränderte ſich die dunkele Röthe ihrer Haut in eine ſchwarzgelbe Farbe; ſelbſt das Weiße der Augen wurde dunkelgelb. Am fünften Tage bekam ſie ſchwarze Flecken im Geſicht und auf den Armen, alle Schmerzen und das Fieber hatten aufgehört, doch nahmen ihre Kräfte zuſehends ab, bis ſie am ſechsten Tage mit völligem Bewußtſeyn ſanft und ergeben in ihr Schickſal verſchied. Zum Ruhme der Kreolinnen muß ich noch hinzufügen, daß ſie uns in dieſer bedrängten Zeit allen nur möglichen Beiſtand leiſteten. Mit unermüdlicher Sorgfalt pflegten und bedienten die Nachbarinnen meine Frau während ihrer Krankheit, und verließen ſie bis zu ihrem Ende keinen Augenblick, ohngeachtet das Fieber eins der anſteckendſten war.

Ueberhaupt ſtehen ſie ſich in Krankheiten und Unglücksfällen mit einer Theilnahme und Ausdauer bei, die wohl ſchwerlich in Europa ihres Gleichen hat.

Ich blieb nun noch beinahe ein Jahr in Attakapas und konnte mich von den Folgen des Fiebers nicht wieder erholen, wozu der Gram über den herben Verluſt vieles beitragen mochte. Meine Kräfte wurden durch ein ſchleichendes Fieber verzehrt, dazu kam im Juni des folgenden Jahrs ein neuer Anfall des gelben Fiebers, welcher meinen Zuſtand ſehr bedenklich machte.

Der Doktor Bulliard erklärte mir offen, daß nur eine Veränderung des Klimas meine zerrüttete Geſundheit wiederherſtellen könnte. Ich fühlte, daß ich in Louiſiana den Sommer nicht überleben würde. Ich ſuchte daher ſo ſchnell als möglich meine Sachen in Ordnung zu bringen, übergab meine Neger und Plantage meinem Freunde Chevalier de l'homme und ſchied mit ſchwerem Herzen von Louiſiana, kaum hoffend Europa lebendig zu erreichen.

Am 1. Auguſt 1826 verließ ich die Attakapas mit dem ſchönen Dampfſchiffe Opelouſas. Die einſame überſchwemmte Wildniß, worin wir bei unſerer Ankunft in Louiſiana vier lange Tage zubrachten, durchflogen wir jetzt in fünf Stunden.

Als wir am Bayon Plaquemine anlangten, konnte ich mir kaum vorſtellen, daß das Dampfſchiff ſich dieſen wüthenden Strom hinaufarbeiten könnte. Aber das Feuer der Dampfkeſſel wurde verdoppelt, worauf die Maſchine mit ſo gewaltſamen Schlägen arbeitete, daß das Boot in allen ſeinen Theilen erbebte. Man war auch allgemein der Meinung, daß das Schiff bald durch die heftige Erſchütterung unbrauchbar werden würde.

Das Waſſer ſtieg wirklich drei Fuß beim Hinauffahren in dieſen engen Fluß, dennoch legten wir zwei Meilen in einer Stunde gegen den Strom zurück.

Sobald wir auf dem Miſſiſippi ankamen, empfanden wir die angenehme Kühle, welche durch die aus dem ſchnellen Lauf des Boots, den Strom hinunter, entſtehende Zugluft bewirkt wird, und die man unter dem Zelte des Verdecks in vollen Zügen genießt. Man hatte kaum Zeit einen Blick auf die prachtvollen Plantagen dieſer ſchönen Gegend zu werfen, ſo waren ſie auch verſchwunden und neue Gegenſtände ſtellten ſich dem entzückten Auge dar. Von Plaquemine bis Orleans, 135 Meilen legten wir in 10 Stunden zurück.

Das ſonſt ſo muntere Orleans war nun traurig und öde. Das gelbe Fieber hatte ſich in mehreren Theilen der Stadt gezeigt, weshalb die angeſehnſten Bürger entflohn waren und ihre Häuſer verſchloſſen hatten. Der größte Theil der Schiffe hatte den Hafen verlaſſen, die übrigen eilten ſo ſchnell als möglich fortzukommen.

Ich hatte große Mühe ein Logis zu finden, indem meine große Schwäche und mein bleiches abgezehrtes Ausſehn die Wirthe abſchreckte: ſie fürchteten mich bald als Leiche heraustragen zu müſſen, welches mir einige ſogar unverhohlen zu verſtehen gaben. Es gibt vielleicht keinen Ort in Amerika, wo ein umſichtiger Mann, der etwas Spekulationsgeiſt beſitzt, ſo ſicher und ſchnell ſein Glück machen, d. h. Reichthum erwerben kann, als in Neu-Orleans. Die großen Handelsvortheile, und die Leichtigkeit, womit Leute von geringen Glücksumſtänden ſchnell emporkommen, reizen eine Menge Fremde ſich daſelbſt niederzulaſſen, welche aber gar oft, ſtatt Reichthum, ihr Grab finden. Durch dieſen großen Zufluß von Fremden nimmt die Bevölkerung der Stadt, die ſich gegenwärtig auf 50,000 Seelen be-

läuft, ohngeachtet der großen Sterblichkeit, ſchnell zu.

Trotz der ungeſunden Luft findet man viele alte, ſelbſt hundertjährige Leute, und man will behaupten, daß die alten Kreolen von dem gelben Fieber wenig zu fürchten hätten.

Neu-Orleans iſt ganz regelmäßig gebaut und mit vielen prachtvollen Gebäuden, öffentlichen Plätzen und Kirchen geziert. Es hat mit den Vorſtädten eine Länge von 3 Meilen, und liegt in Form eines Halbzirkels am Ufer des Miſſiſippi. Durch einen ſtarken Erdwall iſt die Stadt gegen die Ueberſchwemmungen dieſes Stroms geſichert, deſſen Waſſerfläche in den Monaten Mai und Juni, oft bis Mitte Juli, 4—5 Fuß über die Straßen der Stadt erhaben iſt.

In dieſer Zeit wird das Waſſer des Stroms, vermittelſt der in dem Walle angebrachten Schleuſen, durch alle Straßen der Stadt geleitet, welches wohl ſehr zu der alsdann herrſchenden Geſundheit beitragen mag.

Mit vieler Mühe erhielt ich endlich eine Ueberfahrt auf dem Schiffe Conneſtoga von Neu-England, welches nach Havre de grace

beſtimmt war. Der Kapitain und die Hälfte der Mannſchaft waren krank, als ich an Bord kam. Das Dampfboot Hercules brachte uns bis in See, weil die Mannſchaft nicht fähig war, den beſchwerlichen Dienſt, während der Fahrt, den Strom hinunter zu leiſten. Wir glaubten, daß die geſunde Seeluft den Kranken zuträglich ſeyn würde; aber der Kapitain nebſt 4 Matroſen ſtarben kurz hintereinander. Der älteſte ſeiner Gehülfen übernahm den Befehl über das Schiff. Aber er benahm ſich ſehr ungeſchickt, denn in einem heftigen Nordwinde ließ er das Schiff an einen Felſen der Caskets, nicht weit von dem Cap la Hogue an Frankreichs Küſte ſtranden. Hiedurch verlor ich noch eine Parthie Baumwolle, die ich wegen des ungewöhnlich wohlfeilen Preiſes in Neu-Orleans eingekauft, aber leider nicht hatte veraſſekuricen laſſen. Das Schiff nebſt dem größten Theil der Ladung ging verloren; doch büßte Niemand dabei das Leben ein.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Allgemeine Bemerkungen über die vereinigten Staaten.

I. Abſchnitt.

Eintheilung, Flächeninhalt, Bevölkerung, Klima, und Produkte der Staaten.

Die vereinigten Staaten werden eingetheilt:

1. In die öſtlichen, oder Neu-England. Dazu gehören: Maine, Newhampshire, Maſſachuſets, Rhode Island, Vermont und Connectikut. Sie enthalten auf 70,000 engliſchen Quadratmeilen eine Bevölkerung von zwei Millionen Einwohnern, worunter ſich 30,000 freie Schwarze und Mulatten befinden. Die Winter ſind lang und kalt, der Schnee liegt faſt drei Monate. Die Sommer ſind kurz und heiß, und folgen dem Winter ſo ſchnell, daß man faſt kein Frühlingswetter kennt. Die Urſachen, warum in dieſen Breitegraden (40 bis 45) ein ſo langer kalter Winter herrſcht, ſind

hauptſächlich in den vielen Wäldern zu ſuchen, womit das Land vorzüglich gegen Norden bedeckt iſt. Die Artikel der Ausfuhr ſind: Bauholz, Dachſchindeln, fertig gezimmerte Häuſer, Hülſenfrüchte, geſalzenes Fleiſch in Fäſſern, Talg, Lichter, Seife, Schuhe, Stiefel, grobe Baumwollen- und einige kurze Waaren, welche nach Louiſiana, Weſtindien und Süd-Amerika verſandt werden. Der Boden iſt bergigt und ſteinigt und beſitzt im Allgemeinen eine mittelmäßige Fruchtbarkeit.

2. In die Mittelſtaaten. Dazu gehören: Newyork, Newjerſey, Delaware und Penſylvania. Sie enthalten auf 90,000 Quadratmeilen ungefähr drei Millionen Einwohner, worunter ſich etwa 600,000 Abkömmlinge der Deutſchen und 80,000 freie Schwarze und Mulatten befinden; die übrigen ſind Abkömmlinge der Britten und Franzoſen. Das Klima iſt wenig von dem in Neu-England verſchieden, nur iſt der Winter gelinder, beſonders in Penſylvania und Delaware, wo die Witterung ſehr abwechſelnd, warm und kalt iſt, daher man hier ſchon mehr Wechſel- und Nervenfieber findet. Die Artikel der Ausfuhr ſind die nämlichen, wie die der öſtlichen Staaten;

dazu kommen noch: eine groſse Quantität Weizenmehl, Segeltuch, Potaſche, Teppiche, Meubel u. ſ. w. Die Fruchtbarkeit des Bodens iſt ſehr verſchieden. An der Meeresküſte, beſonders in Jerſey, iſt er ſandig und unfruchtbar, im Weſten von Newyork und Penſylvania aber ſehr fruchtbar.

3. In die ſüdlichen Staaten. Dazu gehören: Maryland, Virginia, Nord-Carolina, Süd-Carolina, Georgien, und künftig auch Oſt- und Weſt-Florida, die noch nicht als Staaten anerkannt ſind. Sie enthalten, mit Ausnahme der Floridas, auf 200,000 Quadratmeilen eine Bevölkerung von 2½ Millionen Einwohnern, wovon mehr als die Hälfte Negerſklaven ſind. Der Sommer iſt beſonders an der Küſte übermäßig heiß, und der Winter nach Verhältniß kälter, als man in dieſen Breitegraden (32—39) vermuthen ſollte; daher weder die nördlichen noch die ſüdlichen Früchte wohl gedeihen, obgleich man beide kultivirt. Ausgeführt wird: Weizenmehl, Taback, Baumwolle, Reis, Terpentin, Theer, Harz und etwas Indigo. Der Boden iſt zum Theil ſchlecht, jedoch hat die große Hitze einen erſtaunlichen Einfluß auf die Vegetation.

4. In die weſtlichen Staaten. Dazu gehören: Kentuky, Tenneſſee, Michigan, Ohio, Indiana, Illinois, Alabama, Miſſoury, Miſſiſippi und Louiſiana, nebſt den Territorien Arkanſas, Nordweſt und la Plata. Sie haben auf einer Fläche von 400,000 engliſchen Quadratmeilen eine Bevölkerung von 4 Millionen Einwohnern, worunter ſich ungefähr anderthalb Millionen Sklaven befinden. Das Klima iſt feuchter und der Winter in den nämlichen Breitegraden gelinder als in den atlantiſchen Staaten. Mit Ausnahme der Staaten am Miſſiſippi iſt die Luft geſund, in den neuen Kolonien aber das kalte Fieber eine Geißel des Landes. Die Erzeugniſſe und Ausfuhrartikel ſind die nämlichen, wie in den nördlichen und ſüdlichen Staaten, je nachdem ihre Lage nördlicher oder ſüdlicher iſt; nur werden von hier noch keine Manufakturwaaren ausgeführt. Das Zuckerrohr wird blos in Louiſiana und Süd-Alabama gebaut. Der Boden iſt durchgängig fruchtbar. Weizen gibt 30—40 mal die Ausſaat zurück. Der Ertrag von einem Morgen Mais macht 80 Büſchel oder 60 Berl. Scheffel.

II. Abſchnitt.

Verfaſſung.

Die Republik von Nord-Amerika beſteht gegenwärtig aus 26 Staaten und einigen Territorien: Gebieten, die noch keine hinlängliche Anzahl Einwohner haben um als Staaten in die Vereinigung aufgenommen zu werden, und nur in politiſcher Hinſicht ein Ganzes bilden. Dem Kongreß ſteht keine Gewalt über die innere Verwaltung der einzelnen Staaten zu, deren jeder ſeinen Gouverneur, ſeine eigene Verfaſſung, ſein geſetzgebendes Korps und Abgabenſyſtem hat.

Die vollziehende Gewalt der Union beſteht:

1. aus dem Präſidenten
2. aus dem Vice-Präſidenten
3. aus dem Staatsſekretair
4. aus dem Kriegsſekretair
5. aus dem Sekretair des Schatzes
6. aus dem Sekretair des Auswärtigen
7. aus dem Oberrichter (Chief justice) mit

fünf Gehülfen und für jeden Staat einem Prokurator oder öffentlichen Ankläger.

Der Präſident hat 25,000 Piaſter Gehalt; der Vice-Präſident und die Sekretaire haben 6000 Piaſter, der Oberrichter 5000, die Gehülfen 4000 und die Prokuratoren 1500.

Der Präſident muß zu Washington reſidiren, er wird auf vier Jahre gewählt und kann nur acht Jahre in Succeſſion dieſe Stelle bekleiden. Er muß das fünf und dreißigſte Lebensjahr erreicht haben und ein Amerikaner von Geburt ſeyn. Seine Wahl geſchieht auf folgende Art. Das Volk der verſchiedenen Staaten ſucht die Wähler aus, deren Anzahl eben ſo ſtark wie die der Senatoren und Repräſentanten auf dem Kongreſſe iſt. Dieſe Wähler verſammeln ſich an einem und demſelben Tage in ihren verſchiedenen Staaten, und geben durch Ballotement ihre Stimmen über die zum Präſidenten und Vice-Präſidenten zu ernennenden Perſonen ab. Die Stimmenverzeichniſſe werden an den Präſidenten des Senats geſchickt, welcher ſie in Gegenwart beider Häuſer öffnet und zählt. Derjenige, dem die meiſten Stimmen zur Präſidenteſtelle zu Theil wurden, wird als gewählt

anerkannt, vorausgeſetzt, daß er die Mehrheit der Stimmen ſämmtlicher Wähler für ſich hat. Iſt dies bei keinem der Fall, ſo wählt das Haus der Repräſentanten aus denjenigen Kandidaten, welche die meiſten Stimmen für ſich haben, in ſo weit ihre Zahl nicht größer als drei iſt, den Präſidenten durch Ballotement. Die geſetzgebende Gewalt beſteht aus 280 Repräſentanten und 52 Senatoren (für jeden Staat zwei), welche ſich am erſten Montag im Dezember jeden Jahrs zu Washington verſammeln, wenn der Präſident ſie nicht wegen wichtiger Urſachen auf einen anderen Tag zuſammenruft. Sie erhalten vier Piaſter täglich, ſo lange die Sitzungen dauern, nebſt Reiſekoſten hin und zurück. Die Senatoren werden auf ſechs Jahr durch die Legislaturen ihrer reſpektiven Staaten gewählt. Ein Drittel der Stellen iſt alle zwei Jahre erledigt. Präſident des Senats iſt der Vice-Präſident der vereinigten Staaten; er hat jedoch nur dann eine Stimme, wenn die übrigen gleich vertheilt ſind. Ein Senator muß 30 Jahr alt, 9 Jahr Bürger der vereinigten Staaten, und zur Zeit der Wahl in dem Staate, wo er gewählt wird, wohnhaft ſeyn.

Die Repräſentanten werden auf zwei Jahr, in einigen Staaten durch die betreffende Legislatur, in anderen durch das Volk gewählt. Jedes vierzig Tauſend Seelen hat einen Repräſentanten, welcher 25 Jahr alt, 7 Jahr Bürger der vereinigten Staaten geweſen ſeyn, und in dem Staat wohnen muß, wofür er gewählt iſt. Zur Wahl der Repräſentanten ſind ſtimmfähig alle anſäſſigen Bürger und ihre Söhne, wenn ſie 21 Jahre erreicht haben; auch naturaliſirte Fremde, welche Abgaben bezahlen. (Zur Naturaliſation iſt ein fünfjähriger Aufenthalt mit Betreibung eines bürgerlichen Gewerbes erforderlich). Freie Schwarze und farbige Leute ſind nicht ſtimmfähig.

Der Kongreß beſchließt alle Verordnungen und Maßregeln, welche die Wohlfahrt der ganzen Vereinigung betreffen, als: Kriegserklärungen, Friedensſchlüſſe, Verkauf der öffentlichen Ländereien, Veränderungen bei der Armee und Marine, Zollgefälle, Handels- und Allianz-Traktate, Einführung der Sklaverei in die neuen Staaten, Verwendung der Revenüen, Anlegung von Feſtungen u. ſ. w.

Zu einem Geſetz oder einer Verordnung iſt die Zuſammenwirkung beider Häuſer erfor-

derlich; hat dieſe Statt gefunden, ſo wird das Geſetz dem Präſidenten vorgelegt, und im Falle der Bewilligung von ihm unterzeichnet. Im entgegengeſetztem Falle ſchickt er es dem Hauſe der Repräſentanten, mit ſeinen Einwürfen begleitet, zurück, um es noch einmal in Erwägung zu ziehen. Alsdann iſt die Zuſtimmung von zwei Dritteln der Mitglieder beider Häuſer erforderlich, um es zu einem Geſetze zu erheben. Schickt jedoch der Präſident ein neues Geſetz nicht binnen zehn Tagen zurück, ſo erhält es auch ohne ſeine Zuſtimmung Kraft.

Die Revenüen der vereinigten Staaten belaufen ſich ungefähr auf 18 Millionen Piaſter, wovon 16 Millionen an eingehenden Rechten von den fremden Waaren und 2 Millionen aus dem Verkauf der öffentlichen Ländereien, Verpachtung der Salzwerke und Bleiminen 2c. 2c. einkommen.

Hiemit werden beſtritten: die Koſten der Landesverwaltung, die Verpflegung der Armee und Marine, die Erbauung neuer Kriegsſchiffe und Feſtungen nebſt deren Unterhaltung, die Penſionen der im Kriege gedienten Offiziere und Soldaten u. ſ. w.

Da die Einfuhren von fremden Waaren nicht alle Jahr gleich groß ſind, ſo betragen auch die Revenüen einige Jahre 2—3 Millionen mehr oder weniger als andere Jahre.

Der Präſident ernennt die Offiziere der Armee und Marine, die Beamten der vereinigten Staaten und die Geſandten an den auswärtigen Höfen. Er ſchlägt dem Kongreß die zur Wohlfahrt der Union dienlichen Maßregeln vor, und leitet die Verhandlungen mit den auswärtigen Mächten. Außer dem General-Gouvernement, wie der Kongreß und die vollziehende Gewalt zu Washington genannt werden, hat jeder einzelne Staat, wie ſchon erwähnt, ſeine vollziehende und geſetzgebende Gewalt. Letztere beſteht ebenfalls aus dem Senat und geſetzgebenden Korps; jene aus dem Gouverneur, dem Lieutenant-Gouverneur, dem Staatsſekretair, dem Schatzmeiſter, dem Kontrolleur, dem Kanzler und den Richtern des supreme court (oberſten Gerichtshofes). Die Gouverneure haben ein Gehalt von 3—6 tauſend Piaſtern, nach der Größe des Staats mehr oder weniger. Sie werden in einigen Staaten auf zwei, in anderen auf drei Jahre gewählt, und können in

der Regel nur zweimal hinter einander gewählt werden. Sie vergeben die Richterſtellen und ſubalternen Funktionen, welche ſelten ohne erhebliche Gründe einem Individuum bei Lebzeiten wieder entzogen werden.

Der Gouverneur iſt General en Chef der Miliz ſeines Staates; er ernennt die Stabsoffiziere und beſtätigt die von den Kompagnien gewählten Subalternen der Miliz.

Die Assembly (das geſetzgebende Korps) beſteht aus den Repräſentanten der Countys (Kreiſe). Gewöhnlich wird für jedes 20 Tauſend Seelen ein Repräſentant gewählt. Jede County wählt außerdem einen Senator. Die beiden Häuſer der Geſetzgebung der einzelnen Staaten haben in den Angelegenheiten, die ihren Staat betreffen, die nämlichen Verpflichtungen, wie der Kongreß zu Washington in denen, welche die ganze Vereinigung betreffen. Sie verordnen die Erbauung der Kunſtſtraßen und öffentlichen Gebäude, beſtimmen die Abgaben u. ſ. w.

Der Gouverneur iſt ermächtigt, jede in den beiden Häuſern durchgegangene Verordnung zu revidiren, und nach Befinden, mit Anzeigung ſeiner Gegengründe, zur nochmali-

gen Berathung zurückzuſenden, welches aber binnen zehn Tagen geſchehen muß, weil ſie ſonſt ohne ſeine Zuſtimmung Geſetzeskraft erhält.

Zur Repräſentanten-Wahl ſind alle Bürger, die das ein und zwanzigſte Jahr zurückgelegt und ſich ſechs Monate im Staat aufgehalten haben, ſtimmfähig, jedoch mit Ausnahme der freien Neger und Mulatten.

Jeder Staat iſt in Countys abgetheilt, die in einigen Staaten wieder in Townships (Kantons) zerfallen. Die Countys haben eine Bevölkerung von 20—60,000 Seelen.

Die Abgaben der Einwohner werden nach den County-Ausgaben auf alle Grundbeſitzer und gewerbtreibenden Individuen vertheilt. Damit werden die Beſoldungen der Offizianten des Staats, die Koſten der Verwaltung und ſonſtige Kommunallaſten beſtritten. Jede County hat einige Justices of peace (Friedensrichter) und einen Common court (Untergericht), welcher aus einem Richter und zwei Beiſitzern beſteht; zu letzteren werden keine Rechtsgelehrte nothwendig erfordert.

Die Richter des supreme court müſſen ſich an feſtgeſetzten Tagen in den Hauptörtern

der Countys einfinden, um über Kriminalfälle und Appellationen der Civilprozeſſe zu entſcheiden.

Die Rechtsverfaſſung iſt faſt ganz von der engliſchen entlehnt; nur entſcheidet der Buchſtabe des Geſetzes hier weniger. Alle Verhandlungen ſind öffentlich. Sowohl in Civil- als Kriminalfällen entſcheiden zwölf Jury-Männer über ſchuldig oder nicht ſchuldig. Die Jurys müſſen Männer von unbeſcholtenem Rufe ſeyn, die mit keiner Parthei verwandt oder in einem ſonſtigen Verhältniſſe ſtehen dürfen. Sie werden von dem Sherif (Gerichtsvollzieher) gewählt und vereidet, ihr Gutachten nach wahrer Ueberzeugung zu geben und keine vorgefaßte Meinung zu haben. Sie wohnen den Verhandlungen, die alle mündlich geführt werden, von Anfang bis zu Ende bei. Die Partheien können ihre Vertheidigung entweder ſelbſt übernehmen, oder ſich durch Anwalde vertreten laſſen. Auch das Zeugenverhör iſt mündlich, und nur die erheblichſten Punkte werden von dem Clerk (Gerichtsſchreiber) aufgezeichnet. Die Advokaten ſind berechtigt ſelbſt Fragen an die Zeugen zu thun und ſie auf die Umſtände aufmerkſam zu machen.

Sie mißbrauchen nicht ſelten dieſe Erlaubniß, indem ſie die Zeugen durch Mißhandlungen zu ſchrecken und zu verwirren ſuchen. Sie nehmen ſich oft ſolche Freiheiten heraus, und betragen ſich ſo unanſtändig, daß der Gerichtshof ſich gezwungen ſieht, ſie wegen contempt of court (Verachtung des Gerichts) auf der Stelle ins Gefängniß zu ſchicken. Nach geſchloſſenem Zeugenverhör erfolgen die mündlichen Vertheidigungen und Deduktionen; darauf wendet ſich der Richter an die Jury mit einer kurzen Rede, worin er ſie auf die erheblichſten Punkte aufmerkſam macht und ſeine Meinung ausſpricht; dann verfügt ſich die Jury in ein Nebenzimmer, zum Ausſpruch des guilty or not guilty (ſchuldig oder nicht ſchuldig). Zuletzt fertigt der Richter das Erkenntniß nach den darauf Bezug habenden Geſetzesſtellen aus. Die Jury-Männer müſſen alle einerlei Meinung ſeyn. Wenn dies nicht zu bewirken iſt, ſo muß eine neue Jury zuſammenberufen werden; zu welchem Ende immer 36 hiezu erwählte Perſonen anweſend ſind. Nur in Civilprozeſſen findet eine Appellation an den obern Gerichtshof Statt. In Kriminalfällen iſt nur Eine Inſtanz. Doch kann eine

zum Tode verurtheilte Perſon die Gnade des Gouverneurs anſprechen, welcher, wie auch nicht ſelten der Fall iſt, die Todesſtrafe in eine lebenslängliche Gefängnißſtrafe zu verwandeln vermag.

Die Esquires (Friedensrichter) haben keine Beſoldung. Sie erkennen in ſtreitigen Fällen bis zu 50, in einigen Staaten bis zu 100 Dollars. Wenn die eine oder die andere Parthei es verlangt, können ſie eine Jury zuſammenrufen laſſen. Für die Ausfertigung eines Warrants (Citation) erhalten ſie in einigen Gegenden einen Dollar und eben ſo viel für ein Erkenntniß. Die Prozeſſe werden durch dieſes einfache Verfahren ſehr abgekürzt. Auch ſind die Gerichtskoſten ganz unbedeutend. Dennoch iſt das Prozeßführen hier eine ſehr koſtſpielige Sache, die mancher Familie ihr ganzes Vermögen raubt, weil die Advokaten, an keine Taxe gebunden, ungeheure Fees (Gebühren) berechnen, weshalb manche, die als große Redner und trick fellows (feine Ränkeſchmiede) bekannt ſind, eine jährliche Einnahme von 8—12,000 Piaſtern beſitzen. Das Land iſt, beſonders in reichen und bevölkerten Gegenden, mit Advokaten überſchwemmt, und

wo man in den Städten nur das Auge hinwendet, ſieht man Advokatenſchilder, mit den Inſchriften: lawyer, counsellor at Law, oder attorney at Law (Geſetzgelehrter, Gerichtsanwald) u. ſ. w.

Die eben beſchriebene Staatsverfaſſung Newyorks paßt, mit einigen kleinen Abweichungen, für alle Staaten, weil ſie in den Hauptpunkten wenig verſchieden ſind.

III. Abſchnitt.

Armee und Marine.

Die Armee der vereinigten Staaten beſteht:

1. aus 6000 Mann regulairer Infanterie und Artillerie, welche durch Werbung aufgebracht werden. Sie verpflichten ſich auf eine fünfjährige Dienſtzeit und erhalten in Kriegszeiten nebſt einem bedeutenden Handgeld 160 Morgen Land. Außerdem erhalten die Gemeinen, nebſt Kleidung, ſechs Piaſter an baarem Gelde monatlich, und eine tägliche Por-

tion von einem Pfund Weißbrod, einem Pfund Fleiſch und Branntwein; Gemüſe bauen ſie ſich ſelbſt in einem großen Ueberfluß an. Sie ſind den Engländern ähnlich gekleidet und haben überhaupt die engliſche Disziplin und Einrichtungen. Die Offiziere werden in der Kadettenſchule zu Weſtpoint auf Koſten der Regierung erzogen. Der Colonel erhält 80, der Major 60, der Hauptmann 40, der Lieutenant 30 Piaſter monatlichen Sold, nebſt Rationen und freier Wohnung. Die ganze Landmacht iſt, mit Ausnahme einiger Kompagnien, welche in den Seeſtädten ihre Garniſonen haben, in die Forts an der weſtlichen Grenze vertheilt, um die Indianer in Zaum zu halten. In dieſen Wildniſſen, wo die Offiziere keine öffentliche Rüge zu fürchten haben, ſollen die Soldaten oft mit grauſamer Strenge behandelt werden.

2. Aus den Volontair-Kompagnien, welche auf 30,000 Mann Infanterie, 20,000 Mann Kavallerie und 10,000 Mann Artillerie geſchätzt werden. Sie ſchaffen ſich Waffen und Uniform ſelbſt an, und erhalten blos in Kriegszeiten Sold. Sie kommen jeden Monat einmal kompagnieweiſe zur Uebung zuſammen. Nach den regulairen Truppen ſind

ſie am beſten disziplinirt, und machen eigentlich den Kern der Armee aus, da ſie aus Bürgerſöhnen von guter Familie beſtehen. Die Offiziere werden von den Kompagnien gewählt und ſind ebenfalls unbeſoldet.

3. Aus den Kompagnien der Riflemen (Büchſenſchützen), einem Trupp Bürger, die ſich ſelbſt uniformiren und bewaffnen. Sie zeichnen ſich als ganz vorzügliche Schützen aus und leiſten in den Wäldern als Tirailleurs große Dienſte. Sie ſind im Uebrigen wie die Volontair-Kompagnien eingerichtet, mit denen ſie gleiche Rechte haben. Ihre Zahl wird auf 40,000 geſchätzt.

4. Aus der Miliz, einem rohen undisziplinirten Haufen ohne alle Subordination, ſchlecht bewaffnet und ohne Uniform. Sie ſoll mit den Volontair-Kompagnien und Riflemen, welche ebenfalls zur Miliz gerechnet werden, 700,000 Mann ſtark ſeyn, welches nicht übertrieben ſcheint, da alle Bürger der vereinigten Staaten von 17 — 40 Jahren verbunden ſind, in der Miliz zu dienen. Sie iſt nicht verpflichtet außerhalb dem Gebiete der vereinigten Staaten zu fechten; oft macht ſie ſogar Schwierigkeit ihren Staat zu verlaſſen. Die

Volontairs und Riflemen dagegen dienten im letzten Kriege gegen England ohne Widerſetzung in Kanada. So furchtbar nun auch die Miliz, größtentheils aus geübten Schützen beſtehend, hinter Verſchanzungen iſt, (wie die Engländer bei Neu-Orleans erfahren) ſo wenig kann ſie im freien Felde gegen disziplinirte Truppen Stand halten; und es iſt wahrſcheinlich, daß Eins unſerer Infanterie-Regimenter 20,000 dieſer eingebildeten Helden auf den erſten Bayonnettangriff mit leichter Mühe in die Flucht jagen würde. Auch ihre Artillerie iſt ſehr zurück und ungeübt; vielleicht hat nicht einmal der zwanzigſte Theil eine Kanone abfeuern ſehen. Sie beſteht blos aus leichten Sechs- und Vierpfündern, die mit einem Pferde beſpannt ſind. Im Nothfall müſſen die Artilleriſten die Kanonen ſelbſt fortbringen.

Die Marine, worauf die Amerikaner ihr Hauptaugenmerk richten, beſteht aus ungefähr 15 dienſtfähigen Linienſchiffen von 74 — 110 Kanonen, 30 Fregatten von 44 — 60 Kanonen, einer großen Menge kleinerer Kriegsfahrzeuge und einigen bewaffneten Dampfſchiffen. Nur ein Theil der Kriegsſchiffe iſt in

aktivem Dienſt und mit ungefähr 6000 Matroſen und Marine-Soldaten bemannt; die übrigen liegen abgetakelt in den Häfen. Die Offiziere der Marine erhalten ebenfalls ihre Bildung in der Kadetten-Schule zu Weſtpoint, auf Koſten der Regierung. In dem letzten Kriege mit England hat ſich die amerikaniſche Marine vorzüglich ausgezeichnet. Sie hat nicht allein in einigen Gefechten mit engliſchen Fregatten auf dem Meere, wo die Streitkräfte ſich gleich waren, den Sieg davon getragen, ſondern auch in den kleinen Seeſchlachten auf den Erie- und Champlain-Seen die feindlichen Schiffe vernichtet, obgleich die Uebermacht auf der Seite der Engländer war. Große Seeſchlachten, wie bei Trafalgar, Abukir u. ſ. w. können die Amerikaner mit ihrer kleinen Marine noch nicht wagen.

IV. Abſchnitt.

Religionsſekten und ihr Kultus.

Die zahlreichen Sekten in den vereinigten Staaten ſind Bekenner eines einzigen Gottes,

und gründen ihre Religionsdogmen auf die heilige Schrift. Die Verſchiedenheit ihres Kultus rührt von der Verſchiedenheit der Auslegung dunkler Stellen der heiligen Schrift her. Unter dieſen Sekten verdienen vorzüglich angemerkt zu werden:

1. Die Presbyterianer, welche ſowohl den zahlreichſten als gebildetſten Theil der Bevölkerung ausmachen. Sie ſind wenig von den Reformirten unterſchieden. Sie glauben an Vorherbeſtimmung, und daß, wenn der Menſch einmal die Gnade Gottes erlangt habe, er nicht wieder abfallen könne. Kürzlich ſind zwei neue Sekten aus ihrer Mitte hervorgegangen: the newlight presbiterians (Neulicht-Presbyterianer) und die Fire and Brimstone presbyterians (Feuer- und Schwefel-Presbyterianer, ein Spottname, ſie werden eigentlich Rezeders genannt); ihre Benennungen drücken hinlänglich ihre religiöſe Schwärmerei aus. Die Presbyterianer ſind die älteſten Koloniſten der vereinigten Staaten, von ihnen wurde hauptſächlich Neu-England bevölkert.

2. Die Episkopalen, oder die engliſch-biſchöfliche Kirche. Sie breiten ſich ſeit Kur-

zem ſehr ſtark aus. Ihre Liturgie wird bei jedem Gottesdienſte abgeleſen, der übrigens in Predigt und Geſang beſteht. Sie ſind ruhige friedliche Menſchen, frei von Schwärmerei.

3. Die Methodiſten, welche auch in mehrere Sekten zerfallen. Die biſchöflich-methodiſtiſche Kirche iſt die gemäßigte und der presbyterianiſchen ähnlich. Der Gottesdienſt der Independent (unabhängigen) Methodiſten iſt lärmend und tobend. Er beginnt mit Geſang, worauf eine Predigt folgt. Der Prediger geräth nach und nach in Begeiſterung, die eine ſolche Wirkung bei den Zuhörern hervorbringt, daß ſie laut ſtöhnen und mit den Füßen ſcharren. Der Lärm nimmt nach und nach zu, bis endlich Alles tanzt, ſpringt, ſchreit, unter den ſchauderhafteſten Geberden. Dieſer wüthende Tanz wird ſo lange fortgeſetzt, bis ſie unter konvulſiviſchen Zuckungen zu Boden ſinken. Jährlich haben ſie Camp meetings (Feldverſammlungen), welche in den Wäldern gefeiert werden und drei bis acht Tage dauern. Alle eben geſchilderte Auftritte und dazu manche Ausſchweifungen kommen dabei vor. Man errichtet im Walde eine Kanzel und ſchlägt rund herum Zelte auf, die einen großen Kreis bil-

den. Der Prediger weckt jeden Morgen von der Kanzel ſeine Gemeinde mit einer Trompete, welche die Poſaune des jüngſten Gerichts vorſtellt, worauf die Andachtsübungen beginnen. Mehrere Amerikanerinnen, welche die Camp meetings beſuchten, aber nicht zu der Sekte ſich bekannten, verſicherten mir, daß der wüthende Tanz, das Geſchrei und die ſchauderhaften Geberden oft einen ſolchen Eindruck auf ihre Nerven gemacht hätten, daß ſie nebſt den Uebrigen in krampfhaften Zuckungen ohnmächtig hinſanken. Aber auch oft nehmen verliebte Mädchen dieſe günſtige Gelegenheit wahr, einem hübſchen Jüngling, mit einer verſtellten Ohnmacht, in die Arme zu ſinken, um eine zärtliche Bekanntſchaft anzuknüpfen. Zuweilen legen auch die Methodiſten laut und öffentlich bei dieſen Gelegenheiten ein Sündenbekenntniß ab, und drollig genug ſind oft die Beichten junger Mädchen, welche mit ſtammelnder Zunge, klopfendem Buſen und niedergeſchlagenen Augen bekennen, daß ſie den Schwächen des Fleiſches unterlegen haben.

Da ſeit einiger Zeit viele grobe Verbrechen, um dieſe Feldlager herum, verübt worden ſind, ſo hat man es für nöthig erachtet

eine ſtarke Wache beſtändig dabei patrouilliren zu laſſen.

Dieſe Sekte findet unter der Hefe des Volks den meiſten Anhang, auch bekennen ſich viele Schwarze und farbige Menſchen zu ihr. In allen ihren Gebeten herrſcht Schwärmerei und Myſtizismus im höchſten Grade.

4. Die Baptiſten oder Mennoniten ſind eben ſo zahlreich, wie die Methodiſten. Sie taufen blos Erwachſene, welche in einem Fluſſe ganz untergetaucht werden. Bei ihnen, ſo wie bei den Methodiſten, kann Jeder, welcher Neigung dazu fühlt, Prediger werden, ohne ſich durch ein beſonderes Studium dazu vorzubereiten. Ihre Prediger haben keine feſte Beſoldung, ſie werden blos für ihre Predigten bezahlt, weshalb die Aelteſten der Gemeinde in der Verſammlung mit einem Teller umher gehen, worauf ein Jeder nach Belieben ſein Scherflein wirft.

Die Baptiſten glauben, daß Gott, vom Anfange her, eine gewiſſe Anzahl Menſchen zur ewigen Seligkeit erwählt habe, und die übrigen ohne Gnade verdammen werde. Dieſer Glaube hat zuweilen einige ſchwache Perſo-

nen zu einer ſolchen Verzweiflung gebracht, daß ſie ſich erhängten oder ins Waſſer ſtürzten.

5. Die Quäker, ein fleißiges, ſparſames und ruhiges Volk. Sie trinken keine geiſtigen Getränke, gehen zu keinen Luſtbarkeiten, fröhnen der Mode nicht, nehmen keine Aemter und Ehrenſtellen an, leiſten keine Militairdienſte, fluchen und ſchwören nicht, und reden Jedermann mit »Du« an. Ihr Gottesdienſt iſt ſehr einfach und ſtille, ſie verſammeln ſich zu einer gewiſſen Stunde im Gotteshauſe und ſitzen eine Zeitlang mit bedecktem Haupte in ſtummer Betrachtung; dann erhebt ſich einer, welcher ſich begeiſtert dazu fühlt, und hält eine Rede, nach deren Beendigung ſie noch eine Zeitlang in ſtummer Betrachtung ſitzen und dann zu Hauſe gehen. Oft predigen auch Mädchen und Frauen, welche ſich dadurch bei ihnen in großes Anſehen ſetzen. Die Waſſertaufe halten ſie zur Seligkeit nicht nothwendig. Die übrigen Sekten werfen ihnen Heuchelei, Geiz, Geringſchätzung gegen Andersdenkende und Gleichgültigkeit gegen die Wiſſenſchaften, vielleicht nicht ganz ohne Grund, vor. Sie unterſtützen ſich gegenſeitig, weshalb man unter ihnen keine Dürftige findet.

6. Die Univerſaliſten glauben an eine allgemeine Glückſeligkeit. Die ganze Strafe der Schuldigen beſteht blos darin, daß ſie in jenem Leben ihre böſen Thaten bereuen, ihre Geſinnungen ändern und zur Tugend zurückkehren werden. Sie glauben an keine Erbſünde. Chriſtus war ein Prophet von Gott geſandt, die Menſchen zur Tugend zurückzuführen. Sie ſind meiſtens wohlthätige liebenswürdige Menſchen.

7. Die Unitarier verwerfen die Gottheit Chriſti und glauben blos an Gott den Vater, welcher ſeinen heiligen Geiſt zu uns geſandt hat, der übrigens keine Perſon der Gottheit ausmacht, ſondern im Vater vereinigt iſt. Sie ſind wenig zahlreich, und leben meiſt in den nördlichen Staaten.

8. Die Schäker oder shaking quaker. Die Dogmen dieſer Sekte ſind ein Schwulſt von Unſinn und Schwärmerei. Ihr Gottesdienſt iſt noch tobender und raſender als der der Methodiſten. Ihr frommer Tanz beſteht in fortwährendem Springen, unter melodiſchem Geſang und unter Klatſchen der Hände. Zuweilen gerathen ſie in eine ſolche Wuth, daß ſie alle ihre Kleidungsſtücke abwerfen, und

ihre Kräfte in wüthenden Sprüngen erſchöpfen. Auf ein Zeichen des Redners ſtehen ſie plötzlich ſtille; er hält eine kurze Ermahnung, worauf der Tanz von neuem anfängt, der das Zeichen der Freude und der Glückſeligkeit des neuen Jeruſalems bedeuten ſoll. Sie dürfen nicht heirathen, und haben alles Eigenthum gemeinſchaftlich. Sie fluchen und ſchwören nicht, und haben weder Taufe noch Abendmahl. Sie tragen eine beſondere Kleidung, die in einem hellgrauen Frak, Weſte und Pantalons ohne Knöpfe beſteht; ihre Kopfbedeckung iſt ein runder Hut mit breitem zu allen Seiten niederhängenden Rande. Ihre Kolonien nennen ſie Libanon. Sie ſind fleißige Landwirthe, aber wenig zahlreich, und im Abnehmen.

9. Die Dunker ſind fromme biedere Menſchen, welche ſich noch am meiſten der eingewanderten Deutſchen annehmen und es am redlichſten mit ihnen meinen. Sie glauben an eine allgemeine Erlöſung und verwerfen eine ewige Verdammniß. Sie nehmen das Abendmahl, nach altem Gebrauch, nach vorhergehender Fußwaſchung. Es iſt Jedem erlaubt zu predigen. Sie haben eine eigene Tracht

und laſſen die Bärte wachſen. Sie fluchen nicht, ziehen nicht in den Krieg, nehmen keine Zinſen vom Darlehn und klagen Niemand Schuldenhalber vor Gericht an. Sie ſind leider wenig zahlreich.

10. Die Herrnhuter ſind brave und gebildete Menſchen. Sie machen ſich um die Erziehung der Jugend ſehr verdient, und haben Inſtitute zu Bethlehem, Nazareth, Emmaus und Süditz in Penſylvanien. Sie beſitzen große Ländereien, die gemeinſchaftliches Gut ſind. Deutſche Sitten und Sprache haben ſich unter ihnen rein erhalten.

11. Die Harmoniſten ſind eine Kolonie Würtemberger, die, im Allgemeinen ſich dem reformirten Kultus anſchmiegend, unter der Führung eines gewiſſen Rapp am Wabaſchfluſſe in Illinois ſich niedergelaſſen haben. Jeder Eintretende muß ſein ganzes Vermögen abliefern, ſich allen ihm aufgetragenen Arbeiten unterwerfen, wofür er von dem Vorſteher mit Unterhalt und Kleidung verſorgt wird. Herr Rapp iſt geſetzgebende und ausübende Gewalt, jedoch ſind die Mitglieder den Geſetzen des Illinois-Staates unterworfen. Die Amerikaner nennen dieſe Einrichtung Sklave-

rei und beſchuldigen Herrn Rapp eigennützziger und gewinnſüchtiger Abſichten.

Außer den angeführten Sekten gibt es noch: Lutheraner, Reformirte, Katholiken, Juden, Schwenkfelder, Separatiſten u. ſ. w. Auch entſtehen noch immer neue Sekten, welche aber alle zuſammen nur einen unbedeutenden Theil der Bevölkerung ausmachen. Man kann annehmen, daß die Presbyterianer und Episkopalen zwei Fünftel, die Baptiſten und Methodiſten ein Fünftel, die übrigen zuſammen das vierte Fünftel der Bevölkerung begreifen. Ein Fünftel bekennt ſich zu keiner Sekte.

V. Abſchnitt.

Bankweſen. Poſten. Lotterien. Polizei.

Eine allgemeine Klage der Amerikaner iſt, daß die Banken und das Papiergeld den Ruin ihres Landes herbeiführen. Ob ſie wirklich einem Lande nützlich ſind, oder ob die Vortheile, die ſie gewähren, die großen Nachtheile,

welche ſie zur Folge haben, aufwiegen, iſt, nach meiner Meinung, zweifelhaft. Sie haben in einiger Hinſicht viel Gutes, und ſind für den Reiſenden ſehr bequem. Aber ſie vermehren dagegen das zirkulirende Medium auf eine unnatürliche Weiſe, der Preis des Eigenthums und aller Lebensbedürfniſſe ſteigt, Luxus und Ueppigkeit ſind natürliche Folgen, welche beſonders einem Lande wie Amerika, das alle ſeine Luxusartikel aus dem Auslande bezieht, verderblich ſeyn müſſen. Das baare Geld verſchwindet dadurch und das Papier bleibt im Lande.

Die Banken in Amerika werden von einer Geſellſchaft von Kaufleuten, Handwerkern und Farmers unternommen, welche einen beſtimmten Fond nachweiſen und von der Regierung einen Charter (Privilegium) erhalten, eben ſo viel Papiergeld zu prägen und in Umlauf zu ſetzen.

Dieſe Einrichtung, welche in den Seeſtädten ihren Anfang nahm, fand allgemeinen Beifall. Faſt in jedem Dorfe traten die Handwerker zuſammen und errichteten eine Mechaniks-Bank, die Landwirthe eine Farmers-Bank, die Stadteinwohner eine City-Bank, die Un-

ternehmer der Kunſtſtraßen eine Turnpike-Bank und die Brückenbauer eine Bridge-Compagnie-Bank.

Zur Zeit des Krieges in Amerikas blühender Periode hatte das Bankweſen einen trefflichen Fortgang. Als aber, nach wiederhergeſtelltem Frieden, ſeine Produkte nicht mehr geſucht wurden und zu Nichts herabſanken, überdies das Land mit engliſchen Waaren überſchwemmt wurde, wofür das Silber und Gold hinausging, konnten viele Banken, beſonders in den Ackerbau treibenden Gegenden, nicht mehr zahlen. Manche hatten zweimal ſo viel Noten in Umlauf gebracht als ſie Fond beſaßen. Dazu kam eine große Menge nachgemachter Noten aus England; ſelbſt an den Grenzen der vereinigten Staaten wimmelte es von Falſchmünzern, die auf jeder Bank Amerikas Noten nachmachten. Dadurch kamen Millionen falſcher Banknoten in Umlauf, ehe man ſie kannte, und noch jetzt gibt es einige, womit einer den andern zu betrügen ſucht.

Die Banken in den weſtlichen Staaten wurden faſt ohne Ausnahme geſtürzt, ſo daß die meiſten noch immer nicht im Stande ſind

ihre Noten einzulöſen, und darum verlieren ſelbige an manchen Stellen 50 — 75 Prozent.

Jede County hat ihre Banken, die bisweilen in ſo ſchlechtem Kredit ſtehen, daß die Einwohner ihr eigenes Geld nicht nehmen wollen. Der Reiſende thut daher am beſten, ſich mit den Noten der Banken von Newyork, Philadelphia oder der vereinigten Staaten zu verſorgen, die allenthalben in Cours ſind, welches man von den County-Noten nicht ſagen kann, da ſie ſelten außerhalb der reſp. County und niemals über die Grenzen ihres Staats gangbar ſind. Die Noth der Banken war kurz nach dem letzten Kriege ſo groß, daß ſelbſt in den blühendſten Handelsſtädten mehrere inſolvent wurden; doch haben ſie ſich in dieſen letzten Jahren ſehr erholt.

Faſt jeder Staat hat ſeine Lotterie, die ebenfalls Privatunternehmungen ſind. Die Regierung bewilligt gegen einen Theil des Gewinnes einen Charter. Uebrigens ſind ſie faſt nach demſelben Plan, wie die unſrigen, entworfen.

Die Gewandtheit der Unternehmer, um die Menſchen zum Spielen zu reizen und ihnen Looſe zu verkaufen, iſt bewundernswürdig.

Die neuen Lotterien, welche auf die vorhergehenden folgen, ſind niemals ganz nach demſelben Plane eingerichtet. Das Hauptta-lent des Unternehmers iſt darzuthun, daß die letzte vortheilhafter für die Spieler ſey, als die vorhergehende, und es fehlt ihm nie an Gründen dies zu beweiſen. Kein Tag ver-geht, an dem man nicht in den Zeitungen eini-ge die Lotterie betreffende Vorfälle findet, die von den Unternehmern mit vieler Marktſchreie-rei berichtet werden. So nennt ſich das be-deutendſte Lotterie-Büreau in Newyork in den Zeitungen ſtets:

Canefields truly lucky lotterie office, where the goddes fortuna has taken her seat.

(Canefields wahrhaft glückliches Lot-terie-Büreau, wo die Glücksgöttin ihren Sitz aufgeſchlagen hat).

Dieſes Büreau hat ein ungeheures Schild aushängen, worauf die vergoldete Glücksgöttin, mit Goldſäcken umgeben, die eben angeführte Prahlerei zu ihren Füßen le-ſen läßt.

Die Einladungen, Looſe zu kaufen, ſind ungefähr folgender Art:

Wollt ihr den Stein der Weiſen finden, ſo kommt nach Canefields wahrhaft glücklichem Lotterie-Büreau, wo er lange ſchon entdeckt iſt; mit einer Ausgabe von 10 Dollars erlangt ihr 100,000, und zwar ohne Hülfe des Schmelztiegels und Blaſebalgs.

Oder: Ihr Väter, wollt ihr euren Töchtern eine gute Ausſteuer geben, ſo kommt nach Canefields glücklichem Büreau, und kauft euch für 10 Piaſter ein Loos u. ſ. w.

Die Lotterien beſtehen aus 20—30,000 Looſen, deren Preis gewöhnlich 10 Piaſter iſt. Um alle Liebhaber zu befriedigen, wenn der Zuſtand ihrer Börſe ihnen nicht erlaubt ein ganzes Loos zu kaufen, hat man auch Viertel- und Achtel-Loſe. Die Mehrzahl der Gewinne betragen 8 Piaſter. Der Hauptgewinn iſt 100,000 Piaſter, mit einigen Nebengewinnen von 20 und 30,000 u. ſ. w. Die Bezahlung der Preiſe erfolgt nach geſchehener Ziehung auf der Stelle. Die gewonnenen und noch zu gewinnenden Preiſe ſind mit Nummern von Daumenslänge und Dicke in den Zeitungen abgedruckt. Alle übrigen Hazardſpiele ſind verboten. In einigen nördlichen Gegenden kennt man Spielkarten nur dem Namen nach;

in Neu-England wird das Kartenſpiel für ſündhaft gehalten. Um ſo mehr iſt man in den ſüdlichen und ſüdweſtlichen Staaten aufs Spiel erpicht, wo man nicht ſelten in Ermangelung des Geldes einen Neger auf die Karte ſetzen ſieht.

Die Briefpoſten gehören zum Reſſort des General-Gouvernements der vereinigten Staaten. Wegen der ſchwachen Bevölkerung und der ungeheuren Entfernungen bringen ſie der Regierung nichts ein. Vor einigen Jahren mußte ſie noch bedeutend zuſchießen, um dieſe nützliche Anſtalt zu unterhalten. Die Briefe werden mit großer Schnelligkeit befördert und die Portoſätze ſind ſehr mäßig.

Bis zu einer Entfernung von 50 Meilen koſtet ein einfacher Brief 6 Cents, von 50—150 Meilen 12 Cents, von 150—400 Meilen 18 Cents und auf alle Entfernungen über 400 Meilen 25 Cents, welches der höchſte Portoſatz iſt. Ein Cents iſt fünf Pfenninge.

Es iſt nicht rathſam, Banknoten oder Gelder mit der Poſt zu verſenden, indem ſie ſelten an den Ort ihrer Beſtimmung gelangen, und man durchaus keinen Erſatz zu ge-

wärtigen hat, weil die Regierung nicht die geringſte Vertretung leiſtet.

Die Stages (Eilwagen) ſind ein Privat-Unternehmen. Man zahlt 2—8 Cents für die Meile, je nachdem die Route ſtark beſucht wird, oder eine Konkurrenz Statt findet.

Man reiſ't ſchnell und billig mit den Stages, obſchon ſie nicht bei Nacht fahren. Die gewöhnliche Tagreiſe iſt 100 Meilen. Es ſind ſehr elegante Wagen mit 4 der ſchönſten Pferde beſpannt. Der Poſtillon, welcher zugleich die Funktionen des Schirrmeiſters verſieht, fährt vom Bocke mit großer Gewandtheit. Die Pferde laufen entweder einen geſtreckten Trab oder kurzen Galopp; höchſt ſelten fällt ein Unglück dabei vor. Mit einigen dieſer Wagen wird auch die Briefpoſt befördert; ſie erhalten dann den Namen Mailstage. Die Einrichtung von Extrapoſten kennt man hier nicht.

Eine eigentliche Polizei-Behörde gibt es in den vereinigten Staaten nicht, und würde von den Bürgern als eine Einſchränkung ihrer Freiheiten angeſehen werden. Perſonen und Eigenthum finden hier dennoch, zum Ruhme der Einwohner, mehr Schutz und Sicher-

heit, als in manchen europäiſchen Staaten, wo ein ganzes Heer von Polizeibeamten angeſtellt iſt.

In gewiſſen Fällen ſind die Squires (Friedensrichter) und Constables (Gerichtsdiener) auf dem Lande, und in den Städten die Mayors (Maires) und Watchmen (Stadtgarden) die Handhaber der Polizei; in Betreff derſelben die engliſchen Geſetze angewandt werden. Ein Jeder kann ohne Paß das ganze Gebiet der vereinigten Staaten durchreiſen, dennoch hält das Entkommen eines Verbrechers ſehr ſchwer, und die Landſtraßen ſind ſicher.

VI. Abſchnitt.

Wiſſenſchaften. Künſte. Erziehungsanſtalten.

Das Feld der Literatur iſt in Amerika noch wenig bebaut; wir haben außer Irvings, Everetts und Coopers Schriften wenig, was einer beſondern Aufmerkſamkeit werth wäre, in unſerer Mutterſprache überſetzt. Die mei-

ſten in Amerika erſchienenen Bücher ſind Abhandlungen über materielle Gegenſtände, Sammlungen von Thatſachen und Compilationen. Die einheimiſchen poetiſchen Werke und Romane finden keinen Beifall.

Die Literatur in der engliſchen Sprache iſt hier ſchon ſchlecht, aber die der deutſchen unter aller Kritik. In den Seeſtädten erſcheint kein einziges deutſches Blatt mehr, und in den Zeitungen der Landſtädte im Innern Penſylvanias und im Ohio-Staate wird gewöhnlich der deutſchamerikaniſche Bauerndialekt gebraucht, welcher mit engliſchen Brocken vermiſcht iſt, weil die daſige Leſewelt das reine Hochdeutſch nicht verſtehen würde. Ueberhaupt wird in Zeit von 20 Jahren die deutſche Sprache ganz aus Amerika verſchwunden ſeyn, da weder eine deutſche Schule mehr beſteht, noch die jetzt aufwachſende Generation ein Wort Deutſch ſpricht oder ſprechen will, ſelbſt, wenn ſich die Eltern dieſer Sprache bedienen.

Als eine Urſache der geringen Fortſchritte ihrer Literatur geben die Amerikaner an, daß ihr Land noch zu jung und zu arm ſey, und daß der Menſch zuerſt für das Nothwendige ſorgen müſſe, ehe er auf die Produkte des

Geiſtes denken dürfe. Und hierin iſt allerdings ein Grund zu ſuchen; denn da in Amerika ein Jeder für ſich ſelbſt ſorgen muß, ſo hat Niemand Muße, ſich mit literariſchen Beſchäftigungen abzugeben. In allen Landſtädten ſind kleine Bibliotheken, welche durch den Beitrag der Kaufleute, Handwerker und Farmers angeſchafft worden ſind. Dieſe ſchöne Anſtalt, welche auch bei uns Nachahmung verdiente, das Leſen der Zeitungen, die allgemeine Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, das öffentliche Verfahren der Gerichte machen den amerikaniſchen Landmann mit der Verfaſſung ſeines Landes vertraut, bilden ſeinen Verſtand aus und geben ihm in vieler Hinſicht das Uebergewicht über unſere deutſchen Landleute.

Politik iſt das Lieblingsthema der Amerikaner. Mehr als tauſend Zeitungen erſcheinen in den vereinigten Staaten, worin man aber keine gelehrte Abhandlungen ſuchen darf. Sie enthalten die Verhandlungen des Kongreſſes und der verſchiedenen Regierungen der Staaten, politiſche Neuigkeiten aus Europa und den übrigen Welttheilen, Tagesneuigkeiten und Mord- und Raubgeſchichten. Aber

zwei Drittel der Kolonnen ſind mit Anzeigen von Univerſal-Medizin, Quackſalbereien, Lotterie- und kaufmänniſchen Nachrichten und ſonſtigen Marktſchreiereien angefüllt.

Jeder Buchdrucker iſt zugleich Redakteur einer Zeitung. In den Seeſtädten erſcheinen die Zeitungen täglich in großem Imperial-Format, mit ſieben Kolonnen. Der Jahrgang koſtet 10 Piaſter. Die Zeitungen im Innern des Landes erſcheinen wöchentlich nur ein oder zweimal, wovon der Jahrgang 2—4 Piaſter koſtet.

Die höheren Bildungsanſtalten ſind ſo koſtſpielig, daß Jünglinge ohne Vermögen nicht daran denken können ſich den Wiſſenſchaften zu widmen.

Die Univerſität in Virginien iſt die einzige, welche alle vier Fakultäten in ſich vereinigt. Die übrigen ſind weiter nichts als unſere Gymnaſien. Nachdem die Studenten die Humaniora beendigt haben, gehen die, welche Jura ſtudiren wollen, zu einem Advokaten, und erlernen zu gleicher Zeit Theorie und Praxis. Nach einer dreijährigen Lehrzeit werden ſie geprüft, und erhalten die Er-

laubniß zu praktiſiren, oder, nach ihrem Ausdruck, They are admitted to the bar.

Der Theologe macht ſeinen Kurſus bei dem erſten beſten Landpfarrer, läßt ſich prüfen und ſucht eine Predigerſtelle zu erhalten. Blos die Presbyterianer, Episkopalen, Katholiken, Lutheraner und Reformirten haben ſtudirte und wiſſenſchaftlich gebildete Prediger. Bei allen anderen Sekten findet man Handwerker, als: Schmiede, Schuſter, Tiſchler u. ſ. w. auch zugleich als Prediger.

Viele aus Irland und Deutſchland gewanderte ehemalige Offiziere und Handlungsdiener ſieht man hier die Kanzel beſteigen, und ſich oft einen großen Ruf erwerben, wobei es ihnen denn auch an theologiſchen Zöglingen nicht mangelt. Die gewöhnliche Beſoldung eines Landpfarrers beträgt 600—1000 Piaſter, in den Städten haben ſie 2—3000. Fünf vortreffliche Lehranſtalten zur Bildung von Ärzten und Wundärzten zählt Newyork, Philadelphia, Baltimore, Lexington in Kentuki und Fairfield. Die jungen Ärzte werden nach einer dreijährigen Vorbereitung geprüft, und erhalten alsdann das Doktordiplom. In den meiſten Staaten dürfen nur geprüfte Ärzte

ihre Kunſt ausüben; aber in einigen, worunter auch Penſylvania, wimmelt es von Quackſalbern und ſogenannten indianiſchen Wunderdoktoren.

Die Ärzte auf dem Lande haben ihre eigenen Apotheken, die, wie man leicht denken kann, nicht zum beſten aſſortirt ſind. Bisweilen machen einige Merkurial-Präparationen, etwas Brechweinſtein, Ipekakuanha, Jalappe, Rhabarbar und vielleicht einige ſelbſtgeſammelte Kräuter den ganzen Inhalt aus. Merkur iſt die Hauptarznei, womit alle Uebel geheilt werden.

In den ſchönen Künſten ſind die Amerikaner noch ſehr zurück. Außer den Gemälden des Malers Weſt aus Boſton, welcher ſich gegenwärtig in London aufhält, hat Amerika nichts in dieſer Kunſt aufzuweiſen. Die Ladys lernen zwar malen, leiſten aber wenig darin. Auch ſcheinen ſie nicht viel Sinn dafür zu haben, denn man ſieht höchſt ſelten Gemälde oder Kupferſtiche ſelbſt in ſchön meublirten Häuſern.

Auch in der Tonkunſt werden die Amerikaner ſchwerlich jemals etwas leiſten: es mangelt ihnen durchaus an muſikaliſchem Ta-

lente. Zwar findet man in den Städten in jedem anſehnlichen Hauſe ein Fortepiano, aber die Ladys haben weder Luſt noch Geduld genug dazu, es zu einiger Vollkommenheit zu bringen.

Ueberhaupt ſcheint Unbeſtändigkeit ein Nationalfehler der Amerikaner zu ſeyn; ſie haben dies mit ihrem Klima gemein, welches auch ſeinen Einfluß auf die Menſchen in dieſer Hinſicht ausüben mag. Die Amerikaner verwenden ſehr viel auf die Erziehung ihrer Töchter. Faſt allenthalben findet man glänzende weibliche Inſtitute, worin die Ladys Gelegenheit haben alles zu lernen was zu ihrer Ausbildung beitragen kann; aber ihre wenige Ausdauer läßt nicht zu, daß ſie irgend einer Wiſſenſchaft lange ihre Aufmerkſamkeit ſchenken. Man ſcheint auch wohl zu fühlen wo der Schuh drückt, und das Lob: He is persevering (Er iſt ausdauernd) wird nur ſelten Jemanden ertheilt.

Die Bildhauerkunſt wird hier von einigen Italienern ausgeübt, den Amerikanern iſt ſie fremd. Die Säulenkapitäler und andere Verzierungen der Prachtgebäude läßt man aus Italien kommen.

Der muſikaliſche Unterricht iſt auf dem Lande blos auf den Kirchenchoral beſchränkt. Am Sonnabend verſammeln ſich die jungen Leute im Schulhauſe, wo ein Irländer oder Jankee Unterricht im Singen ertheilt. Die Kirchengeſänge ſind mit vielem Fleiß und muſikaliſcher Präziſion einſtudirt und daher ſehr melodiſch. Die Melodien ſind feierlich und erhaben, und aus der beſten deutſchen, italieniſchen und ſchottiſchen Kirchenmuſik entnommen.

Die bildenden Künſte haben in Amerika bis jetzt wenig Aufmunterung gefunden. Alle Staatsmänner haben ſtets Ackerbau und Handel als zwei zur Nationalwohlfahrt unbedingt nothwendige Gewerbe betrachtet und ihr Augenmerk nur auf ſie gerichtet.

In der Mechanik ſind die Amerikaner unſtreitig ſehr weit vorgeſchritten. Sie ſind die Erfinder vieler neuen Maſchinen, und noch täglich werden neue Erfindungen gemacht. Sie haben die Dampfkraft zuerſt, bei der Schifffahrt ſowohl als bei vielen anderen Manufakturen, angewendet. Ihre Ackergeräthſchaften, die Werkzeuge der Handwerker, ihre Wagen, Schiffe, Mühlen u.

ſ. w. haben unbedingt den Vorzug vor den unſrigen.

VII. Abſchnitt.

Reichthum. Handel. Fabrikweſen.

Obgleich in den vereinigten Staaten wenig große Kapitaliſten anzutreffen ſind, auch das baare Geld ſehr rar iſt, ſo iſt doch vielleicht nirgends mehr allgemein verbreiteter Wohlſtand und weniger Armuth anzutreffen.

Als Napoleons Kriege Europa verheerten und dem Ackerbau die nothwendigen Hände entzogen, das Blokade-Syſtem den Engländern den Handelsverkehr mit dem Kontinent ſperrte und nur Amerikas Schiffe in europäiſche Häfen einlaufen durften, blühte das goldene Zeitalter der vereinigten Staaten. Das Geld ſtrömte in ihre Städte, ihr blühender Handel bereicherte ſchnell den Kaufmann, und der ungeheure Preis aller Produkte machte den Landmann übermüthig und üppig. Daher läßt ſich auch die Theilnahme der Ame-

rikaner an Napoleons Schickſal erklären. Es gehörte zu dieſer Zeit nur ein wenig Fleiß und Sparſamkeit dazu, um ein reicher Mann zu werden. Menſchen aus den niedrigſten Klaſſen wurden Kapitaliſten. So kam z. B. ein armer Kuchenbäcker aus der Pfalz zu Frederiksburg in Virginien an, der mit genauer Noth die erſten 25 Pfund Mehl geborgt bekam, um ſein Gewerbe anzufangen; jetzt beſitzt er ein Vermögen von einer halben Million Dollars. Stephan Gerard, ein Franzoſe, kam als ein armer Krämer nach Philadelphia, und iſt jetzt der reichſte Mann in den vereinigten Staaten, er wird auf 10 Millionen geſchätzt. Ich habe deutſche Barbiere gekannt, die ſich ein Vermögen von 20,000 Dollars mit ihrem Handwerke erworben hatten. Solcher Beiſpiele könnte man unzählige anführen.

Sobald der Friede in Europa wieder hergeſtellt war, fing das baare Geld an in Amerika zu verſchwinden. Europa brauchte die Produkte der nördlichen Staaten nicht mehr und ihre Ausfuhr wurde auf die Antillen und Süd-Amerika beſchränkt. Auch die Produkte der ſüdlichen Staaten, Taback, Reis, Baumwolle, Zucker ſanken im Preiſe faſt zu nichts

herab. Da aber die Einfuhr von fremden Waaren und Luxusartikeln ſich nicht verminderte, ſo war das Verſchwinden des Goldes und des Silbers eine natürliche Folge.

Die amerikaniſchen Manufakturen ſind nicht im Stande, auch nur den zehnten Theil des Waarenbedarfs zu liefern; Luxusartikel werden ſehr wenige in den vereinigten Staaten fabrizirt. Alles was man hier Elegantes und Schönes von Herren- und Damenputz ſieht, wird von England und Frankreich eingeführt. Sehr oft hat man ſich im Kongreß über die Mittel und Wege berathen, die Einfuhr fremder Waaren zu hemmen, und die inländiſchen Manufakturen in Flor zu bringen. Allein da alle Staatsausgaben von den Impoſtgefällen der fremden Waaren beſtritten werden, ſo würde das Verbot der Einfuhr den Kongreß in große Verlegenheit ſetzen, indem die Auflagen bedeutend erhöht werden müßten, welches ſich das Volk ſchwerlich gefallen ließe. Welchen Stoß der Handel in dem Zeitraum von 1818 bis 1822 erhielt, iſt aus den vielen Bankerotten hervorleuchtend, deren Zahl ſich in Newyork in Einem Jahre über 1000 belief. Obſchon dieſe Bankerotte

nicht ſelten mit vollen Taſchen gemacht werden, ſo ſind ſie doch ein Beweis vom Verfall des Handels. Auch vermehrt die Nachſicht der Juſtiz dieſe Bankerotte. Kann oder will ein Schuldner nicht bezahlen, ſo bringt er ſein Vermögen in Sicherheit, indem er ſeine Mobilien und Immobilien ſeinen Verwandten oder Freunden pro forma verkauft. Alsdann geht er ins Gefängniß, läßt ſich vor dem Gericht als bankerot erklären, und ſchwört vor einer verſammelten Jury, daß er kein Vermögen habe. Hiemit hat das Konkurs-Verfahren ein Ende. Der Sherif verkauft was er noch bei dem Schuldner vorfindet, welcher nach Verlauf von zehn Tagen ſeine Freiheit wieder erhält. Oft accordirt er auch mit ſeinen Gläubigern, die ſich zuweilen mit 20 Prozent abſpeiſen laſſen.

Trotz des Geldmangels und der Wohlfeilheit aller Lebensmittel, erhalten die Taglöhner, Handwerker und Fabrikarbeiter noch immer einen hohen Arbeitslohn. Der Taglohn eines Handwerkers iſt zwei Dollars und der eines Arbeitsmanns Einer. Doch gibt es Gegenden, wo dieſer Lohn ſchon um ein Drittel weniger iſt. In den weſtlichen Staaten

werden die Arbeiter zum Theil mit den Erzeugniſſen des Landes bezahlt. In der Erndtezeit hat man ſchon fünf Büſchel Weizen für die Arbeit eines Tages gegeben. Zur Zeit der Schifffahrt kann ein Arbeiter in Neu-Orleans 6—8 Dollars täglich bei dem Einladen der Schiffe verdienen.

Die häufigen Auswanderungen aus England, Frankreich und Deutſchland haben in jedem Geſchäft eine große Konkurrenz herbeigeführt; beſonders ſind die ſtädtiſchen Gewerbe überſetzt. Jedoch hat ſich ſowohl der Handel als das Fabrikweſen in dieſen letzten Jahren wieder ſehr erholt. Allenthalben ſieht man Baumwollenſpinnereien, Tuch-, Leder-, Glas-, Papier- und Eiſenwaarenfabriken errichten. Auch fängt man an, die feineren Artikel des Luxus zu verfertigen. Die Damen flechten ſich Hüte aus Gras, deren Gewebe und Feinheit die beſten italieniſchen Strohhüte übertreffen.

Die künſtlichen Blumen, welche man in Newyork und Philadelphia macht, geben den Pariſern an Schönheit und Geſchmack nichts nach. Die Newyorker Teppiche übertreffen die Londoner in Farben und Deſſin. Blos

der hohe Arbeitslohn hindert die amerikaniſchen Fabriken empor zu blühen.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Beſchluß.

Der Charakter der Amerikaner der öſtlichen und weſtlichen Staaten iſt ſo verſchieden von dem der ſüdlichen und ſüdweſtlichen, daß man kaum ihren gemeinſchaftlichen Urſprung aus denſelben Völkern noch erkennen kann, woran man nur noch durch die nämliche Sprache erinnert wird. Es iſt daher unmöglich, etwas Allgemeines über Sitten, Charakter und Gebräuche der Bewohner der vereinigten Staaten zu ſagen, das für Alle zugleich paſſend ſeyn würde.

Aus der Verſchiedenheit der Einrichtungen, der Denkungsart und der Sitten, und der hieraus entſtandenen verſchiedenen Intereſſen der Staaten iſt eine gegenſeitige Abneigung unter den Bewohnern des Südens, Weſtens

und Nordens hervorgegangen, welche ſich bei den Verhandlungen des Kongreſſes zu Washington immer deutlicher zeigt und jährlich zunimmt. Die Sitzungen werden immer ſtürmiſcher, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß dieſe Abneigung in thätigen Haß ausarten wird, der zuletzt eine Trennung der Union in drei verſchiedene Reiche, nämlich des Südens, Weſtens und Oſtens, herbeiführen wird. Die Zeitungen tragen nicht wenig dazu bei, durch beſtändiges Spotten, Necken und Schimpfen dieſe gegenſeitige Abneigung zu unterhalten und zu vermehren. So las ich z. B. in der Newyorker Abendpoſt, bei der Nachricht von einer entdeckten Verſchwörung der Neger zu Charlston in Südkarolina, die man deswegen dutzendweiſe aufhing, unter anderen folgende auffallende Stelle: Vielleicht werden wir noch die Zeit erleben, daß die Neger, der Unterdrückung müde, und vom Gefühle der Freiheit begeiſtert, ihren Tyrannen die Hälſe brechen werden. Wir ſind überzeugt, daß alsdann keiner unſerer nordiſchen Mitbürger ein Gewehr ſchultern wird, um den ſüdlichen Kannibalen gegen die armen unterdrückten Neger beizuſtehen.

Ueberhaupt iſt die Sklaverei des Südens ein Dorn im Auge der Bewohner der übrigen freien Staaten, und ſie iſt es, die hauptſächlich zuerſt einen Bruch zwiſchen ihnen veranlaſſen wird. Die Repräſentanten der nördlichen Staaten machen ihre ſüdlichen Kollegen im Kongreß oft lächerlich, dadurch, daß ſie, während dieſe mit pomphaften langen Reden ihre Nation als die freiſte, glücklichſte und aufgeklärteſte der Welt preiſen, ſie darauf aufmerkſam machen, wie dies ihr Lieblingsthema vor den Fenſtern des Kapitols nur zu oft auf dem Rücken der armen Neger bewieſen wird; welche daſelbſt entkleidet, gebunden und ſo grauſam gepeitſcht werden, daß die Haut nicht ſelten in Fetzen vom Leibe hängt, vielleicht blos weil ihre Herren den geſtrigen Rauſch noch nicht ausgeſchlafen haben und deshalb übler Laune ſind; oder wenn ganze Negerzüge, an eine Kette geſchloſſen, mit der Peitſche vor dem Kapitol vorbeigetrieben werden, die man darauf nach Louiſiana einſchifft und in den Zuckerplantagen verkauft.

Die Deputirten der ſüdlichen Staaten üben einen überwiegenden Einfluß im Kon-

greß aus; faſt alle Präſidenten und höchſten Staatsbeamten ſind aus ihrer Mitte gewählt. Der gegenwärtige Präſident Adams, ein Yankee, erhielt nur dadurch die Mehrzahl der Stimmen für ſich, weil der Süden und Weſten ſich in der Präſidentenwahl nicht einigen konnten, indem einige Staaten für den General Jackſon, andere für den Senator Clay, und wieder andere für den Sekretair des Innern, Crawford, ſtimmten.

In manchen einſamen Stunden, deren es ſo viele in den amerikaniſchen Wildniſſen zu verleben gibt, ſtellte ich Vergleichungen zwiſchen der alten und neuen Welt an, die aber meiſt immer zum Vortheil der erſteren ausfielen. Unſtreitig herrſcht in der neuen Welt weniger Armuth und Elend, weil eine ackerbautreibende, arbeitſame ſchwache Bevölkerung über einen größtentheils üppigen, fruchtbaren Boden von ungeheurem Umfange vertheilt iſt, mithin die nothwendigſten Lebensbedürfniſſe in Ueberfluß erzeugt, und ſelbſt von dem Dürftigſten leicht erworben werden können;

doch möchte ich behaupten, daß ſelbſt die große Maſſe des Volks in Europa glücklicher und zufriedener ihre Tage verlebt als diejenige in Amerika.

Faſt alle unpartheiiſchen Nordamerikaner, welche ſich einige Zeit in Deutſchland oder Frankreich aufgehalten haben, ſtimmen darin mit mir überein. In einer zahlreichen Geſellſchaft, die aus Amerikanern und Europäern beſtand, und worin dieſes Thema verhandelt wurde, äußerte eine gebildete und verſtändige Dame aus Newyork, die ſich mehrere Jahre in Deutſchland aufgehalten hatte, dieſelbe Meinung. In Deutſchland, ſagte ſie, geht Alles ruhig den einmal angenommenen Gang. Ein Jeder hält ſich zu ſeines Gleichen und ſcheint zufrieden in der Sphäre, worin er ſich bewegt. Der Taglöhner, der Handwerker, der Kaufmann, eine jede Klaſſe lebt und iſt zufrieden in fröhlichem Umgange unter ſich.

Aber in der Bruſt des Amerikaners aller Stände toben die Leidenſchaften des Hochmuths, der Habſucht und des Ehrgeizes. Dieſe ma-

chen ihn gleichgültig gegen die Geſellſchaft ſeines Gleichen, er ſtrebt nur nach der der höhern Stände, und fühlt ſich durch deren Vernachläſſigung gekränkt und unbehaglich. Ein raſtloſes ängſtliches Streben, ſich Reichthum zu erwerben, um es den Reichern gleichthun zu können, iſt allen Amerikanern in einem ſehr hohen Grade eigen; es erhält ſie in einer immerwährenden Anſtrengung ihrer Geiſtes- und Körperkräfte, und bringt jene erſtaunlichen Wirkungen und neuen Erfindungen hervor, welche der Europäer an dem Amerikaner bewundern muß.

Wir ſehen die Amerikaner, ſelbſt unter günſtigen Umſtänden, ſich dem Zirkel ihrer Bekannten und Freunde entreißen, und in einem unwirthlichen einſamen Walde ſich gleichſam vergraben. Nach einigen Jahren, unter unglaublichen Entbehrungen und Anſtrengungen hingebracht, ſieht man eine Plantage, ſtatt des Waldes, mit ſchönen Obſtgärten und Kornfeldern wie hingezaubert da ſtehen. Doch ſelten genießt der erſte Anbauer die Früchte ſeiner übermäßigen Anſtrengungen, welche ſeine Lebensjahre verkürzen, ſeine Kräfte hinweg-

nehmen und ihn als ein Opfer des Ehrgeizes in ein frühzeitiges Grab ſtürzen.

Die Dame, welche ſich auf dieſe Art über ihre Landsleute äußerte, war die Gattin eines Deutſchen aus Frankfurt a. M. Ihr Gemahl, von Sehnſucht nach ſeiner Vaterſtadt getrieben, verließ mit ſeiner Frau Amerika, und hielt ſich drei Jahre in Deutſchland auf. In dieſer Zeit hatte die liebenswürdige Amerikanerin das Vaterland ihres Mannes ſo lieb gewonnen, daß ſie nur durch die anhaltenden Bitten und das Zureden ihres Gatten bewogen werden konnte, nach Amerika zurückzukehren. Noch immer ſpricht ſie mit Hochachtung von den Deutſchen und wünſcht bei ihnen ihr Leben zubringen zu können. Unter allen Amerikanern ſind die Neu-Engländer als die gebildetſten, thätigſten und liebenswürdigſten Menſchen im Umgange anerkannt. Sie verwenden am meiſten auf die Erziehung ihrer Jugend und haben die beſten Schulen. Selbſt in den kleinſten Dorfſchulen werden, nebſt Leſen und Schreiben, auch Geographie, Mathematik und nicht ſelten die alten Sprachen gelehrt.

Vielleicht nirgends in der Welt ſind die Glücksgüter ſo gleichmäßig vertheilt als hier. Ein allgemein verbreiteter Wohlſtand iſt allenthalben ſichtbar. Reichthum findet man nur in einigen großen Seeſtädten unter den Schiffseigenthümern, wovon einige Millionaire ſind, und 50 — 100 Fahrzeuge auf der See haben. Die Bewohner der Mittelſtaaten ſind den engliſchen Sitten nicht ſo treu geblieben als die Neu-Engländer, ihre Nachbarn. Ihr Charakter iſt vielmehr ein buntes Gemiſch, von dem der verſchiedenen Nationen, aus denen ſie entſprungen ſind, zuſammengeſetzt. Unter ihnen ſind die Deutſchen als die fleißigſten und ehrlichſten Landwirthe anerkannt; darum hat auch Penſylvanien, wo ſie ſich am meiſten niedergelaſſen haben, den reichſten Bauernſtand und man erkennt gleich an den ſorgfältig angebauten Ländereien und ſoliden Wohnungen die Heimath des Deutſchen. Es iſt auffallend, daß ſie ſich faſt ausſchließlich dem Ackerbaue widmen. Auch iſt es ihnen eigen, ſich nicht von den in den öſtlichen und Mittelſtaaten herrſchenden Religionsſchwärmereien anſtecken zu laſſen. Sie bleiben der Religion ihrer Väter treu. Die meiſten ſind Lutheraner und Re-

formirte, und nur Wenige Katholiken. Die Bewohner der ſüdlichen Staaten zeichnen ſich durch eine ſeltene Gaſtfreiheit, Großmuth, Aufrichtigkeit und ein theilnehmendes Weſen aus, welche ſchöne Züge aber durch Trägheit, übermäßigen Hang nach ſinnlichen Vergnügen, Hochmuth und Gleichgültigkeit gegen alle Religion verdunkelt werden. Die Erziehung ihrer Jugend wird von ihnen vernachläſſigt, wovon ein Theil faſt ohne allen Unterricht aufwächſt.

Die nordweſtlichen Staaten ſind getreue Kopien der öſtlichen, von woher ſie ihre Bevölkerung erhalten haben.

Die ſüdweſtlichen Staaten haben ihre Bevölkerung aus den ſüdlichen erhalten. Ihre Bewohner haben die Laſter der alten Staaten mit in ihre Wälder herübergenommen, ohne deren Tugenden auszuüben. Man will behaupten, daß hier in Verhältniß zu der Bevölkerung die meiſten groben Verbrechen begangen werden. Mordthaten ſind, nach Verhältniß, in Amerika häufiger als in Deutſchland; nur werden ſie zum Theil durch andere Urſachen herbeigeführt. In Deutſchland wer-

den vielleicht die meiſten Mordthaten verübt, um ſich des Vermögens des Gemordeten zu bemächtigen, aber bei dieſen mehr leidenſchaftlichen Amerikanern oft durch geringfügige Umſtände veranlaßt. Eine unbedeutende Verläumdung, eine Grobheit iſt hinreichend, daß ein Nachbar dem andern ſein Meſſer durch die Rippen ſtößt. Durch die Nachſicht der Juſtiz werden leider ſolche Thaten immer häufiger.

Mit Vergnügen bemerkt man bei den Anglo-Amerikanern eine große Reinlichkeit in der Kleidung und in den Häuſern, und eine vorzügliche Hochachtung für das weibliche Geſchlecht. In Hinſicht der Kleidung unterſcheiden ſich die Stände wenig, auch wird ein Mädchen hier nicht getadelt, wenn ſie ſich koſtbarer kleidet, als ihre Verhältniſſe zu erlauben ſcheinen. Im Gegentheil, es heißt alsdann: She is a fine Girl, she dresses herself decent. (Sie iſt ein artiges Mädchen, ſie kleidet ſich anſtändig). Es iſt etwas Unerhörtes, daß ein Amerikaner ſeine Frau oder irgend ein anderes weißes Frauenzimmer thätig mißhandelt habe. Zank und Streit im ehelichen

Leben gehören hier wirklich zu den ſeltenen Erſcheinungen. Nur kam es mir immer vor, als ob die innige Vertraulichkeit, welche man bei uns unter den Eheleuten ſieht, hier gänzlich mangele. Schon der Umſtand, daß der Mann ſeine Frau Mistres N. anredet, oder ſie auch im Geſpräch mit einem Andern ſo nennt, ſcheint darauf hinzudeuten. Auch die Frau nennt ihren Mann Master N. und ſpricht in Geſellſchaft von ihm auf eine Art, daß ein Fremder glauben muß, ſie ſpräche von einem Bekannten, der ſie weiter nichts anginge. Die Kinder erleiden von den Eltern oder Lehrern höchſt ſelten körperliche Züchtigungen. Es ſcheint, daß das vorherrſchende republikaniſche Freiheitsgefühl ſich bis auf die Kinder ausdehne, welche man durch Züchtigung zu entehren und ihren Muth und ihr Ehrgefühl dadurch zu erſticken glaubt. In der That bemerkt man bei den Kindern ein feines Gefühl für Ehre und Schicklichkeit, und, ohngeachtet der großen Nachſicht der Eltern, kann man eben nicht ſagen, daß die Jugend hier ausgelaſſen iſt. Unſere ſtrenger erzogene Jugend läßt ſich im Gegentheil mehr loſe Streiche zu Schulden kommen, als die amerikaniſche.

Was das Klima anbetrifft, ſo ſcheint es in keiner Gegend Amerikas dem menſchlichen Geſchlechte ſo zuträglich, als unſer europäiſches. Nirgends findet man die üppige Fülle der Geſundheit und Lebensluſt, die man bei unſerer Jugend zu ſehen gewohnt iſt. Die Europäer, welche nach Amerika kommen, behalten ſelbſt in den nördlichen Staaten das friſche Roth ihrer Wangen nur wenige Jahre. Auch eine große Menge unſerer Früchte ſcheinen nicht darin gedeihen zu wollen; Aepfel und Pfirſiche ſind die einzigen Arten, welche gut gerathen. Pflaumen, Kirſchen, Aprikoſen, Weintrauben, Mandeln, Oliven, ſelbſt unſere Wallnüſſe wollen nirgends recht fortkommen. Sogar die Kartoffel, ein dort einheimiſches Gewächs, ſteht der unſerigen weit nach, und oft werden welche von Irland nach Amerika gebracht, die an den Tafeln der Vornehmern als ein Leckerbiſſen verzehrt werden. Auch die tropiſchen Gewächſe des Südens von Amerika kommen den oſtindiſchen und europäiſchen bei weitem nicht gleich. Nur Rankengewächſe aller Art, z. B. Melonen, Gurken, Kürbiſſe, Tomates u. ſ. w. gedeihen hier vortrefflich. Doch wird Amerika wahrſcheinlich ein herrli-

ches Klima bekommen, wenn die ungeheuren Wälder, worin Millionen faulender Bäume und anderer in Fäulniß übergehender Subſtanzen giftige Dünſte verbreiten, einmal weggeräumt ſind, worüber aber noch wohl mehrere Jahrhunderte vergehen werden.

Münster 1828,
gedruckt mit Coppenrathſchen Schriften.

E
165
.H88
1828

13162
7604
G&P
AF
3228c
5/11/8
eoo